Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

1. Jahrgang – Nr. 23

Sonntag, 7. Juni 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Blumen, die da blühen

Es sind ja nicht alle so glücklich, daß sie ihre Kindheit mit bunten Spielen in kleinen Blumengärten oder auf weiten Wiesen vertun durften. Das war auch bei uns nicht so; denn unser elterliches Haus stand mitten in der Stadt grob und ungeschlacht an der Kreuzung zweier lauter, ewig unruhiger Straßen. Und was wir da Werktags sahen, war nichts als die Nachbarhäuser, die sich nur wenig von dem unsrigen unterschieden, viele Menschen, die uns begegneten, die aber nie freundlich waren und eilig vorüber gingen, als hätten sie sich verirrt. Dafür ereignete sich dann ab und zu etwas ganz Ungewöhnliches, was unsere kindliche Phantasie mächtig erregte. Es ging ein Flieger ganz niedrig über unsere Häuser dahin, so daß wir um die Schornsteinen bangten und viele Nächte darob unruhig schliefen. Oder es kam der Zirkus durch die Straßen mit seinen Elefanten und wilden Tieren, die in ihren Wagen fürchterlich brüllten. Ich weiß, wie uns darob die Kinder, die von der Stadtgrenze zu uns in die Schule kamen, sehr beneideten; denn sie wußten von dem „Neuen" ja nicht viel und drängten ihre Eltern, daß sie Sonntags nachmittags mit ihnen in die Stadt gingen. Bei uns war das nun gerade umgekehrt. Wir waren am Freitag von der Schule immer gleich hinausgelaufen vor die Stadt, hätten uns den ganzen Nachmittag in die Wiesen getummelt, wilde Räuberspiele gespielt und hinterher von den dicken Butterstullen gegessen, die wir sie uns in den Pausen auf dem Schulhof mit den Kameradkindern wohl austauschten. . . . .

*

Ich kann mich noch sehr gut erinnern, daß ich mir die Himmelswiese, von der die Mutter uns erzählte, daß dort die Engel artige Spiele spielen, immer so vorstellte wie ein kleines Stückchen grünes Land, das wir einmal an einem Sonntagnachmittag mit Vater draußen vor der Stadt entdeckt hatten und das von Wald rings ganz umgeben war, so daß man nichts anderes sehen konnte als eine winzige Kirchturmspitze, die vom fernen Dorf her in unser Paradies schaute. Das war nun die Himmelswiese ganz gewiß, denn als wir sie zum zweitenmal betraten, war sie ganz überzogen mit weißen Pusteblumen", wie wir sagten. War das ein Erlebnis, wenn wir hier eine Viertelstunde verweilen und unsere kindlichen Spiele treiben durften. Und wir wurden garnicht müde, die wolligen Blumen zu pflücken und dann mächtig aus unseren kleinen Lungen zu blasen, so daß unzählig viele weiße Dinger in der Luft tanzten und ganz sachte wie winzige Fallschirme zur Erde schwebten. War das eine Pracht hier draußen! Die grüne Wiese, übersät von weißen Blumensternen und der schattige Wald umher, in dem doch sicher Rehe waren (es genügte ja völlig, daß wir dies glauben konnten!). —

Einmal sah ich die Schwester, die schon aus der Schule war, mit einer Pusteblume mitten in der Wiese stehen. Sie zählte mit genauer Sorgfalt die Stauden, die auf ihrer Blume stehen geblieben waren und lächelte dabei ganz verklärt. Viele Jahre später hat sie mit einmal ihre Gedanken verraten, die sie damals hatte, und behauptete, daß ihr die Pusteblume die Wahrheit gesagt habe . . . .

So viel Poesie und glückliche Kindheitserinnerungen spannt sich um jene Blume, die wir nachher als den — wie es im Naturkundbuch stand — „gemeinen" Löwenzahn wiedererkennen mußten. Und all die Verachtung mußten wir mit anhören, die man dieser Blume entgegenbringt, und alle Unarten, die man ihr nachsagt. Und fast haben wir selbst auch unsere erste Liebe zur „Pusteblume" über all das vergessen. Vielleicht aber kam das auch daher, daß wir die weite Wiese verloren haben, seit wir groß wurden und im Alltag unseren Mann stehen mußten. Auf der großen Suche nach Erlebnissen und Genüssen, die dann begann, haben wir die „Himmelswiese" längst schon übersehen. —

Aber wir haben damit ja die Liebe zu den Blumen nicht aufgegeben; denn wer könnte ohne Liebe zu ihnen leben, die doch uns Menschen Inbegriff alles Schönen und Herrlichen geworden sind. So haben wir unsere Liebe auf die „edleren" Geschwister der armen Pusteblume übertragen und sind damit unserer Sehnsucht gefolgt, das Schöne auf dieser Erde zu suchen. Am späten Nachmittag, wenn des Tages Arbeit redlich getan ist, gehen wir leisen Schrittes durch die Gärten, stehen zwischen den blühenden Beeten und trinken gierig Farben und Duft aus den blühenden Kelchen. Es ist wie ein feiner Rausch, was uns da überkommt; wir sehen die Sonne hinter dem Fliederbusch verbluten, in allen Fenstern glüht ihr letztes Grüßen. Drüben im Nachbargarten steht sinnend eine junge Mutter vor einer prächtig aufgebrochenen Pfingstrose und dort spielen Kinder über grünem Rasen lustigen Ringelreigen und haben von Gänseblümchen einen Kranz im Haar. O herrliche Pracht der Blumengärten, die nun allenthalben verströmt. —

*

Aber auch dieses kleine Gartenglück ist ja nicht allen vergönnt in diesen blumenseligen Tagen. Tausende sind in die grauen Städte gebannt, durch vielerlei Geschäfte und Umstände gebunden. Und die schmalen Sonntagsstunden reichen ja kaum, dem Schatten der dunklen Häuserfronten zu entfliehen. Da aber Blumen und Menschen nun einmal so eng zusammengehören, daß eins ohne das andere nicht sein kann, so gehen tausend Blumen in diesen Wochen eben in die Städte, in die Zimmer und Wohnungen, in die Büros und Fabriken, kommen auch an die Betten der Kranken. Millionen lebensfrohe Blüten leiden gern den Tod, um noch diesem oder jenem in seinem einsamen Zimmer eine kleine Freude zu schenken. Oder sie fristen in schmalen, schmucken Blumenkästen ihr Dasein, winken vom hohen Fensterstims herab in die lärmenden Straßen und verschenken freundliches Lächeln von spärlicher Sonne umspielt in den Schatten des Zimmers.

Auf der Himmelswiese — Photo Scherl (Eigene Klischeeanfertigung)

Junger Sommertag / Von Emmanuel Geibel

O Sommerfrühe blau und hold!
Es trieft der Wald von Sonnengold,
In Blumen steht die Wiese;
Die Rosen blühen rot und weiß,
Und durch die Fluren wandelt leis
Ein Hauch vom Paradiese.

Die ganze Welt ist Glanz und Freud',
Und bist du jung, so liebe heut
Und Rosen brich mit Wonnen!
Und wardst du alt, vergiß die Pein
Und lerne dich im Widerschein
Vom Glück der Jugend sonnen.

Blumen sind Boten des Glücks, und wenn sie uns Nutzlosen und immer Haftenden auch nur ein geringes Lächeln abzuringen vermögen, wieviel ist da oft schon gewonnen. Aber so viele Menschen gibt es immer noch, für die alle Blumen vergeblich blühen, die ihre Schönheit und ihr Glückwerben nicht sehen wollen, weil irgend ein Gram, irgendeine Not vielleicht ihnen das Herz gefangen hält. Doch auch diese Unglücklichen sollten doch wenigstens den Blumen dankbar sein und dem Schöpfer, der sie ihnen geschenkt; sogleich würde sicherlich ihr Auge sich auftun auch für diese schlichte Schönheit der Blumen, die immer noch und für alle sich jeden Sommer verblüht.

Begegnen wir mit Liebe den Blumen, sehen wir ihrem Blühen und Vergehen zu, und wir werden finden, wie sehr ihr Schicksal dem unseren verwandt ist. Daraus können dann kleine Freundschaften werden von Mensch zu Blume, die so viele glückliche Regungen wecken und das „große Glück" vergessen machen, nach dem wir alleweile doch vergeblich jagen.

Gefalzt / von Karl Burkert

Es ist um die Zeit, da die Lerchen am schönsten dudeln, also im Mai. Und es sind heuer vierzehn Jahre, daß der Hans von daheim fort und in die Stadt auf die Schule gekommen ist. Der alte Dorfsieher hatte immer behauptet, es wäre der Hans ein ganz verflixtes Bübel, hell und schnell im Kopf wie nicht leicht einer, und nicht eher hatte er geruht, bis daß der Bauer Grünhofbauer das Ja und Amen gesagt hatte, bis es ihm recht war, daß der Hans studieren sollte.

Der Grünhofer ist heute nicht mehr da, er hat früh fort müssen aus dieser Welt. So kann er's nicht mehr sehen, was aus dem Hans geworden ist. Aus dem Hans, der zu dieser Stunde — über sich lauter blauen Himmel, um sich herum das grüne Bauernfeld — mit einem Herzen voll Freud' und Stolz seinem Heimatdorfe zuschritt.

Der Hans ist in prachtvoller Laune. Alles, was er sieht, riecht, hört, das freut ihn. Freut ihn bis in den innersten Herzwinkel hinein. Lange hat er nicht mehr so frei, so blank in die Welt geschaut. Ein Berg, dünkt ihn, sei ihm von der Brust. Monatelang ist er ihm draufgelegen. Jedes Schnaufteln frische Luft hat er ihm wegdrücken wollen. Aber nun hat er's glücklich geschafft. Fertig ist er mit dem Studium.

In seinem Handkoffer steckt ein schmales Heft. „Ueber die Bildung der Komina im Aramäischen und Arabischen" ist auf dem blaßblauen Umschlag zu lesen. Er allein weiß es, wieviel durchwachte und durchdachte Nächte ihn diese anderthalbhundert Druckseiten gekostet. Oft erst lange nach Mitternacht hat er seine kleine Studierlampe ausgeknipst, und kurz bevor ihm die müden Augen zugegangen sind, hat er vielleicht noch gedacht: Jetzt steht daheim der Kaspar zum Mähen auf.

Aber davon ist nun nicht mehr die Rede. Nun hat er das alles hinter sich. Doktor darf er sich nennen. Dr. Hans Kemmeter. Ein bißchen wundern sie wohl aufhorchen im Dorf. Gott wird es wissen, was etwa sie sich darunter vorstellen. Noch keiner aus all den Bauerngeschlechtern, sie dehnten seit Menschengedenken emporkamen, ist über die Dorfschule hinausgestiegen. Vielleicht der Bruder, der Kaspar, wird der Allererste sein, der es annähernd begreift, was es mit dieser Sache auf sich hat. Nicht viel Worte wird er darüber verlieren, aber daß er stolz ist im Stillen, das ist wohl gar keine Frage.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken erreichte Hans Kemmeter, der junge Doktor, das Dorf. Als er an der Kirche vorbei kommt, ist da drinnen noch Gesang und Orgel. Das ist ihm lieb. So braucht er nicht gleich all den Leuten in den Weg zu laufen, muß ihnen nicht Rede stehen auf ihre neugierigen Fragen.

Völlig unbehelligt, nur von ein paar Kettenhunden verkläfft, kommt er zum väterlichen Hof. Die alte Magd, als sie Schritte auf dem Tenn hört, streckt den Kopf aus der Küche, lacht ihn an, gutmütig und einfältig wie immer, langt ihm die Hand hin, die sie noch rasch an der Schürze gewischt hat. Der Bauer und die Bäuerin sesen noch in der Kirche, sagt sie. Es müßte aber alle Augenblicke aus sein.

„Schon gut," meint Hans, geht in die Stube, setzt den Koffer ab und sieht sich ein bißchen in dem wohlbekannten trauten Raum um, den er nun fast zwei Jahre nicht mehr betreten hat. Dann will er ein Fenster auftun, daß von draußen die schöne Morgenluft herein kann, da geht die Tür, und der Kaspar und sein Weib stehen auf der Schwelle.

„Da schau eins an, der Hans," sagt der junge Hofbauer, und drei Augenpaare spiegeln eine herzliche Freude. Dann sitzen die Brüder auf der Ofenbank beisammen und kommen so langsam ins Plaudern. Die Bäuerin hört eine Weile zu, wird hin und wieder ein Wort dazwischen. Aber dann geht sie in die Küche, den Mittag zu rüsten.

„So also ein Doktor bist du jetzt," sagt nun der Kaspar, und ein paarmal nickt er betrübt mit dem Kopfe. „Ist bloß schad'," fährt er fort, „daß du nicht schon gestern dagewesen bist. Den Remsteiner hat der Gaul geschlagen. Da hätt man dich gleich bei der Hand gehabt."

Der Hans zeigt ein kleines Lächeln. So gut es gehen will, versucht er, dem Bruder die Geschichte zu verklaren: Nicht Arzt, sondern Betehrter. Orientalist, wenn man genau sein wollet Er nimmt ein Heft aus dem Koffer und beginnt, fast feierlich reicht er es dem Kaspar hin: Das habe er mitgebracht. Das sollte er sich mal ansehen. Seine Doktorarbeit sei das. Jawohl, seine Doktorarbeit!

Der Kaspar wirft einen gleichgültigen Blick auf die dünne, blaßblaue Schrift. Ein paarmal dreht er sie zwischen den harschen Fingern. Halt recht mager kommt sie ihm vor. Sein Kalender, glaubt er, sei weitaus gewichtiger. Auch schöner auf dem Umschlag. Was soll er damit anfangen? „So, so," sagt er endlich, „leb halt mir wollen mitteingen. Ist schön von dir, gefreut mich. — Dank dir, Hans, dank dir halt!"

Das Kunstwerk des Monats Juni
Ein Kalksteinrelief „Maria im Rosenhag" von einem westdeutschen Meister um 1450. Eine sonnig-heitere Frühlingsstimmung liegt über dieser im Freien sitzenden Mutter und dem Jesuskind, dem ein Hund und zwei prächtige große Engelknaben als Gespielen beigegeben sind. (Weltbild, K.)

Barsoi und Keiler

Jagdabenteuer eines Hundes

Ich entsinne mich genau; es war ein Montag. Und in der Frühe war's, mitten im Winter. Steif und eisern stand der Wald. Kahl und tot ragten die Aeste, wie in Fernsicht erstarrt.

„Mirr! . . ." zischte der harschige Schnee wenn mein Stock ihn zumeilen spielend durchschnellte. Mein russischer Windhund, ein rassiger Barsoi, ging neben mir. Angeleint natürlich. Nicht, weil ich ein fremdes Revier durchquerte, sondern weil es sich so gehörte draußen im Walde.

Just da, wo der einsame Waldweg um eine eingeschneite Buchenjungend herumbog, zuckte der Barsoi jäh zusammen! . . . In der Hinterhand leicht eingewinkelt, den edlen Kopf emporgereckt, wie ein schnittiges Raubwild lauernd und witternd, stand er neben mir — ein bezauberndes Bild konzentriertester Spannung und Passion! Mein Auge weidet sich an dem Adel des Hundes, weidet sich an den unglaublich erwachten raffigen Instinkten, an der sprühenden Leidenschaft, die allein erst die Schönheit des Barsois vollkommen offenbart. Wie aus Marmor gehauen stand der Hund — alles Fieber, alle Spannung gewaltsam in sich zurückpressend! . . .

Und da! — hinein in all die atemlose Verhaltsamkeit, hinein in all die Stille des erstarrten Winterwaldes — ein Schuß! Ein heller, harter Schuß in nächster Nähe! . . . Noch ehe ich die Störung fassen und begreifen konnte, brach es heraus aus der Buchenjugend — wie ein schwarzes Teufelsgespenst, unheimlich und riesenhaft! . . . Ich sah den gewaltigen Kopf, die Lefzen vom Schnee verweht, die hitzenden Flanken — und dann ein Ruck, ein Riß! . . . und frei war mein Hund! — Wie morschen Zunder hatte er die Leine gerissen — und dann ihm nach, dem flüchtigen Keiler, dem gefürchtetsten Wilde, das heuer noch die deutschen Wälder durchfährtet! . . .

Ich war entsetzt! Denn ich liebte mein Tier. Und mein Tier war fein und zart, war leicht wie ein zierlicher Reh, licht wie ein rascher, traumhafter Gedanke . . . „Ueberfein", hatte ein Kenner geurteilt, „überedel". Ein Zierhund war, aber kein Gebrauchstier!" — Und dieses feine Gebilde nun hinter dem Schwarzkittel her — in rasender Fahrt — wie ein lautlos gleitender Wind — —. Nur die Schritten sah ich noch einen Herzschlag lang und dann wirbelnden Schnee . . . nichts weiter mehr als wirbelnden Schnee . . . nichts weiter mehr als

Den Hochwald hinauf ging die Hatz. Verzweiflung packte mich; denn ich wußte: das war ein Todesritt! Mit weitaufgerissenen Augen starrte ich dem kostbaren Hunde nach, als hätte ich ihn mit meinen entsetzten Blicken noch halten und retten können . . .

Spielend holte der Hund den Keiler auf. Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, daß er ihn griff und der Kampf ein rasches Ende nahm. Laut schreiend stürzte ich ein paar Schritte vor — da verschwand der Keiler im Dickicht, das wild und verwunschen den Bergkamm krönte. Und hart hinterher schlug das schneebedeckte Gezweig auch hinter dem Barsoi zusammen. Dann Stille und Schweigen . . . Regungslos stand der Wald, steif und gefroren. Mein Herz hämmerte in Angst um mein Tier, und ich harrte . . . horchte . . . und starrte . . .

Hinter mir stapften grobe Schritte. Ich wandte mich. Es war der Jäger.

„Wo ist es raus, das Satansbiest?" fragte er aufgeregt.

„Dort!" sagte ich und bedeutete die Stelle, wo der Keiler aus der Buchenjugend herausgesprecht war.

Er hin, und wie außer sich jubelte er:

„Also doch!"

„Wie — also doch!" fragte ich.

„Getroffen!" frohlockte er, „getroffen! und nicht schlecht, scheint's! Hier, schauen Sie!"

Ich ging hin, und vollends in Angst und Sorge — ich wußte recht wohl, was es heißt, mit einem Frischen! — sah den Keiler zusammenbrechen . . . sah ich den roten Schweiß, der die Fährte zeichnete.

„Wir wollen ihm Ruhe lassen", meinte der Jäger, „jede Störung könnte von Nachteil sein!"

„Das dürfte zu spät sein", entgegnete ich, „mein Hund ist hinter ihm!"

„Ihr Hund?" — funkelte der Jäger.

Da erzählte ich ihm den Vorgang, und er war Weidmann genug, sich in das Unabänderliche zu fügen, sich auszumachen und gemeinsam mit mir suchen zu gehen.

Was wir fanden? —

Mein Herz stockte . . .

Verendet lag der große Keiler mitten auf einer kleinen Blöße der Bergdickung. Und mein Barsoi — lag über ihm, regungslos! . . . Ringe auf dem Kampfplatz — in den Schnee gestampft!

— Kummervoll, Barsoi! Schweiß! . . . roter, klebriger Schweiß, der mich beben machte!

Meine Schläfen feuchteten — die kleine Blöße mit den beiden leblosen Tierkörpern tanzte vor meinen Augen — ich griff nach einem Busch, so haltlos war ich. Und da — wie aus unendlicher Weite, wie von einem fernen, fernen Ufer klang es herüber:

„Gottlob, er lebt noch — der Hund!"

Da riß ich mich zusammen und trat an den Jäger heran, der bei meinem Hunde stand. Langsam faß ich das Leben in den betäubten Körper des Barsoi wiederkehren. Und ich sah die Wunden, die an seinem Kopfe, an Schulter und Hinterhand gar gräßlich klafften. Und ich streichelte meinen „Zierhund", der so jäh und unvermittelt das gerade Gegenteil von dem bewiesen hatte, was das Urteil eines Theoretikers über ihn gewesen war. Nicht, daß ich sagen wollte, daß er den Keiler regelrecht gewürgt und aus eigener Kraft erlegt hätte. Nein, der Keiler war tödlich getroffen, darüber ist kein Zweifel. Aber der Barsoi hatte seinen Schneid gezeigt; er hatte bewiesen, daß er keine Schlafmütze war, wie so mancher seiner entarteten Rassegefährten, die mit bunten Schleifen geschmückt in den Straßen der Großstadt einherspazieren. Er hatte den Kampf gewagt mit unserem ritterlichsten Wilde und durch den Kampf die zerschossene Lunge des großen Tieres rascher und weidgerechter stillgelegt als dies in einem langen und qualvollen Wundbett geschehen wäre. Unfähig, den Kopf zu heben, leckte mir der Barsoi matt die Hand

Langsam trugen wir ihn heim, nachdem der Jäger ihm die Hauptung mit einem Tannenbruch geschmückt hatte. Wahrlich, ein edlerer Schmuck als die buntseidenen Bänder und Schleifen, mit denen seine Artgenossen in den Diesen und Cafés der Großstadt prunken.

Es hat Wochen gedauert und wieder Wochen, bis es endlich gelang, die Wunden fast spurlos zum Verharschen zu bringen. Und noch heute rühmen die Aerzte, wie tapfer das elegante zaffigen Intimkeit, an der sprühenden Leidenschaft, die allein erst die Schönheit des Barsois vollkommen offenbart. Wie aus Marmor gehauen stand der Hund — alles Fieber, alle Spannung gewaltsam in sich zurückpressend! . . .

Und da! — hinein in all die atemlose Verhaltsamkeit, hinein in all die Stille des erstarrten Winterwaldes — ein Schuß! Ein heller, harter Schuß in nächster Nähe! . . . Noch ehe ich die Störung fassen und begreifen konnte, brach es heraus aus der Buchenjugend — wie ein schwarzes Teufelsgespenst, unheimlich und riesenhaft! . . . Ich sah den gewaltigen Kopf, die Lefzen vom Schnee verweht, die hitzenden Flanken — und dann ein Ruck, ein Riß! . . . und frei war mein Hund! — Wie morschen Zunder hatte er die Leine gerissen — und dann ihm nach, dem flüchtigen Keiler, dem gefürchtetsten Wilde, das heuer noch die deutschen Wälder durchfährtet! . . .

Ich war entsetzt! Denn ich liebte mein Tier. Und mein Tier war fein und zart, war leicht wie ein zierlicher Reh, licht wie ein rascher, traumhafter Gedanke . . . „Ueberfein", hatte ein Kenner geurteilt, „überedel". Ein Zierhund war, aber kein Gebrauchstier!" — Und dieses feine Gebilde nun hinter dem Schwarzkittel her — in rasender Fahrt — wie ein lautlos gleitender Wind — —. Nur die Schritten sah ich noch einen Herzschlag lang und dann

Die gute Frau / Erzählung aus Ostpreußen

Seit sechs Uhr morgens waren wir unterwegs, jetzt war es elf. Wir waren von Hof zu Hof gegangen in dem weiten westpreußischen Land und hatten unsere jungen Kräfte angeboten, bei der Ernte zu helfen. Die letzten Groschen hatten wir zusammengekratzt, um von Danzig hierherzukommen in den Werder, nun liefen wir halb ohnmächtig umher und hatten Hunger. Immer und immer wieder versuchten wir es, immer und immer wieder schüttelten wir die Köpfe. „So Sie sind die Stubenten? Aber warum haben Sie nicht nach Hause? Es sind doch Ferien!" Wir erzählten es ihnen, daß dort nur unser Zuhause sei, jetzt, im Jahre 1923, alles tot und erloschen sei, daß die Menschen ratenlos umherliefen zwischen den drohenden Bajonetten fremder Herren, verzweifelt und ohnmächtig, daß kein Rad sich mehr drehe und überall Hunger sei, daß wir kein Geld mehr hätten, und daß wir wahrscheinlich auch gar nicht mal mehr hineingelassen werden würden in das besetzte Gebiet, in unsere Heimat.

„Ja, es sei schlimm, sagten sie, sehr schlimm. Es tue ihnen leid, sagten sie, wirklich. Aber vielleicht drüben der Nachbar? Und sie wiesen mit der Hand irgendwohin.

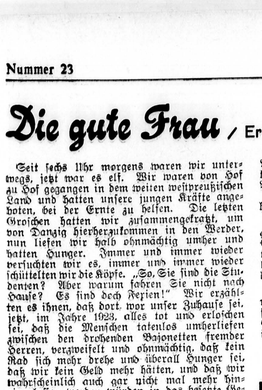
Und dann waren wir wieder allein, Hermann und ich, und sahen uns an. Und wir wußten nicht, sollten wir nun vor Wut die Fäuste schütteln oder sollten wir vor Wut zu heulen beginnen — oder vor Hunger? Warum, Herrgott, fragte uns denn keiner, ob wir nicht ein Stück Brot haben wollten, ein trockenes Stück Brot? Oder einen Schluck Kaffee gegen den quälenden Durst?

„Ich bettele nicht", sagte Hermann, und in seiner Stimme war etwas von der Unwiderruflichkeit, Starrheit und Unerbittlichkeit, wie sie gleichermaßen Narren und Heiligen eigen sein können. „Eher falle ich hier um und verrecke. Es läßt sich gut modern auf dieser Erde, und die Knochen werden schön bleichen in dieser Sonne, dann sollten alle es wissen."

Zwar war ihm der Zynismus nicht eigentlich ernst, aber ich verstand ihn wohl. Schon viel Gram und Verbitterung hatten sie angesammelt in unseren jungen Seelen zu einer Zeit, da die einen protzten, die anderen verhungerten. Da wir aus dem Rheinland des Belagerungs- und Hungerzustandes durch das jagozahnende Berlin gekommen waren und durch die mondänen Bäder auf Usedom, in denen die Bäcker der Bars und der Diskos, der Kabaretts und der Tingeltangels keine Nacht verloschen. Es gehörte nicht mehr viel dazu, wahrhaftigen Gottes, das Maß voll zu machen — —

Und nun waren wir fünf Stunden unterwegs, erbarmungslos sengte die Julisonne auf die schattenlose Landschaft, und seit dem Vortage hatten wir nichts gegessen. Ja, wenn es zwei Wochen später gewesen wäre! Dann hätten wir uns Aehren pflücken und die Körner essen können, und vielleicht wären wir dann auch schon ein paar halbreifen Aepfeln begegnet. Wir hätten uns nicht geschaut, sie zu nehmen, auch jenseits der Zäune. Aber zu betteln, zu sagen: wir haben Hunger — das vermochten wir nicht.

Wir gingen, wir schlichen, wir wankten weiter über die Landstraße. „Es geht nicht mehr", sagte ich, „wir wollen rasten." Wir setzten uns ins Gras einer Wiese und blickten



Schloß Tost bei Gleiwitz

mit müden, halbverloschenen Augen um uns. Ganz seltsam erschien uns die Welt, das weite, unendliche Flachland, abweisend und feindlich. Ein paar hundert Meter vor uns lag ein kleines, ärmliches Häuschen, in dem wohl ein Insmann mit seiner Familie hauste, arme Leute, die nichts hatten und Zeit ihres Lebens nichts haben würden als das tägliche Brot. Aber sie hatten es, und hatten auch gewiß ein Plätzchen, das kühl war und geschützt vor den Strahlen der Sonne. Und vielleicht waren sie zufrieden, diese Menschen, glücklicher und stiller in ihren Herzen, als die aus den Städten es sein können. Wie gut müßte es sich leben lassen, dachte ich, wenn man nur wollte. Unsere Gedanken liefen zurück zu vergangenen Stunden der Stille und Ruhe, der Ansprucholosigkeit, Heiterkeit und Sorglosigkeit unserer Kinderjahre, des Träumens und Versunkenseins.

„Du", sagte Hermann in das Schweigen hinein, „ich wollte, ich wär zu Hause."

Ich antwortete nicht, aber ich verstand ihn gut. Immer weiter, weiter entflohen unsere Gedanken, immer luftiger, immer leidenloser tummelten sie sich, wurden ferner und unwirklicher, verschwommener und sehnsüchtiger, und dann verloren sie sich ganz — — —

Als wir wach wurden, stand eine Frau neben uns, eine Arbeiterfrau in großem, vielfach geflicktem Kleiderzeug. Am Arm trug sie einen Einkaufskorb, und ihr Fahrrad lag seitwärts im Straßengraben. Wir erschraken fast, so überrascht waren wir. Vielleicht war es weniger die Erscheinung der Frau, die uns überrumpelt hatte, als der Tiefschlaf der Sonne, die dem Horizont schon sehr nahe war und jetzt, schon ganz müde und sanft, eine wohlmütige Versonnenheit auf der Erde verbreitete.

Noch waren wir nicht ganz zu uns gekommen, als die Frau uns ansprach: „Ihr habt Hunger?" sagte sie und sah uns mit forschenden Augen ins Gesicht.

Sprachlos blickten wir einander an. „Nein", sagte dann Hermann, in seiner Stimme war etwas wie Angst, und er war ganz rot im Gesicht. „Wie kommen Sie — —"

Rasch sorgte unterbrach ich ihn. „Jawohl", sagte ich heftig, „wir haben Hunger, entsetzlichen Hunger!

Außer mir, den Tränen nahe, einen Taumel wirbelnder Gefühle von Verbitterung, Wut, Gram, Hoffnung, Dankbarkeit in mir, stieß ich es hervor. Wir saßen noch immer an der Erde, und vor uns stand die Frau und sah mit weichen, mütterlichen Blicken auf uns herab. „Dann kommt", sagte sie halblaut, „was wir haben, sollt auch ihr haben."

Wir sahen uns an, Hermann und ich. Dann standen wir auf und gingen, ohne ein Wort zu sagen, mit der Frau in die ärmliche Hütte. Sie war allein, der Mann und die Kinder waren auf dem Hof. Sie schnitt Brot, sie mellte die Kuh, sie kochte Kaffee und stellte dazu Butter und Käse auf den Tisch. Still und schweigend, noch ganz benommen und verwirrt, ließen wir alles geschehen. Still und schweigend, gierig begannen wir zu essen.

Auch die Frau sagte kein Wort. Sie saß neben uns am Tisch und sah uns zu mit Augen, in denen wohl Freude, aber auch ein Schimmer von Wehmut und Trauer zu lesen war. Dann stand sie plötzlich, ohne besonderen Anlaß auf und fing an, sich etwas zu schaffen zu machen und auf dem Herde herumzuhantieren. Auf einmal sagte sie halblaut vor sich hin in den Raum hinein, ohne sich uns zuzuwenden: „So einen wie ihr seid, hatte ich auch. Er ist 1918 in Frankreich gefallen." Als sie sich umwandte, sahen wir, daß ihre Augen voll Wasser standen — —.

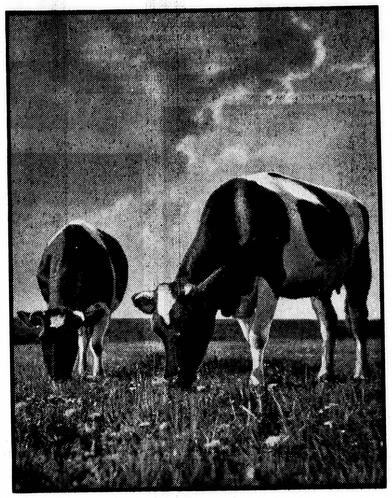
Wir blieben die Nacht über bei ihnen. In Wolldecken verpackt, die sie von ihren Betten zusammengeholt hatten, schliefen wir auf dem Boden der Stube. Am anderen Tag fanden wir Arbeit bei ihrem Bruderm.

*

Zwischen meinen alten Papieren liegt ein Brief, den sie uns schrieben, nachdem wir, fast ein halbes Jahr später, den alten Leute aus der Ferne unsere Photographien geschickt und unsere Dankesschuld getilgt hatten. Es ist ein Brief ohne Stil, ohne Interpunktion, fast ohne ein orthographisch richtiges Wort, in unbeholfenen, mühsam gemalten Schriftzügen. Aber es ist auch ein Brief, der mit seinem schamhaft verhaltenen Ausdruck von Schicksalhaftigkeit, Großheit und Herzensgüte Millionen von Menschen und formgewandtester Zeitgenossen beschämt. Manchmal, wenn es mich anwandelt, an den Menschen zu verzweifeln, hole ich ihn hervor. Es gibt wenig, was in trüben Stunden uns mehr hilft als ein solcher Brief und eine solche Erinnerung.

Werner Oellers.

Parktor



Auf der Weide
(Graph. Werkstätten, M.)

Ferdinand mit der Pechsträhne

von Bruno Manuel

Ferdinand wird oft von Nackenschlägen heimgesucht. Sie haben es auf ihn abgesehen. Wo sie auch auftreten, werfen sie sich mit Vorliebe auf Ferdinand.

Ferdinands Nackenschläge haben oft einen Stich ins Heitere. Ich muß leider bekennen, daß er sie auch verschuldet. Weshalb unser Mißgeschick keineswegs sehr groß ist. Ferdinand passiert jeden Tag irgendein Mißgeschick, wobei Gefühle notgedrungen leiden.

Wir wundern uns bei Ferdinand über nichts. Höchstens, wenn er von einem Mißgeschick verschont bleibt. Was wir für ein schlechtes Zeichen halten würden. Natürlich bleibt Ferdinand von keinem Mißgeschick verschont. Es tötet ihn nicht im Stich.

Vorige Woche mußte er in die Schweiz reisen. Und zwar sehr eilig. Weshalb er sich den Schwingen eines Flugzeuges anvertraute. Mit billigsten diese Reise keineswegs, da wir nichts wußten, wie uns Ferdinand über seine Mißgeschicke auf dem Laufenden hielt. „Ich bin so überwogen wieder da", behauptete er trostreich. „Dann werde ich euch alles haargenau erzählen."

Ferdinand stieg früh um sieben in die Lüfte. Um zwölf riefen die Glocken zu Mittag. Wir scharten uns um den gedeckten Tisch, tratzten uns hinter den Ohren und sagten: „Wer weiß, was ihm inzwischen schon alles passiert ist!"

„Während dieser Betrachtung rasselte das Telefon. Es rasselte, wie es zu rasseln pflegt, wenn das Fernamt da ist. Unsere traurigsten Gedanken sanken durch die Meldung ein Ende, daß wir aus Genf verlangt wünden.

„Grüß Gott, Ferdinand! Bist du gut angekommen?" Es war eine Schen, die uns hinderte, ihn gleich nach seinem Mißgeschick zu fragen. Wasserl mußte ihm etwas sein. Ferdinand telefonierte in den seltensten Fällen.

Er sagte, es wäre begrüßenswert, wenn wir ihm auf schnellstem Wege Geld schicken. Seins wäre ihm verloren gegangen.

Ferne sei es von uns, zu behaupten, daß wir bei diesem Verlangen gelächelt haben. Wir haben ihn nur gefragt, wie das gekommen sei. Was noch nie in der Geschichte der Luftfahrt geschah: eine Bö hatte Ferdinands Mantel aus dem Kabinenfenster geweht. Aber nicht bloß den Mantel. In den Taschen befanden sich Geld, Flugschein und Reisepaß. Dies alles zusammen sah Ferdinand seufzend auf die württembergischen Wälder zu eilen, so daß er in Genf namen- und mittellos zur Erde stieg.

Ihm wurde in einer hochherzigen Geste zu telefonieren gestattet.

Roman von Ralf Lange

Gewitter im März

2 Fortsetzung

Ich bin nicht ausgekniffen, Herr Regesa, sondern nicht ins Pensionat zurückgekehrt, weil ich nicht konnte. Das ist ein Unterschied."

„Das ist es", sagte Conrad scheinbar zerknirscht. „Entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen. — Nun erzählen Sie mal vom Pensionat, das interessiert mich nämlich mächtig."

Er hoffte dabei einiges über den Grafen und die Art, wie sie ihn kennengelernt hatte, zu erfahren.

„Das Sacré Coeur", sagte Christa, „ist ein sehr gutes und vornehmes Erziehungsinstitut. Aber es geht dort etwas streng zu. Ich kann es nicht beurteilen. Ich habe mich dort sehr wohl, sehr geborgen und glücklich gefühlt."

„Ach", sagte Conrad enttäuscht. Das paßte nun gar nicht zu dem, was er erwartet hatte. Es machte die Sache noch dunkler, als sie an sich schon war. Schließlich ging jeder normale Mensch gern dahin zurück, wo er sich wohl und geborgen fühlte. Es mußte da etwas geschehen sein, was ihr die Rückkehr unmöglich machte. Es hing zweifellos mit Schlehne zusammen.

„Dann hatten Sie sicher dort viele Freundinnen," meinte Conrad, in der Hoffnung, wenigstens eine Erklärung dafür zu erhalten, daß sie sich in dem „strengen Laden" — wie er das Pensionat jetzt für sich nannte — wohl und geborgen gefühlt hatte.

„Nein, Herr Regesa. Es war nicht mögich, weil man wenig Gelegenheit hatte, sich innerlich nahezukommen. Man war darauf bedacht, uns Zöglinge nie uns selbst zu überlassen, damit der Sinn nicht auf die allzu weltlichen und gefährlichen Dinge jenseits der Mauern gerichtet wurde."

„Das ist doch tiefstes Mittelalter," rief Conrad aus. „Daß es so etwas noch gibt." Er konnte sich nicht beruhigen, er schob mit einem ärgerlichen Ruck die Tischdecke zurück, die zur Hälfte auf seinen Knien lag — das hätte ihm immer wieder, es war ein rätselhaftes Phänomen, über das er nicht mehr nachdachte.

Christa lächelte über seine Empörung. „Für Sie mag das alles schlimm sein, aber ich habe das nicht empfunden, weil ich es seit meinem siebten Jahre nicht anders kannte. Uebrigens konnte man, wenn man wollte, die strenge Hausordnung umgehen. Ich habe es ja auch getan und eine Freundin, nämlich Ursula von Rothemberg, gefunden, bei der ich bis vor drei Tagen war. Es war das erstemal, daß ich das Sacré Coeur verlassen habe."

Conrad schüttelte den Kopf. „Unglaublich. Gab es denn nicht so etwas wie Ferien?"

„Natürlich, aber wo sollte ich denn hin? Ich habe doch keine Menschenseele."

„Haben Sie denn keine Verwandten? Die hat doch jeder Mensch. Manchmal ist das sogar nicht übermäßig angenehm."

„Ich weiß es nicht, es hat sich niemand um mich gekümmert. Meine Mutter starb bei meiner Geburt. Anscheinend haben die Verwandten es den Eltern nicht vergessen, daß sie sich geheiratet haben. Ich erinnere mich noch, daß zur Beerdigung meines Vaters eine Menge Menschen im Haus waren, die alle mit einem eisigen Gesicht aneinander vorbei sahen. Nur eine ganz alte Dame strich mir über das Haar und sagte: „Armes Kind," das weiß ich noch. Das ist sicher eine Tante gewesen. Sofen Sie, Herr Regesa, so bin ich nie aus dem Sacré Coeur hinausgekommen, da ich niemanden hatte, bei dem ich meine Ferien hätte verleben können — und daher kenne ich auch keinen Film. Ich weiß überhaupt nichts vom Leben," setzte sie leise hinzu.

„Sie sind wirklich ein armes Kind," sagte Conrad. Ihn überfiel plötzlich eine weiche Stimmung, wie er sie nie gekannt hatte, bedutsam streichelte er ihre Hand, die ein wenig müde auf dem Tisch lag.

Der Wirt brachte das Frühstück. Auf Conrad aus. „Daß es so etwas noch gibt." Er konnte sich nicht beruhigen, er schob mit einem ärgerlichen Ruck die Tischdecke zurück, die zur Hälfte auf seinen Knien lag — das hätte ihm immer wieder, es war ein rätselhaftes Phänomen, über das er nicht mehr nachdachte.

Christa lächelte über seine Empörung. „Für Sie mag das alles schlimm sein, aber ich habe das nicht empfunden, weil ich es seit meinem siebten Jahre nicht anders kannte. Uebrigens konnte man, wenn man wollte, die strenge Hausordnung umgehen. Ich habe es ja auch getan und eine Freundin, nämlich Ursula von Rothemberg, gefunden, bei der ich bis vor drei Tagen war. Es war das erstemal, daß ich das Sacré Coeur verlassen habe."

Conrad schüttelte den Kopf. „Unglaublich. Gab es denn nicht so etwas wie Ferien?"

„Natürlich, aber wo sollte ich denn hin? Ich habe doch keine Menschenseele."

„Haben Sie denn keine Verwandten? Die hat doch jeder Mensch. Manchmal ist das sogar nicht übermäßig angenehm."

„Ich weiß es nicht, es hat sich niemand um mich gekümmert. Meine Mutter starb bei meiner Geburt. Anscheinend haben die Verwandten es den Eltern nicht vergessen, daß sie sich geheiratet haben. Ich erinnere mich noch, daß zur Beerdigung meines Vaters eine Menge Menschen im Haus waren, die alle mit einem eisigen Gesicht aneinander vorbei sahen. Nur eine ganz alte Dame strich mir über das Haar und sagte: „Armes Kind," das weiß ich noch. Das ist sicher eine Tante gewesen. Sofen Sie, Herr Regesa, so bin ich nie aus dem Sacré Coeur hinausgekommen, da ich niemanden hatte, bei dem ich meine Ferien hätte verleben können — und daher kenne ich auch keinen Film. Ich weiß überhaupt nichts vom Leben," setzte sie leise hinzu.

„Sie sind wirklich ein armes Kind," sagte Conrad. Ihn überfiel plötzlich eine weiche Stimmung, wie er sie nie gekannt hatte, bedutsam streichelte er ihre Hand, die ein wenig müde auf dem Tisch lag.

Der Wirt brachte das Frühstück. Auf einem Holztoffer lag eine dicke Scheibe dunkel gebräunten, saftigen Landschinkens, die Butter auf dem geblümten Teller roch nach Sahne, das grobe Roggenbrot erweckte eine Vorstellung von Sonne und wogenden Aehren.

Conrad betrachtete einen Augenblick diese herrlichen Dinge mit einer tiefen Rührung, sie erinnerten ihn an seine Jugend, an ein einfaches, etwas düsteres Zimmer in einem langgestreckten Gutshaus an der Weser, an den guten alten Mann mit dem verwitterten Bauerngesicht, der sein Vater gewesen war. Er riß sich von diesen Gedanken los und sah auf Christa. Er wollte etwas Scherzhaftes und Leichtes über diese Herrlichkeiten sagen — etwa: jetzt werde ich erst mal kriegsstark frühstücken, so was muß auch sein — um wieder aus der etwas rührseligen Stimmung herauszukommen. Doch er sagte es nicht, denn er machte eine Entdeckung, die ihn beistürzte.

Christa starrte mit einem seltsam abwesenden Blick auf das Brot und die Butter, als ginge von ihnen ein magischer Zauber aus, der ihre Augen nicht mehr losließ. Dann schluckte sie plötzlich.

Mein Gott, dachte Conrad, sie hat ja Hunger. Es fiel ihm jetzt erst auf, daß nur eine leere Tasse vor ihr stand und nirgends Spuren eines Frühstücks zurückgeblieben waren, nicht einmal eine Brotkrume war zu entdecken.

Er geriet mit einem Male in einen beschämenden Eifer. Er schnitt ein Stück Schinken ab, zerlegte es kunstvoll in große viereckige Würfel, strich fingerdicke Butter auf eine Scheibe Brot und verstreute darüber verschwenderisch die Schinkenwürfel.

Befriedigt betrachtete er sein Werk und zerteilte das Ganze dann in fünf gleiche Teile, dabei sah er Christa auf den Mund.

„Es wird gehen, sie sind vielleicht noch ein bißchen zu groß geraten," meinte er sachlich und schob ihr den Teller hin. „So, nun wird erst mal kriegsstark gegessen," er freute sich, daß er nun doch noch die Gelegenheit hatte, diese Bemerkung anzubringen.

„Aber, Herr Regesa, ich . . ."

„Keine Widerrede, mein kleines Fräulein. Jetzt habe ich zu sagen. Das sieht doch ein Blinder, daß Sie Hunger haben."

Christa saß ratlos auf die aufreizend appetitliche Scheibe Brot. Zögernd griff sie nach einem der mundgerecht geschnittenen Stücke und sagte leise: „Ich habe es nicht gewagt, mir etwas zu bestellen."

„Aber warum denn nicht? Hatten Sie kein Geld?"

Sie nickte, während sie hastig einen Bissen hinunterschluckte. „Doch, aber ich wollte doch nichts mehr davon ausgeben. Es gehört doch nicht mir. Lutz hat es sich geliehen."

Conrad stutzte. Was war denn das nun wieder? Der Graf reiste mit diesem unverbaren Mädchen — er fühlte sich bei dieser Feststellung plötzlich von einer heißen Welle überflutet — in der Weltgeschichte herum und hatte kein Geld in der Tasche?

„Lutz hat mir ein Kleid und einen Mantel gekauft. Ich könnte nicht in diesem Sacré-Coeur-Kleid mit ihm fahren, es fiele auf, meinte er."

Conrad betrachtete Christa genauer, und er sah jetzt, daß sie ein Kleid aus grober schwarzer Wolle trug. Schönheit schien im Sacré Coeur als ein körperliches Gebrechen angesehen zu werden, das tunlichst verheimlicht werden mußte.

„Ganz praktisch, so eine Uniform," brummte er. „Beaten und leicht zu waschen. Es ist mir übrigens gar nicht aufgefallen, daß Sie heute ein anderes Kleid tragen."

„Wirklich? Das freut mich aber. Lutz wollte mir so ein buntes Kleid kaufen, mit vielen farbigen Karos, aber ich suchte mir ein schwarzes mit einem weißen Kragen aus, weil es diesem ähnelt. Ich hatte nicht den Hut dazu. Nun ist das ja auch egal. Ich will nämlich die Sachen in das Geschäft zurückbringen, damit Lutz das Geld wiederbekommt. Er muß alles, was wir noch haben, zurückgeben."

„Deshalb haben Sie also nichts gegessen? Wie war das eigentlich mit dem Geld? Von wem hat sich denn Graf Schlehwe das Geld geliehen?"

„Von einem Herrn Prange in Lindenberg, wo wir zuerst übernachteten. Lutz überließ ihm seinen Wagen — es ist ein schöner großer Wagen — als Pfand. Herr Prange ist ein furchtbar anständiger Mensch. Er muß sein Geld wieder haben."

„Prange? Prange? War das nicht der Gastwirt, an dessen Adresse Koerber das Geld schicken sollte? Die zweitausend Mark?"

Christa nickte. „Aber nicht Herr Koerber, sondern mein Vormund, Herr von Binding."

Conrad schlug sich an die Stirn. „So ist es richtig. Erzähle da große Töne von wenig Worte machen, werfe mich stolz in die Brust als Mann der Tat und vergesse die Hauptsache, um die sich alles dreht. Ich werde jetzt sofort ein Gespräch nach Berlin anmelden. Diese dunkle Geschichte muß zunächst mal aufgeklärt werden."

Er ging hinaus und erkundigte sich nach dem Telephon. Es hing an der Wand in einem kleinen Raum, der wohl eine Art Büro vorstellte, denn es war ein Schreibtisch da. Aber darauf lagen ein angeschnittener Schinken und eine Reihe praller Würste, außerdem noch es hier vielfältig wie in einem Kramladen.

Der Wirt erklärte die Handhabung des altmodischen Telephons. Es sah aus wie das Gehäuse einer Schwarzwälder Kuckucksuhr.

Als Conrad mißtrauisch den Hörer abnahm, war er einen Augenblick in Zweifel, ob er mit diesem vorsintflutlichen Ding jemals Berlin erreichen würde.

Nach einer Weile meldete sich eine trockene Beamtenstimme.

Conrad nannte die Nummer des Bankhauses in Berlin und hängte mit einem immer noch zweifelnden Blick auf den Apparat den Hörer an.

Der Wirt, der sich an dem Schreibtisch zu schaffen gemacht hatte, fragte ihn neugierig, ob er etwas über die Verhaftung des Grafen wisse.

„Nein", sagte Conrad kurz, „es ist ein Mißverständnis, das sich bald aufklären wird."

„Draußen wartete ein Auto," fuhr der Wirt fort, nachdem er sich scheu umgesehen hatte, „da saßen drei Männer drin. Der eine war mein Kollege Prange aus Lindenberg, die beiden anderen kannte ich nicht. Sie waren bestimmt nicht aus dieser Gegend. Prange steuerte den Wagen. Er war Feldwebel bei den Kraftfahrern gewesen, mußten Sie wissen, und außerdem ist er ein Preuße, Berliner."

„Hm." meinte Conrad, „sehr interessant." Der Wirt schien die Preußen, wenn sie obendrein noch Berliner waren, sehr tief sühig zu halten. „Es wird sich auch das als harmlos herausstellen. Es beweist ja auch nichts."

Er hatte keine Lust, sich noch länger mit dem Wirt über dieses Thema zu unterhalten.

„Bringen Sie mir noch so ein Frühstück, Herr Wirt," sagte er und wollte hinausgehen.

Doch der Wirt hielt ihn fest und trat dicht an ihn heran. Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, das er unbedingt los sein mußte.

„Der Polizist hat mir zugeflüstert, daß hinter dem Grafen ein Steckbrief erlassen sei, aus Berlin. Sie seien durch die Autonummer auf seine Spur gekommen. Von der Grenze her. Der Graf soll in Monte Carlo gewesen sein, wissen's, wo die Spielhölle ist."

Conrad riß sich zusammen, um dem Wirt nicht seinen Schreck über diese Mitteilung zu zeigen. „Das ist doch Unsinn, Mann. Ein Mensch, der steckbrieflich verfolgt wird, gondelt doch nicht in seinem Wagen durch die Welt. Und es muß doch sein Wagen sein, sonst hätten sie ihn nicht gefunden. Sehen Sie das ein?"

„Ich schon richtig," sagte der Wirt kleinlaut und eingeschüchtert von dem bestimmten Ton seines Ehrengastes. „Die Polizei kann sich ja auch mal irren. Der Fried, der Polizist, ist sowieso keine Leuchte. Eigentlich konnte ich mir ja auch nicht denken . . ."

„Lassen Sie sich von mir gesagt sein," unterbrach ihn Conrad, „der Fried ist ein hochanständiger Mensch. Und nun tun Sie mir den Gefallen und reden Sie zu niemandem über die Sache, bis sie aufgeklärt ist. Vergessen Sie vor allen Dingen das Frühstück nicht."

Dann ging Conrad zu Christa zurück. Er fühlte sich unfrei und bedrückt. Wer mochten die beiden anderen Herren gewesen sein, die der Wirt nicht kannte? Prange war doch nach Christas Worten ein anständiger Mensch. Die Verhaftung Schlehwes schien nicht von ihm auszugehen. Er beschloß, Christa nichts von der Unterhaltung zu sagen.

„So, das wäre erledigt. Hoffentlich kommt das Gespräch bald. Bitte, die letzte Scheibe

Von der Luft zu wandern

Wir sind frei! Uns gilt kein Zagen,
Weil das Leben uns gefällt.
Denn weshalb nach morgen fragen?
Uns gehört die ganze Welt!

Städte, Dörfer, Wiesen, Felder
In der Sonne und im Regen,
Berg und Meere, Seen und Wälder:
Alles liegt an unseren Wegen.

Würden um den Erdball wandern,
Abenteuer zu bestehen,
Und von einem Pol zum andern
Ueber uns die Sterne sehen.

Mit uns ziehn die ewigen Winde,
Die uns ständige Begleiter:
In den Tälern gut Gesinde,
Auf den Höhen Wolkenreiter.

Treibend so durch viele Tage
Zählen wir der Stunden nicht
Und erwarten ohne Klage
Stets das neue Morgenlicht.

Darum haben selbstbewußt
Wir auf Glück uns eingestellt.
Wir sind frei! Und unsere Lust
Ist das Dasein dieser Welt.

Walter Steinbach.

muß auch gegessen werden. Ich habe bereits eine neue Auflage bestellt."

Nach einer Weile, während er Christa beim Essen zusah, ihr Kaffee einschenkte, sie überhaupt mit einer rührenden Fürsorge umgab, brachte der Wirt das bestellte Frühstück und begann hinter der Theke zu hantieren. Conrad aß ohne Appetit. Er mußte immer an die Worte des Wirtes denken. Ab und zu warf er einen heftigen Blick in Christas ahnungsloses Gesicht. Komisch, sie gefiel ihm außerordentlich gut, obwohl sie dunkelbraunes Haar hatte. Er hatte immer nur für blondes Haar etwas übrig gehabt. Und ihr Gesicht war trotz ihres feinen ernsthaften Mundes eigentlich doch noch sehr kindlich, wenn sie so unbeherrscht und in Gedanken versunken dasaß. Es ist irgendwie rührend, stellte er fest.

„Wo haben Sie eigentlich Graf Schlehwe kennengelernt?" fragte er so nebenbei, wie man sich aus Höflichkeit nach etwas Belanglosem erkundigt. Nichts verriet die Spannung in ihm, mit der er auf ihre Antwort lauerte. Von ihr hing es ab, ob er Graf Schlehwe — er gestand sich in dieser Sekunde seinen Verdacht offen ein — für einen Hochstapler halten mußte oder nicht.

„Bei Rothemberga natürlich," sagte Christa mit einer leicht erstaunten Betonung, als gäbe es gar keine andere Möglichkeit. „Er ist doch der Vetter von Ursula. Habe ich Ihnen das noch nicht gesagt?"

„Nein, dazu hatten Sie auch noch nicht die Gelegenheit. Also der Vetter Ursulas. Ursula ist die Freundin aus dem Institut, die so krank war."

„Ja, es war sehr schlimm. Ich habe Tag und Nacht an ihrem Bett gesessen und ihre Hand gehalten. Nur so war sie zu beruhigen."

„Das kann ich mir vorstellen. Ich hatte Sie für einen sehr guten Kameraden, auf den man sich unbedingt verlassen kann."

Schlehwe ist also kein Hochstapler, dachte er dann mit einer großen Erleichterung. Die Verhaftung wird demnach kaltsächlich ein Mißgriff der Polizei sein. Das kann vorkommen. Aber sie können sich erst ein paar Tage, und sie liebt ihn. Ist diese Liebe nicht ein bißchen sehr plötzlich? Gibt es Liebe auf den ersten Blick?

Er hielt sich in diesen Fragen nicht für zuständig, es war noch nie nötig gewesen, sich über die psychologischen Hintergründe der Liebe den Kopf zu zerbrechen. Bisher war sie ihm als die einfachste Sache der Welt erschienen. Man sah sich, stellte fest, daß man gut aussah und sich gefiel, kannte sich zusammen, man fuhr am Sonnabend mit dem Sportwagen nach Rheinsberg oder sonst wohin, redete schrecklich viel Zeug, dann gab es irgendwo einen netten Krach, dann noch einen, und plötzlich war es aus. Und das freute einen denn ja auch wieder, denn es war doch eigentlich schon recht langweilig gewesen, und man wußte sich wirklich nichts mehr zu sagen.

Er trank bedächtig einen großen Schluck Kaffee und sah über den Rand der Tasse auf Christa. Nein, es war ganz unmöglich, sich vorzustellen, daß man so etwas mit diesem ernsten jungen Mädchen machen konnte. Ausgeschlossen. Ein Wort, über das er stets

gelacht hatte, das in gewissen Kreisen immer mit einer ironischen und abfälligen Betonung ausgesprochen wurde, dieses Wort drängte sich ihm unwillkürlich auf, und seine wirkliche Bedeutung wurde ihm ganz klar bewußt: unschuldsvolles Kind. Es bedeutet etwas Einmaliges, etwas Heiliges, vor dem man Ehrfurcht haben mußte.

Während er ob, ließ er seine Blicke prüfend über sie gleiten. Sie saß wieder ein wenig zusammengesunken da, ihre Finger zeichneten das Muster der Tischdecke nach. Woran mochte sie jetzt denken?

Er entdeckte in einer ungewöhnlichen Hellsichtigkeit, daß ihr Kopf eine kindlich-weiche Rundung hatte, er war noch nicht von dem harten Leben geformt, ihr herbes Gesicht

Frühjahrsstürme an der Ostsee

An der Mole von Warnemünde

(Pressephoto, K.)

hatte unfertige Züge, es machte auf ihn den Eindruck, als sei es noch nicht aufgeschlossen, reizte ihn unwillkürlich zu einem Vergleich mit einer Knospe, allerdings sehnte er ihn sofort als sentimental und schrecklich kitschig ab. Nur um ihren ein wenig großen Mund mit den festen Lippen glaubte er einen leisen Schatten zu sehen, den Schatten einer ersten schmerzlichen Erfahrung.

Das Telephon schreckte ihn aus seinen Betrachtungen auf. Es klingelte schrill und herausfordernd laut.

„Das ist Berlin." Er sprang hastig auf. Da seine Ellbogen das Tischtuch bereits wieder fast bis zum Fußboden geschoben hatten, verwickelte er sich darin, und es wäre beinahe zu einer Katastrophe gekommen, wenn Christa nicht das gleitende Tuch und das Geschirr festgehalten hätte.

„Schrecklich, diese Tischtücher. Vollkommen überflüssig. Sie sind nur dazu da, um Panik um mich herum zu verbreiten," sagte er ärgerlich-scherzhaft, dann stürzte er hinaus.

Christa sah ihm verlonnen nach.

Er ist ein ganz anderer Mensch als Lutz, dachte sie. Ob diese Männer alle entweder wie Lutz oder wie Reagela sind? Oder gibt es noch andere? Ich kenne nur noch Herrn Prange. Wie ist nun Peitviel Herr Prange? In seiner gutmütigen, derben Art gleicht er ein bißchen Reagela. Aber bei Reagela ist doch vieles anders. Er ist mir vertrauter, er ist mir so vertraut, als kenne ich ihn schon seit vielen Jahren. Merkwürdig.

Und mit einem jähen Erschrecken stellte sie fest, daß er ihr eigentlich viel vertrauter als Lutz war. Es kam ihr gleichzeitig zum ersten Male deutlich zum Bewußtsein, daß sie von Lutz nicht mehr wußte, als daß er Ursules Vetter war und — wie er ihr einmal angedeutet hatte — mit Banken und Finanzleuten zu tun hatte.

Sie fühlte plötzlich, wie ihr Gesicht brannte. Es war Scham. Sie schämte sich in der dunklen Ahnung, irgendetwas Unrechtes getan zu haben. Aber sie wußte nicht, was es war.

Sie richtete alle ihre Gedanken auf Lutz, als müßte sie an ihm etwas gut machen, und siedelte mit einem Male mitten in einer beklemmenden Sorge um sein Schicksal. Wo er nur blieb? Er konnte doch längst wieder hier sein.

Sie war froh, als Conrad in der Tür erschien. Wenn sie sein derbes Gesicht sah mit den wetterharten Zügen und den lustigen blauen Augen, seinen schmalen Mund, um den zur Abwehr gegen überflüssigen Gefühlsballast immer ein kleines höfliches Lächeln bereit lag, dann erschien ihr alles nur halb so schwer.

„Eine ganz tolle Geschichte," sagte Conrad und ließ sich langsam auf seinen Platz nieder. Umständlich zündete er sich eine Zigarette an und platzte dann unvermittelt heraus: „Also der Koerber ist doch Ihr Vormund."

„Das ist ganz ausgeschlossen," widersprach Christa sofort und stemmte ihre Hände gegen den Tisch.

„Er ist es wirklich, Fräulein Schultheß. Sie müssen mir schon glauben. Er ist seit gestern Ihr Vormund. Die Vormundschaftsbehörde hat ihn auf seinen Antrag dazu bestimmt. Sie wird es gern und ohne Bedenken getan haben, denn Koerber ist ein tadelloser, ordentlicher und sauberer Mensch."

„Und weshalb hat Herr Koerber diesen Antrag gestellt? Wollte Herr von Binding nicht mehr mein Vormund sein, weil ich nicht wieder ins Pensionat zurückgegangen bin?"

Conrad hob den Kopf und blies den Dampf seiner Zigarette über sie hinweg. „Das ist es nicht. Herr von Binding ist vor einigen Tagen gestorben."

Da sie ihren Vormund persönlich nicht gekannt, ihn nie gesehen hatte und von ihm nichts wußte, fühlte sie keinerlei Schmerz über seinen Tod. Aber sie ahnte hinter diesem Tode etwas Drohendes.

„Hat Herr von Binding Angehörige?"

„Eine Frau und einen Jungen, wie mir Doktor Koerber sagte."

„O, das wußte ich nicht. Ich glaube, es ist für einen Jungen schlimmer, den Vater zu verlieren als die Mutter. Was hat ihm denn gefehlt?"

Conrad antwortete nicht gleich. Er zog heftig an seiner Zigarette. Dann sagte er leise: „Er hat sich erschossen."

„Erschossen?" Christa wiederholte mechanisch das Wort, während ihre Gedanken sich über seinen Sinn Klarheit zu verschaffen suchten. „Und weshalb?" fragte sie nach einer Weile.

Conrad hob die Schultern. „Das wußte Koerber auch nicht."

Sie versank wieder in Grübeln. Auf ihrer klaren hohen Stirn stand eine kleine Falte. Sie genügte, um ihr Kindergesicht älter und reifer zu machen.

Conrad hatte einen faden Geschmack auf der Zunge, die Zigarette schmeckte nicht, er drückte sie auf dem Teller aus. Dann starrte er unschlüssig auf seine Hände.

„Koerber läßt Sie bitten, doch nach Berlin zu kommen," begann er vorsichtig nach einer Weile.

Christa fuhr hoch. „Es geht nicht. Herr Reagela Ich muß bei Lutz bleiben. Jetzt erst recht, denn ich glaube, es ist etwas geschehen. Er hätte doch längst hier sein müssen."

„Ich bin auch ein wenig in Sorge. Ich denke, wir geben einmal zur Polizei. Dann wissen wir gleich, was los ist."

Christa war sofort mit diesem Vorschlag einverstanden und erhob sich.

„Sie wollen also nicht mit mir nach Berlin kommen, Fräulein Schultheß? Auch wenn Koerber es ablehnt, Ihnen Geld zu schicken?"

„Auch dann. Herr Reagela. Ich bleibe da, wo Lutz ist, und wenn ich hungern muß. Ich weiß nicht, ob mich mein neuer Vormund verhungern lassen will."

Conrad stand langsam auf und trat vor sie hin. Sein Gesicht war ernst, es war sogar ein bißchen traurig. „Ich habe das Gefühl, daß er Sie verhungern lassen wird, Fräulein Schultheß, wenn er Sie damit zwingen könnte, entweder nach Berlin zu kommen oder ins Sacré Coeur zurückzukehren. Dabei ist er einer der besten Menschen, die ich kenne."

„Aber was habe ich ihm denn getan? Ich kenne ihn doch gar nicht." Christas Stimme zitterte, ihr Kinn schob sich ein wenig hoch, sie bemühte sich krampfhaft, nicht zu weinen.

„Wir wollen auch jetzt den Kopf oben behalten," sagte Conrad tröstend und griff nach ihrer Hand. „Ich begreife Koerber nicht. Ich habe das Gefühl, als ob er — wie soll ich sagen — als ob er Angst vor Ihnen hätte, Fräulein Schultheß. Aber ich stehe Ihnen bei. Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben."

Er spürte den Druck ihrer großen festen Hand. „Auch gegen Koerber?" fragte sie leise.

Conrad zögerte einen Augenblick. Dann sagte er bestimmt: „Wenn es sein muß, auch gegen meinen Freund Koerber."

„Ich danke Ihnen."

Er ließ ihre Hand los und half ihr in den Mantel. Er war ebenso plump und schwarz wie ihr Kleid. Er sah aus wie ein Sack.

„Mein Gott, der Toni," fiel es Conrad plötzlich ein. „Ich muß dem Toni Bescheid sagen. Ich darf den Jungen nicht enttäuschen."

Auf ihren fragenden Blick erzählte er ihr schnell die Geschichte vom Toni.

„Sie müssen ihm unbedingt sagen, daß Sie ihn bestimmt abholen. Ich warte im Flur auf Sie."

Conrad raste, so gut es ging, die steile Treppe hinauf, holte seine Lederjacke und Sportmütze und erreichte nach einigen Irrwegen den Kuhstall.

Toni war sehr erfreut, den „Herrn Flieger" Wastl vorstellen zu können, der anscheinend nicht daran geglaubt hatte, daß er den Toni abholen würde.

Wastl war ein uralter Mann. Conrad gab ihm ohne Besinnen hundert Jahre. Das Gesicht bestand nur aus Falten, es war trocken wie Pergamentpapier. Aber darin standen zwei listige kleine Augen, die ihn anfunkelten, als sei Wastl auf der Stelle zu jedem Streich bereit.

Conrad drückte ihm die Hand und sagte: „Fabelhaft."

Wastl öffnete den zusammengezogenen Mund, stieß einen schrillen Laut aus, der wie „See" klang. Dabei tippte er ihm auf die Brust.

Conrad stellte sich so den Schlachtruf der Sioux vor und freute sich außerordentlich.

Toni strahlte wieder über das ganze Gesicht.

„Ich komme wieder, Wastl." Dann erklärte er Toni, daß er noch warten müsse, es ginge leider nicht anders. „Hier hast du 'ne Mark, falls du Hunger kriegst."

Ohne seinen Dank abzuwarten, stürmte Conrad davon.

Als er aus dem Dunkel des Flurs auftauchte, sah er neben Christa einen Mann in Uniform stehen.

„Der Herr will uns holen," sagte Christa ganz verstört. „Wir sollen vernommen werden."

„Ich auch?" fragte Conrad erstaunt.

Der Polizeimann nickte. „Wenn Sie Herr Regela sind, stimmt's."

„Dann bitte ich Sie, nicht mit uns zu sprechen. Ich möchte dieser jungen Dame mißachtende Blicke ersparen. Geht das?"

Der Beamte war einverstanden und ging in die Gaststube.

Er war zwar keine Leuchte, wie der Wirt sagte, aber er schien ein guter Kerl zu sein. Dann öffnete Conrad das Haustür und trat mit Christa auf den Marktplatz, der nun gar nichts Idyllisches mehr an sich hatte.

4. Kapitel

Conrad konnte vom Tage vorher den Weg zur Bürgermeisterei.

Er schritt mit erhobenem Kopf neben Christa durch die winkligen Gassen und sah den Menschen herausfordernd ins Gesicht. Es sollte niemand wagen, seine Begleiterin etwa mit einem geringschätzigen Blick zu messen oder gar verächtlich den Mund zu verziehen. Das dürfte ihm schlecht bekommen.

Er bemühte sich, kleine Schritte zu machen, und wartete darauf, daß sie etwas sagte. Da sie schwieg, überlief er sich schließlich seinen Gedanken. Er dachte über das Gespräch mit Koerber nach, und da fielen ihm einige Aeußerlichkeiten auf, die ihm plötzlich viel bedeutsamer erschienen als sein Inhalt.

Da war die Ungeduld, mit der Koerber sein Gebrüch erwartet hatte — seit sieben Uhr hätte er am Schreibtisch gesessen und auf das Telephon gestarrt — dann das Zittern seiner Stimme, als er von der Existenz Schlehmes und seinen Beziehungen zu Christa erfuhr und darauf sagte, das sei ein Grund mehr, Christa sofort nach Berlin zu bringen, denn er könne es als Vormund keinesmegs erlauben, daß sein Mündel mit einem Abenteurer — das sei dieser Graf doch ohne Zweifel, wenn nicht noch Schlimmeres — unherziehe. Conrad hatte den Vorfall seiner Worte wieder deutlich im Ohr, er fand jetzt, daß diese Sorge unecht gewesen war. Und am Schluß des Gesprächs hatte Koerber ihn angefleht — er hatte tatsächlich gefleht — wiederholt sich Conrad diese erstaunliche Feststellung —, doch unter allen Umständen und mit allen Mitteln Christa zu ihm zu bringen oder sie zu bewegen, ins Sacré Coeur zurückzukehren, es gäbe sonst ein furchtbares Unglück.

Alle diese Kleinigkeiten, die Conrad während der Hast des kurzen Telephongespräches nicht bewußt geworden waren, paßten nicht zu dem früheren eisernen Koerber, kühnen und nüchtern abwägenden Finanzmann, der er nach dem Kriege geworden war. Dieser Koerber am Telephon war ein Mensch, den er sich nicht vorstellen konnte, den er nicht kannte, denn es war ein Mensch, der Angst hatte, der aus Angst ungerecht war.

Conrad fühlte sogar etwas wie Verachtung gegen diesen fremden Koerber, denn er hatte ihm verboten, Christa mit Geld auszuhelfen, es sei sein und nicht Conrads Geld, wenn das Fräulein Schultheß Schulden gemacht hätte, so würde er sie bezahlen, wenn sie wieder in Berlin wäre, aber nur unter dieser Bedingung. Unwillig und bedrückt zugleich über diese Feststellung schüttelte Conrad den Kopf und sah Christa mit einem verstohlenen Blick an. Sie ging still neben ihm, mit niedergeschlagenen Augen, als traue sie sich nicht aufzusehen. Aber ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt, es sah nicht aus, als wolle sie etwa ein Weinen unterdrücken. Conrad hatte vielmehr die deutliche Empfindung, daß es ein Ausdruck von Trotz und fester Entschlossenheit war. Sie schien ein Mensch zu sein, dem der geringste Widerstand alle Kräfte zu seiner Ueberwindung aufrief.

Es muß eigentlich herrlich sein, sein ganzes Leben neben einem so tapferen Mädchen hergehen zu können, dachte er und griff plötzlich nach ihrer Hand. Sie überließ sie ihm ohne Erstaunen und Widerstreben, als habe sie darauf gewartet. Er geriet darüber einen Augenblick in einen etwas taumeligen Zustand, der ihn alles, was gewesen war und noch bevorstand, vergessen ließ. Jetzt müßte man den Triumphmarsch aus „Sigurd Jorsalfar" pfeifen!

„He, rechts rum," rief jemand hinter ihm. Es war der Polizeibeamte, der ihnen in angemessener Entfernung folgte.

„Wir müssen hier einbiegen," sagte Conrad ernüchtert und ging mit Christa zu der Straße zurück, an der er in glücklichen Gedanken vorbeigegangen war.

Quer vor dieser Straße lag ein rotes Backsteingebäude. Es war die Bürgermeisterei. In diesem Gebäude saß irgendwo Graf Schlehwe und wartete auf Christa.

Conrad ließ ihre Hand los und räusperte sich. Es klang so, als riefe er sich selbst zur Ordnung.

Um sich vor einem Rückfall zu schützen, verbiß er sich erneut in seine Grübelei und versuchte die Rätsel um das verändert We sen Koerbers zu lösen.

Dabei stieß er auf einen Satz, der ihn stutzen ließ. Was hatte Koerber da nicht gesagt? Es gäbe sonst noch ein furchtbares Unglück, wenn nicht Christa käme! Hatte Koerber nicht das Wörtchen „noch" in einer besonderen Art betont? Oder bildete er sich das jetzt in dieser Stimmung nur ein?

Sollte es etwa heißen, es gäbe noch ein Unglück, also ein zweites Unglück, oder es gäbe dann erst ein Unglück?

Ihm wurde plötzlich ganz heiß. Er blieb stehen und fragte Christa in einem scheinbar gleichmütigen Ton: „Mir fällt da etwas ein, Fräulein Schultheß. Wann haben Sie das Telegramm wegen des Geldes eigentlich an Koerber geschickt?"

„An Herrn Koerber?" sagte Christa und sah ihn erstaunt und noch ein wenig abwesend an. „Ich habe an Herrn von Binding das Telegramm geschickt, nicht an Herrn Koerber."

„Richtig. Entschuldigen Sie. Und wann war das?"

„Vor drei Tagen. Weshalb fragen Sie?" Conrad stand, als interessiert mich. Es ist vielleicht für das Verhör von Wichtigkeit. Wenn es sich zum Beispiel um das Geld von Prange handelt, dann kann man das sagen, daß er nicht um sein Geld gebracht werden sollte. Dafür ist das Telegramm unter Umständen ein ausschlaggebendes Beweismittel. Es widerlegt die Betrugsabsicht."

„Ich glaube nicht, daß Herr Prange Lutz' Verhaftung veranlaßt hat. Er hat ja aus das Auto als Pfand. Außerdem ist er ein anständiger Mensch."

„Gewiß. Ich glaube es ja auch nicht, aber man kann nie wissen," sagte er. Er war fest davon überzeugt, daß Prange nicht das Geringste mit der Verhaftung zu tun hatte. Darauf kam es auch gar nicht an.

Er stieg mit Christa die Treppe hinauf und dachte: An dem Tage, an dem Binding das Telegramm erhielt, hat er sich erschossen.

„Geradeaus und dann rechts", sagte hinter ihm der Beamte, der nun herangekommen war. Er schnaufte heftig, denn er war dick und alt.

Sie gingen durch einen hallenden Korridor, in dem eine eisige Luft stand. Vor einer Tür hießen sie auf Weisung des Wachtmeisters an. Sie trug die Nummer 7 und ein Schild mit der Aufschrift: Polizei-Inspektor Lindemann.

(Fortsetzung folgt.)

Vor zwanzig Jahren:

Kanonendonner vor dem Skagerrak

Nach deutschen und englischen Erlebnisberichten

Zur Erinnerung an den 31. Mai 1916

Von Fritz Otto Busch, Korvettenkapitän a. D.

(Schluß)

Seeschlacht im Scheinwerferlicht

Die Nachtgefechte, die den Abschluß der Schlacht brachten und durch immer wieder neugetragene und abgewehrte Angriffe englischer Zerstörer ihr Gepräge erhielten, wurden in der Hauptsache von den an der Spitze der Hochseeflotte südlichs Kurse steuernden Linienschiffen des I. deutschen Geschwaders getragen. Den Dienst eines Artilleriemechanikerobergasten gibt der Bericht des Obergasten Hundermark anschaulich wieder. Daß sein Bericht durchaus wahrheitsgetreu ist, kann ich bezeugen, da ich in jener Nacht selbst Scheinwerferoffizier der Steuerbordseite auf dem Linienschiff „Oldenburg" war, das als viertes Schiff in der Linie fuhr:

„Scheinwerferbedienungen sich klarmachen!"

Durch Sprachrohr und Telefon kommt der Befehl vom Kriegswachleiter an alle Gefechtsstationen. In der Artilleriezentrale melde ich mich zum Ausbringen der Telefone ab. Am Gefechtsstand (= Ausgabestand) im Vorschiff stehen zwei die Befehlsübermittler. Ruhig, wie gewohnt, ruft jeder seine Nummer und erhält sein Telefon. Die Telefone für die beiden Scheinwerferoffiziere bringe ich selbst auf der Brücke ab. Kurzer Anruf an die einzelnen Scheinwerfer, die Bedienungen melden klar. Meldung an den III. A. O. (= Dritten Artillerieoffizier). „Scheinwerfertelefone sind klar!"

Er dankt — den nächsten Morgen sah er nicht mehr. —

Herrlich ist die Luft hier oben, die Lungen werden vollgepumpt. Gewaltig ist das Bild der glühenden Tagesschlacht. Voraus im dieser Richtung scheint der Horizont ein einziges Feuermeer zu sein. Die lange Linie des Engländer-Kielwurfs noch. Seine Abschüsse sind im Grunde der hereinbrechenden Nacht kaum noch zu erkennen. Kurz voraus schlägt eine Salve ein. Wie Blumenköpfe stehen die riesigen Wasserfontänen fein säuberlich nebeneinander . . ."

Von der Spitze des Schlachtkreuzers des englischen Schlachtkreuzerführers Beatty, die kurz vor Einbruch der Dunkelheit noch einmal die Führung mit der deutschen Spitze aufnahmen.

„Offiziere sehen hinüber und machen ihre scherzhaften Bemerkungen. Vorn auf der Back sieht der Gefechtsrudergänger. Mitwirkend sind während der ganzen Schlacht nicht allein sich, bis er nachts abgelöst wurde. Nichts kann ihn aus der Ruhe bringen. Hinter ihm geht schlank und hochgewachsen der Kommandant, Kapitän z. S. Höpfner, auf und ab. Voraus feuern unsere Spitzenschiffe jetzt schwere Salven. Die Luft stinkt nach Pech und Schwefel. Ich gehe nach unten auf meine Station im Mittelgang.

Um 12 Uhr ist Kriegswachwechsel. Kurz darauf liege ich angezogen auf meiner Hängematte in der Nähe der Artilleriezentrale Alarrm! Die Glocken schrillen. Schnell auf nach oben in die Artillerie-Werkstatt.

Treffer auf der Brücke. Scheinwerfertelefone sind ausgefallen!"

Telefonapparate zum Rücken. Werkzeug in die Tasche, flitze ich nach oben. Auf dem Wege durch die Brücke begegne ich einem Schwerverwundeten, der Arm hängt ihm aus seinem Schultergelenk; einer der Scheinwerferbedienungsmannschaften. Mit ein paar Sätzen bin ich auf der Brücke, gleite aus und falle auf einen Körper. Es ist scheinig glatt hier oben, dazu Schwarze Nacht und Totenstille. Die Taschenlampe raus. Ich liege auf dem Backbordscheinwerferoffizier, Leutnant z. S. Schwickerath. Er sieht mich mit großen Augen an. ein Lächeln zu auf seinem Gesicht. Blut rinnt von seiner Schläfe. Leise rufe ich ihn an — keine Antwort. Schnell und behutsam schnalle ich ihm den Kopfhörer ab und rolle das Kabel auf. Ein neues Telefon wird angeschlossen. Kurzer Anruf an den Scheinwerfer, diese Seite ist wieder klar.

Jetzt leuchtet der Vordermann mit seinen Scheinwerfern auf, Himmel, wie sieht die Brücke aus! Neben dem Scheinwerferoffizier steht der Adjutant — tot, der Kriegswachleiter — tot. An den Leitstand gelehnt sitzt der Kommandant mit abgeschossenem Fuß. Vor ihm liegt vermundet der Rudergänger. Jetzt blenden die Scheinwerfer wieder seine Scheinwerfer. Dunkel hüllt die Szene ein, nur das Rauschen der Bugsee dringt herauf.

Jetzt schnell auf die andere Brückenseite. Das Schiff schlingert schwer. Ein Griff an die verwundete Steckdose. Stecker raus und das Kabel aufgerollt. Da — es ist zu Ende, vom Feinde abgeschossen. Wo ist der Leutnant?

Eine fast überirdisch laute Stimme ruft die Scheinwerfer an: Taschenlampe raus! Da sprecht vor mir der Steuerbordscheinwerferoffizier im gedämpften Licht. Er ruft seine Scheinwerfer an, ohne zu wissen, daß sein Telefonkabel vor der Brust abgeschossen ist. Ein kurzer Anruf, er sieht ins Leere. Ich fasse ihn an beiden Schultern, rüttle ihn und rufe ihn laut an. Jetzt ist er wieder da. Der unsinnende Nervenanstrengung hatte ihn schwer am Kopf getroffen, daher die kurze Betäubung —.

Ein kurzes: „Danke", ich schlage die Hacken zusammen und hänge ihm ein neues Telefon um, es war der Leutnant z. S. Busch. Er war einer der wenigen, die auf der Brücke heil geblieben waren.

Ich eile nach unten und mache Meldung beim Obermechaniker:

„Scheinwerfer-Telefone sind wieder klar!"

„Wie sehen Sie denn aus?" war die Antwort.

Vom Ausgleiten auf der Brücke war mein frisches weißes Päckchen (= Uniform) stark in Mitleidenschaft gezogen. Auf meinem Rücken baumelte zwischen den geschossenen Telefonen die Mütze des gefallenen Scheinwerferoffiziers.

Der Obermechaniker wickelt sie heraus und liest vom Namenszettchen den Namen laut vor. Es wird still im Raum. —

Kurz darauf stehe ich im Mittelgang und setze meine Telefone wieder instand. Der Unterarzt leistet mir Gesellschaft. Sein weißes Jackett zeigt deutliche Spuren seiner Arbeit. Stillschweigend reicht er mir sein Zigarettenetui.

In meinen Schläfen hämmert es. Das Gehirn kann die Eindrücke von oben auf der Brücke kaum verarbeiten. Woher stammte die grauenhafte Verwüstung, was war geschehen?

Der englische Zerstörer „Fortune" hatte gegen 1.30 Uhr einen schneidigen Angriff auf uns gefahren, wurde von uns mit einer dekenden Salve abgeschossen. Noch im sinkenden Zustand knallte seine letzte Geschützbedienung eine Granate in unseren Backbordscheinwerfer. Das Geschoß krepierte so unglücklich, daß der gesamte Streukegel von Splittern auf Scheinwerfer Brücke und Back niederging. Die Wirkung war verheerend: 8 Tote, darunter 4 Offiziere, 14 Verwundete, darunter der Kommandant.

Meine Arbeit ist beendet. Tief und fest schlafe ich angezogen auf meiner gegurrten (= eingewickelten) Hängematte ein. Bei Tagesanbruch werde ich geweckt und berge meine Telefone auf der Brücke. Strahlend scheint die Sonne auf das frischgeschreckte Zwischendeck. In langer Linie steuert die Flotte südwärts. Vom Gegner ist nichts mehr zu sehen.

Am Nachmittag geben wir auf Wilhelmshaven Kurs vor Anker. Ein schmucker, weißer Lazarettdampfer mit dem schönen Namen „Ekkewieder", in der Flotte kurz „Knochensammler" genannt, kommt längsseits. Die Besatzung steht auf der Schanz im Sonntagsanzug zum Gottesdienst angetreten. In der Mitte liegen die Gefallenen unter der Kriegsflagge, daneben auf einer Tragbahre der Kommandant. Der I. O. macht ihm Meldung, zwei Finger gehen dis annähernd zum Mützenrand. Aus tausend Kehlen schallt zur Musik der Choral über die Wasser der Jade:

„Unsern Eingang segne Gott, unsern Ausgang gleichermaßen."

Zum Reichshandwerkertag - 5.—8. Juni 1936

Gott grüße das Handwerk!

Mit Holzschnitten aus Jost Aman's „Stände und Handwerker" 1568

„Ich will die Zunft hochhalten, ihre Meister ehren, von Sitten und Gebräuchen nichts abschneiden, nichts darunter, die Rechtsame des Meistertums schätzen mit Herz und Hirn!"

(Eid des Lehrjungen vor der Zunft in Basel.)

Der Scherz und der Ernst, der tiefe Sinn und der mancherlei Unsinn, vor allem aber die unerschütterlich festen Bräuche, die ebenso auf Reinheit und Person und der Rasse wie der Handwerksübung bedacht waren, das alles offenbart sich uns in den Ueberlieferungen der alten Handwerkerzünfte in einer herzerfrischenden Weise.

„Alles mit Maß, sagte der Schneider, da prügelte er sein Weib mit der Elle." Die Selbstverspottung im Sprichwort ist von einem gutmütigen, herzlichen Humor, den wir uns

Der Schneider.

Der Schmidt.

nur als ein Stück des germanischen Volkstums vorauszustellen vermögen. „Flink ist die Hauptsache, sagte der Barbier, und er nahm den Bart mit den Fingern ab. Oder: „Es ist alles nur Gewohnheit, sagte der Bäcker, da kehrte er mit einer Katze den heißen Ofen aus." Und der Spruch des Kürschners: „Häutchen, wie stinkst du, Geldchen, wie klingst du!"

Diesen Scherzen steht ein tiefes Verantwortungsbewußtsein gegenüber. „Echt und recht und frei geboren" mußte einer sein, wenn er in die Zunft aufgenommen werden wollte; und das hieß, daß er eheliches Kind einer deutschen, unbescholtenen und ehrlichen Familie sein mußte. So war eine strenge Auslese gewahrt. Der Meister war oft verpflichtet, verheiratet zu sein, auch die Frau mußte aus freier, ehrlicher Familie stammen, häufig aus dem Kreise der Zunft selbst. Die „Unehrlichen" von damals umfaßten allerdings manche Stände, die sich inzwischen als höchst ehrsam in die Volksgemeinschaft eingefügt haben: Gerichtsdiener und Totengräber, Holz- und Feldhüter, Nachtwächter und Höllner, ja selbst Müller und Bortscherer fielen manchmal darunter, von jeher dem Volk. Gauklern, Spielleuten, Bettlern, Schindern und Scharfrichtern ganz abgesehen. Wenn man allerdings weiß, daß diese Berufe damals vorwiegend von „Unfreien", also von Leibeigenen und Fremden, ausgeübt wurden, dann sieht man, wie organisch ihre Träger sich von den Zunftregeln ausschlossen. Man sahte sie auch kurz und klar zusammen als „Leute, die Gut für Ehre nahmen und sich für Geld zu eigen gaben."

Die Formeln und Gebräuche, die der Lehrling, der Geselle und der Wanderbursche durchzumachen hatten, ehe sie nach Fug und Recht in die Reihen eingeleidert waren, waren wohl bedacht und gewährten für den Einzelnen und die Zunft den festesten Rechtsschutz in einer rauhen Zeit. Sie umrankten sich allerdings mit der Zeit mit allerlei wunderlichen Sitten und wurden immer formelhafter, der ursprüngliche Sinn verlorengang. Daß die Lehrbuben keinen leichten Stand hatten und daß Rüpelrichkeit keine Schwäche der damaligen Zeit war, geht aus einem Gesetz aus dem Rechtsbuch Ruperts von Freysing hervor (vom Jahr 1332). Es heißt dort: „Schlägt ein Mann ein Lehrkind mit Ruten, die Sommerlatte heißen und in einem Jahr gewachsen sind, so soll er ihm nur zwölf Schläge geben ohne böse Absicht. Oder schlägt oder stößt er es, daß ihm die Nase blutig wird, so hilft er dafür mit nichts. Schlägt er es aber gehässlich, da mögen die Freunde ihn wohl darüber zur Rede setzen und mögen ihn wohl zwingen, daß er es in rechter Meisterschaft hält." Dafür waren die Gesellenverbände besorgt, den Jungen beizustehen, daß ihnen von Meisterseite kein Unrecht angetan wurde.

Die Handwerkerlieder suchen die Zunftgesellen am liebsten da auf, wo sie des buntefte und abwechslungsreichste Leben hatten: auf der Wanderschaft, wo sie ihr Glück probieren und dem „Speck und Kraut" der Frau Meisterin entfliehen wollten. Ihre ganze Weltkenntnis wurde ja auf der Wanderschaft geholt:

„Es denkt sich so mancher ein Maurer zu sein und ist nicht gekommen in das Handwerk hinein, denn er hat stets gesessen zu Haus in sei'm Nest, drum möcht ich gern wissen, wo er ist gewest.

Es reiset so mancher und reiset nicht weit, damit er kann haben die Mutter an der Seit; und tut ihm was fehlen, so darf er's nur sagen, so bringts ihm die Mutter in der Schürze getragen . . ."

Sie mußten sich allerdings auch unterwegs gut halten, wie aus einem Spruch von Hans Sachs hervorgeht:

„Spiel, Trunkenheit und Buhlerei
und andre Torheit mancherlei
ich mich in meiner Wanderschaft
enschlug und war allein behaft
mit herzenlicher Lieb und Gunst
zu Meistergesang, der löblichen Kunst."

Die Bewahrung der Sitte, des Standes und des wirtschaftlichen Fortkommens, kann man wohl sagen, war der Sinn der festen Zunftregeln, die geradezu eisern gehalten wurden

Der Schuhmacher.

bis in die späteste Zeit. Darauf gründete sich ein unverhüllter Stolz. Als einmal einer, der sich für einen Meister der sieben freien Künste ausgab, bei einem Handwerksmann ein Almosen begehrte, gab ihm dieser zur Antwort: „Ich bin dann viel geschickter als Ihr, denn mit einer Kunst ernähre ich mich, mein Weib und meine Kinder; Ihr geht mit sieben Künsten betteln!"

Heute begreift man wieder die Bedeutung des alten, fest gebundenen Handwerkswesens. Und so haben die Worte einen neuen Klang:

„Gott grüße die Ehrbarkeit,
Gott grüße die ehrbare Weisheit,
Gott grüße das ehrbare Handwerk,
Gott grüße eine ehrbare Gesellschaft,
Gott grüße eine ehrbare Beförderung
hier und aller Orten, zu Wasser und zu Land."

Fritz Uhl.

Neue und alte Madonnen

Zeitnahe Gestaltung

Elli Grützner „Madonna"
Im Besitz der Reichsfrauenführerin.

Der Wandel der Anschauungen veränderte seelische Haltungen und Einstellungen der Menschen und der Völker, die organischen Wachstumsgesetzen wie der Einzelne unterliegen, macht sie auch fähig und bereit, immer wieder neue Wahrheiten und Offenbarungen aus dem unerschöpflichen Schatz des Göttlichen in sich aufzunehmen und fruchtbar zu machen. Auch die Kunst nimmt, als in der Regel frühester Spiegel solcher seelischen Wandlungen und geistiger Neuaufbrüche, an letzterem unmittelbar teil. An der Kunst einer Zeit läßt sich daher Art und Stärke (oder auch Schwäche und Verfall) ihrer innersten geistigen Einstellung geradezu ablesen.

So entspricht auch die Strenge und Wesenhaftigkeit des heutigen Kirchenbaustils ganz dem wesenhaften heldischen Menschentum, nach dem die Gegenwart ruft, das sie von jedem Einzelnen fordert. Im Verein mit dem Baustil tritt in Malerei und Plastik wie auf den übrigen Gebieten kirchlicher Kunst eine neue Größe und Herbheit hervor. Damit kam es auch zu einer vielfach gewandelten Auffassung in der künstlerischen Wiedergabe der Madonna.

Wenn bei Kruzifixen unserer Zeit, ähnlich wie im frühen Mittelalter, der Gekreuzigte oster wieder als der königliche Ueberwinder, statt als „Schmerzensmann" erscheint, so wird auch Maria neu als Fürstin und Königin Himmels und der Erde geschaut, wie sie vor allem ein Wandbild von A. Wendling in einem Raum der früheren Aachener Kunstgewerbeschule darstellt. In strengen Umrißlinien ist die thronende Gottesmutter mit dem die Weltkugel haltenden ernsten, gereiften Knaben, hinter dem das dunkle Kreuz aufwächst, zu einem von allem Zufälligen, Nebensächlichen befreiten großen Sinnbild geworden, wie auch bei einem Immaculata-Holzschnitt desselben begabten Künstlers (im Verlag der Kunstwarte, Düsseldorf) Mondsichel und mit zwölf Sternen neben anderer Bedeutung die Ausweitung des Geheimnisses der Mutter und Jungfrau auf das ganze Weltall versinnbildlichen. Unlängst machte Robert Grosche in Anknüpfung an die Erscheinungen Marias in Lourdes darauf aufmerksam, daß in der neuen Zeit (seit dem Barock schon) in der Kunst, statt der im Mittelalter vorherrschenden Mutter Gottes, die unbefleckte Jungfrau: „das himmlische Weib der Apokalypse, die Ueberwinderin der Schlange, die Siegerin" in den Vordergrund tritt. Jene kosmische Bedeutung, welche Maria in der Offenbarung Johannis mit den Gestirnsymbolen erhält, klingt auch bei einer eigenartigen Spährischen Madonna" des niederrheinischen Bildhauers Theo Hammers an, der innerhalb eines Metallringes, als Sinnbild der „Sphäre", die Mutter mit schützend emporgehobenen Händen über dem Kinde schwebend zeigt, eine der neuartig kühnen Gestaltungen des eigene Wege gehenden begabten Künstlers. Das fürstlich vom Sternenkranz umgebene Haupt der Madonna gestaltete der Düsseldorfer Maler Lauffenberg als monumentales Mosaik. Maria als gekrönte Königin und Herrscherin des Alls und der Elemente, angerufen bei Seenot, Gewittergefahr und anderen menschlichen Nöten, wie sie bildlich mit angedeutet sind, gibt ein Bildgewebe Heinrich Nauens wieder. Auch eine Webstickerei von Wilhelm Ruppert zeigt die von Schiffern in Seenot angeflehte Fürsprecherin.

In der Anrufung Marias als Nothelferin ist, im Verein mit ihrer Verehrung als Herrscherin über die Elemente wie die Geschicke, infolge der Macht ihrer Fürbitte, die der hilfreichen Mutter aller Erdenkinder und Geschöpfe mit innegriffen. Eine große Holzplastik des Kölners J. Rheindorf hat gerade dieses Mutter-Sein Marias zu starkem Ausdruck gebracht. Norwenhaft ernst und wissend geworden durch eigenes Leid, wie eine Urmutter und weise Frau des Volkes, steht Maria hier mit dem Kinde vor uns; auch die frontale Ausrichtung verleiht der Statue, wie einer nicht minder eigenartigen kleinen süßernen Madonnenplastik des Kölners, feierliche Strenge. Wie sich gerade mit solcher echt deutscher, im Ausdruck der Wirklichkeit entlehnter volksfester Herbheit, welche in der neuen christlichen Kunst die unleidlich gewordene Süßlichkeit abzulösen berufen ist, innigste Beseelung verbinden kann, zeigen am schönsten die eigenartigen Madonnenplastiken von Maria Eulenbruch, von welchen die der Kapelle auf Burg Rothenfels am bekanntesten geworden ist.

Auf einem Verkündigungsbild von H. Nauen kniet die Szene, statt in der stillen Kammer, im blauen, weiß bewölkten Himmelsraum, wo-

Immaculata,
ein Bilddruck von Prof. A. Wendling.
(Photo: Kunstwarte, Düsseldorf)
(Klischees (4) / Eigene Anfertigung)

Madonna von Caub (um 1420)
zeigt die völlig unterschiedliche Auffassung einer vergangenen Zeit.
(Photo: Kameler Landesmuseum)

„Maria mit dem Kind"
Diese Tonplastik von Josef Heht zeugt von der kernigen, schlichten, aber durchaus tiefen Auffassung des Themas in der Gegenwart.
(Photo: Kunstwarte Düsseldorf)

durch wieder die Ausweitung dieses Geheimnisses auf das All angedeutet ist. Auch in einer vollplastischen Reliefe des Dortmunderer Pfarrgraf ist die Verkündigungsszene mit der hinter ihr stehenden Engel ergeben einschmiegenden knieenden Jungfrau neuartig geschaut und geformt, wodurch beide Figuren zu einer Statue verbunden scheinen. — Neben der Verkündigung reizt auch die Marienklage (Pieta) heutige Künstler zu herben und tief erfühlten, vielfach aus dem Leid der Frauen- und Gefallenenmütter neu erlebten Darstellungen. So schuf der Kantener Künstler Josef Hehl eine keramische Plastik, welche die schmerzhafte Mutter in Gestalt einer niederrheinischen Bäuerin darstellt, die, vornübergeneigt, den Leichnam ihres toten Sohnes mit Schmerz und Liebe an die Brust preßt.

Moderne Marienfahnen und -wandbehänge nach Entwürfen von Wendling tragen, hauptsächlich figürlichen Wiedergaben, in wirkungsvoller Einfachheit geformte ornamentale Symbole des großen Geheimnisses der Gottesmutter und Jungfrau; auch darin äußert sich ein bestimmender Zug unserer auch auf anderen Gebieten ihre bewegenden Ideen in einprägsamer Symbolik zusammenfassenden Zeit.

Karl Gabriel Pfeil.

Madonna aus Caub / Um das Jahr 1420 entstanden

Unter der Fülle der religiösen bildnerischen Ideen, welche der deutschen Kunst des beginnenden Jahrhunderts ihr Gepräge verleihen, hat sie uns auch das Kultbild der „Schönen Madonnen" geschenkt. Dieses, seinem Ursprung nach burgundischer Abkunft, hat vor allem in der ostdeutschen Kunst seine eigentliche Gestaltung erfahren: Schlesien und Böhmen und das deutsche Oesterreich ist die Heimat der zauberhaft anmutigen holden Marienge stalt, in der sich das typisch bedingte Schönheitsideal des hl. Thomas verwirklicht. Vom Osten Deutschlands wandert dann das Sinnbild nach Westen, und namentlich am Mittelrhein finden sich in der Folgezeit verwandte Schöpfungen. Zu den liebreizendsten spätgotischen Marienfiguren gehört zweifelsohne die Madonna aus Caub, die, aus Frankfurter Privatbesitz erworben, schon seit langem eine Zierde des Hessischen Landesmuseums in Kassel bedeutet.

Eine unvergleichliche Holdseligkeit bezeugt die innige Verbundenheit von Mutter und Kind, spiegelt sich in dem Mutterglück Mariens, das aus ihrem beseelten Blick spricht, wider. Köstlich ist der kleine rundliche Kinderkörper mit seinen lebensvoll erfaßten Bewegungen empfunden, wundervoll ist die zarte Haltung, mit der Maria das Kind, es in ihren mütterlichen Händen behutsam haltend, umfängt. Von hohem künstlerischen Reiz ist die Modellierung des Fleisches und der Haare, des Kinderlöckchen vor allem, nicht minder aber auch die Behandlung des Stofflichen: in fließendem Fall, in melodischen vornehmen Linienzug gleiten die Falten des Gewandes Mariä hernieder.

Aufrecht in einem leicht gotischen Schwung, der in dem sich Zurückneigen des Christkindes sein rhythmisches Gegengewicht erhält, steht die Gottesmutter auf der Mondsichel, die sich zu ihren Füßen breitet. Ihr völlig individuell gestaltetes und ganz persönlich empfundenes Antlitz vereint in sich die Hoheit des Heiligen mit blühender Lebenswärme. Sakrales mit Sinnenhaftigkeit. So steht die Madonna aus Caub vor uns als eines der schönsten Idealbilder der deutschen Marien gestalt, als herrliche Blüte spätgotischer religiöser Kunst und als Zeugnis einer schöpferischen Leistung unseres Volkes, deren Quell in den Tiefen eines wahren und starken Glaubens ruht.

Dr. Dr. Rolf Hetsch.

Michel als Lehrling beim Briefmarkenonkel

Erste Einführung

Michel: Ich brenne darauf, Onkel, heute bei dir etwas zu lernen, nachdem du neulich meine Briefmarkensammlung so schlecht gemacht hast!

Der Onkel: Sie sah aber auch erbärmlich aus! Die meisten Marken waren beschädigt, zerknittert, wasserfleckig oder sonst verschmiert. Jetzt wollen wir beim Einkleben einmal richtig der Tube nach vorgehen. Zuerst schneiden wir die Marken aus den Umschlägen heraus, um sie im Wasserbad abzuweichen. Niemals ziehen oder reißen wir sie ab, weil das mit Sicherheit Risse und dünne Stellen gibt, die die Marken wertlos machen. Der oberste Grundsatz des Markensammlers heißt nämlich: nur völlig einwandfreie Marken haben Wert. Darum muß man sie sorgfältig behandeln, ja geradezu pflegen. Eingerissene, angeschnittene oder geknickte Marken klebe ich erst gar nicht ins Album ein. Die nehme ich höchstens zum Tauschen, wenn ich sie loskriege.

Michel: Meine schlechten Stücke sind mir auch alle beim Tauschen aufgehängt worden. Na, in Zukunft lasse ich mich nicht mehr reinlegen! Weg machst du mit den aufgedruckten Marken?

Der Onkel: Die hebe ich als sogenannte Briefstücke mit dem ganzen Umschlag oder der Karte auf. Das tut man auch, wenn es sich um einen besonderen Poststempel oder eine besondere Karte handelt. Sieh, hier, den Jubiläumsstempel und die Nothilfsekarten.

Michel: Kommen die Marken ins Wasser! Du, das Wasser ist doch ganz lau!

Vorsichtig muß die Marke gelöst werden

Sogar das Bügeleisen tritt in Tätigkeit

Der Onkel: Das ist in Ordnung. Heißes Wasser verdirbt leicht die Farben und oft auch das Papier. Sieh dir deine gebrühten Marken an! Meist weiß man nicht, ob die Marken wasserfest sind. Deswegen legt man sie vorsichtig ein und läßt sie mit der Bildseite nach oben schwimmen. Bei denen aus Niederländisch-Indien und Rumänien, z. B. darf kein Tropfen auf die Farbe kommen, sonst ist die Marke sofort verdorben.

Michel: Das finde ich aber unpraktisch. Und das macht die Behandlung der Marken im Wasser doch sehr schwierig?

Der Onkel: Aber die Postverwaltungen haben ihren Vorteil davon! Ueberhaupt darfst du die Marken im Wasserbad nie aus den Augen lassen. Bei der geringsten Verfärbung des Wassers müssen die Marken sofort heraus, und das Wasser muß gewechselt werden. Bei wasserempfindlichen Marken feuchtet man die Rückseite nur an und schabt das anhaftende Papier vorsichtig mit dem Falzbein ab. Das müssen wir bei dieser alten Oesterreich tun. Leg sie einstweilen beiseite.

Michel: O fein, jetzt sind wohl welche abgewecht! Schnell heraus mit ihnen! Soll ich sie zum Trocknen auf die Herdplatte legen?

Der Onkel: Damit sie so runzlich werden wie deine? Nein, mein lieber, der Fachmann trocknet seine Marken zwischen weißem Fließpapier. Zuerst in Fließpapier für die grobe Nässe, dann in anderes zum weiteren Trocknen. Leg' bitte diesen Notenband darauf, damit sie glatt bleiben.

Michel: Ich habe viele Löschblätter, die kann ich da gut verwenden.

Der Onkel: Du's lieber nicht. Das Löschpapier färbt bei der geringsten Nässe aus. Du kannst nur weißes Fließpapier nehmen, ich will dir gern welches schenken. Heraus mit dem Briefutter aus dem Wasserbad! Du willst mir wohl mit dem abfärbenden Seidenpapier die Marken verderben?

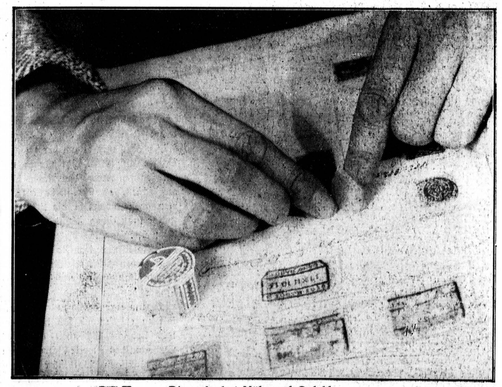
Michel: O, entschuldige bitte, ich habe das ganz übersehen! Man muß doch wirklich an alles denken! Du, hier sind Fettflecken auf den Marken!

Der Onkel: Die plätten wir gleich heraus. Ich habe vorhin das Bügeleisen schon dafür eingeschaltet, es wird jetzt heiß sein. Ich lege die Marken zwischen weißes Fließpapier, mache einige Züge mit dem Bügeleisen darüber, und du wirst sehen, die Fettflecken sind verschwunden.

Michel: Oder auch nicht, wie ich sehe!

Der Onkel: Die sind aber hartnäckig! Nun, da feuchten wir die Marken mit reinem Benzin an und plätten noch einmal. Diesen Engländern können wir mit Benzin beikommen, andere freilich würden sofort ihre Farben zerfetzen.

Michel: Die Italiener hier sind mit Tintenstift entwertet. Die können wir doch nicht ins Wasser tun, weil der Stift sonst ausläuft.



Dies erfordert Mühe und Geduld

Der Onkel: Fein aufgepaßt! Wir müssen sehen, daß wir die Striche mit einem weichen Gummi radieren können. Gib her, das will ich inzwischen die Klebefalze vorsichtig anfeuchten.

Michel: O, so, das habe ich mir gemerkt. Eine schmale Leiste wird an die Marke angeklebt. Vom übrigen Teil des Falzes feuchten wir nur eine stecknadelknopfgroße Fläche an, für das Einkleben in das Album. Da sind die Marken jederzeit leicht auszuwechseln.

Der Onkel: Richtig. Und hier siehst du etwas Neues: zweiseitig gummierten Falz. Der braucht nicht geknickt zu werden und liegt ganz glatt zwischen Marke und Album.

Michel: Und da er viel dünner ist, kriegt das Album nicht so einen dicken Bauch! Der kostet aber sicher viel Geld?

Der Onkel: Schlimm ist's nicht, doch ich will dir gern einen schenken, denn du hast mir heute fein geholfen, und da darfst du dir auch noch von den doppelten Marken einige heraussuchen. Wenn du willst, kannst du mir das nächstemal wieder behilflich sein.

Michel: O gern, danke schön, danke schön! Ich freue mich schon darauf.

Carolus.

Photos (4) Scherl / Klischees: Eig. Anf.

Die deutsche Heimat

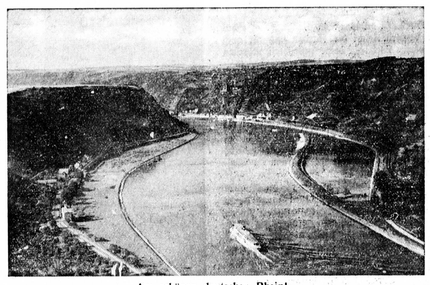
Reise / Erholung / Wandern

Das Land der Berge, Bäder und Klöster

Streifzüge durchs Werdenfelser Land

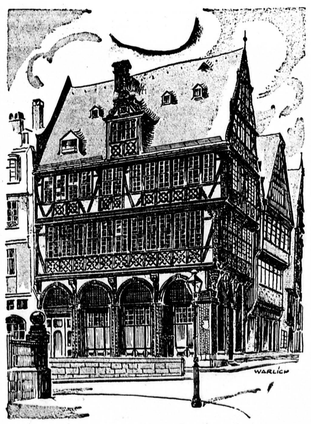
Eine Reise in die schöne Landschaft Werdenfels mit dem Zauber seiner Berge, Seen und Wälder gehört zu den unvergeßlichsten Erlebnissen. Die Vorberge Oberammergaus besitzen einen überraschenden alpinen Einschlag und auch das Ettaler Mandl ist reich an Naturschönheiten. Hier und da säumen sich Alm- und Waldhänge zu steilen Geschröffen auf. Höhenwege und vorzügliche Unterkunftshäuser erschließen dieses reizvolle Naturschutzgebiet. — Ammergauer- und Kreuthenspitze bilden den Auftakt zu Deutschlands höchsten Bergen, dem Wetterstein und dem benachbarten Karwendelgebirge. Zu Füßen der Zugspitze und auch in Mittenwald sind Täler und Wälder plötzlich eingerahmt von Schroffen, steil aufragenden Felswänden. Bei diesem Anblick ist man ergriffen von der Macht der Natur.

Das Einfallstor zum Werdenfelser Land ist das Städtchen Murnau. Seine altertümliche Marktstraße, sein wundervoller Strand und neuerdings seine moderne Bahnhofsanlage lohnen schon zu einer kurzen Rast, bevor man nach dem bekannten Stahl- und Moorbad Kochelgrub gelangt, welches sich in letzter Zeit wachsenden Zuspruchs erfreut. Schon viele Kranke haben hier Heilung gefunden. Von Kochelgrub aus führt der Weg nach Saulgrub. Hier mündet der Autoweg von Augsburg über die neue, vielbesprochene Eschelbacher Brücke. Ueber Altenau gelangt man in das behagliche Dorf Unterammergau und weiter nach Oberammergau. Von hier aus sollte man dem Kloster Ettal einen Besuch abstatten. Sein sehenswertes Gotteshaus im gleichnamigen Dorf zählt sich wenige der weltfern als das Schlößchen Linderhof. Ueber den Ettaler Berg führt eine moderne und stark verbreiterte Straße nach Oberau. Oberau ist zugleich Schnellstation und man kann von hier aus die Reise nach Garmisch-Partenkirchen antreten, wobei man den von Murnau kommenden Zug benutzt. Die Fahrt von Murnau über die hübschen Sommerfrischen Hechendorf, Oßstadt, Eschenlohe und Farchant ist besonders reizvoll. Für Höhlenfreunde lohnt sich besonders der Besuch Farchants. Der unbedingt bekannteste Ort des gesamten Werdenfelser Landes ist Garmisch-Partenkirchen. Seine günstigen, elektrischen Bahnverbindungen seine Autostraßen, seine Berghahnen, seine reichen Ausflugsmöglichkeiten, seine gepflegten Sportanlagen, seine erstklassigen Gaststätten und vor allem natürlich seine herrliche Lage am Wettersteinhahen Garmisch in den letzten Jahren zum Weltkurort und Sportplatz entwickelt. Aber auch in der Nähe von Garmisch, abseits von der Hauptstraße oder in dem nahen Grainau, findet der Ferienlee, der etwas mehr Ruhe wünscht, passende Erholungsplätze. Besonders Grainau mit seinen herrlichen Maisäß-Schwaighöfen und dem grünen Badesee erfreut sich lebhaften Zuspruchs. Die zentrale Lage Partenkirchens ermöglicht es, leicht westwärts nach Tirol und ostwärts nach Kochelsee, Kaltenbrunn und Klais heraus, gerade nach dem beliebten Grenzmarkt Mittenwald zu gelangen. Mittenwald ist eine mittelalterliche und historische Stadt. Seine Häuser sind mit Fresken geschmückt, seine großen Tore und Lagerkeller erzählen Geschichte von vor mehreren hundert Jahren. Durch Mittenwald führte die Hauptstraße zwischen Italien und Deutschland und noch heute sind Zeugen dafür vorhanden, daß Mittenwald ein großer Umladeplatz für Land- und Wasserfracht war. Auch die Geigenbaukunst Mittenwalds trug einen wesentlichen Teil zum Emporblühen der Stadt bei und noch heute gehört zu den weltbekannten Kunstgewerben des Werdenfelser Landes.



Am schönen deutschen Rhein!

Abseits vom Lärm und Verkehr liegt das bekannte Kur- und Erholungsheim „Schloß Elmau", von wo aus der bequemste Weg auf den Schachen führt, auf dem Ludwig von Bayern ein kleines Jagdschloß erbauen ließ. Die unvergleichlich schöne Lage dieses Schlosses mit seinem herrlichen Ausblick lockt den Weg noch ein Stück fortzusetzen bis zu dem ersehnten Ziel aller Bergwanderer, der Meiler-Hütte kann man auf sonnigen Altanen die zum Trocknen aufgehängten, schön geflammten Geigen bewundern. Mittenwald besitzt auch eine staatliche Geigenbauschule, aus der Meister hervorgegangen sind, die in der Kunstwelt einen großen Namen haben. Auch eine Holzschnitzerei



Frankfurt/Main Das alte Haus „Zur Waage"

Dreitorspitzen und Musterstein üben zwar noch eine größere Anziehungskraft aus und auch im benachbarten Karwendelgebirge wären noch erhebliche Gebirgsketten zu bezwingen, was aber nur dem trainierten und gewandten Alpinisten zu empfehlen ist.

Ernst Louis jr.

Wandern am Rhein

Wohl jeder Mensch kennt den Wunsch und den Drang zum Erlebnis. Und jeder Mensch fühlt es, wenn auch manchmal unbewußt, daß die Welt ihm etwas bieten kann, was abseits seiner Tagesarbeit liegt was Kräfte in sich birgt, ihn diese Tagesarbeit auch wiederum zum Erlebnis werden zu lassen, diese Arbeit mit einer tieferen Sinngebung zu erfüllen, je mehr sich der Horizont seines Wissens und Erfühlenkönnens weitet. Erleben bedeutet Freude, Erleben bedeutet Teilhaben an Dingen, die jenseits der beruflichen Leistung liegen. Daß aus dieser Erlebnisfreude neue Kraft für das Werktags Arbeit geschöpft werden kann, ist ja auch der Sinn der Fahrten und Wanderungen des Amtes „Kraft durch Freude".

Wir wollen, ja wir sollen Freude schöpfen. Freude in reicher Fülle, denn sie gibt uns Kräfte für die Tagesarbeit. Wer je gewandert ist und sich ließ seine Sorgen zu Haus, wer mit offenem Blick und empfängnisfrohem Herzen durch die Natur zog, wer erleben wollte, der wußte stets, wenn er am Abend sich wandersmüde auf das Lager streckte, daß ihm die Freuden des Erschauens zu neuen Kräften wurden.

Und fragst Du noch: „Wo soll ich wandern, wo ist das Land, das mir besonders eindrucksvolle Erlebnisse schenkt?", so sag Dir sagen: „Komm' zu uns in's Rheinland! In diese große Sommerfrische im Westen des Reiches, die darauf wartet, Dich gastlich zu empfangen." Ob Du am Rheinstrom wanderst und die Sieben Berge grüßt, oder mit einem der weißen Schiffe an Rebenhügeln und an Burgruinen vorbei den Rhein hinauf fährst, ob Du mehr abseits vom großen Verkehr die lieblichen und romantischen Flußtäler suchst, die weingesegneten Täler der Ahr, der Mosel und der Nahe, ob Du dahinziehen willst mit Rucksack und Wanderstab durch die weiten Bergländer der Eifel und des Hunsrücks, um ihre Stille und Einsamkeit zu erleben, ob Du des Siegtals liebliche Schönheit oder des Westerwaldes weite Hochflächen und blumigen Waldtäler grüßen willst: überall umfängt Dich eine Natur von besonderer vielgestaltiger Landschaftlicher Schönheit. Oder zieht es Dich zu den Tälern und den Höhen des bergischen Landes, wo an der Wupper, dem arbeitsamen Flusse, die uralten Schleifkotten in dem Wiesengrunde stehen? Möchtest du das Rustikal besuchen, wo nicht nur die Industrie rastlos schaffende Stätten deutschen Fleißes schuf, wo es auch grünt und blüht unter rheinischer Sonne? Dann fahre dorthin und zaudere nicht. Vielleicht ist deine Heimat ein Land der Berge und Täler, und du hast gehört, daß auch das Flachland mit seiner weiten Sicht und gewaltigen Himmelskuppel besondere Stimmungswerte birgt, und grad' die weite ebene Flußlandschaft möchtest du schauen, dann komm' zu uns an den Niederrhein, wo der Strom breit und behaglich fruchtbare Ebenen durchfließt! Wo die Landschaft an das nachbarliche Holland gemahnt, und die Flügel der Windmühlen kreisen.

Wenn du ins Rheinland reisen willst, so wisse, daß hier in Eine freundvolle Natur uralter Kulturbesitz gebettet liegt. In den alten Städten und Städtchen des Rheinlandes schaust du die Zeugen einer großen geschichtlichen Vergangenheit. Hier erlebst du deine Geschichte, die Geschichte deines Landes. Hier offenbart sich auch der völkisch bewußte Kulturwille der Gegenwart in gewaltigem Schaffen. Doch nicht nur in den Städten, auch in stillen Tälern und auf einsamen Höhen grüßen dich steinerne Zeugen der Vergangenheit: Burgen und Burgruinen und kunstgeschichtlich bedeutsame Klosterbauten. Doch willst du teilhaben an echtem rheinischen Frohsinn und rheinischer Daseinsfreude, so fahr' in eins der vielen Städte und Dörfer, wo die rheinische Kirmes gefeiert wird wo Trachten- und Weinfeste Einheimische und Fremde zu einer großen Familie vereinen.

Und sind die Ferientage allzuschnell vergangen, so wirst du heimkehren mit dem Bewußtsein, nicht nur ein Land und seine Kultur erlebt zu haben, sondern auch um die Seele des rheinischen Volkes zu wissen, das dich mit echter Gastfreundschaft aufnahm.

Dr. H. K.

Der Deister wird's! Das erste Faltblatt, das durch die Gemeinschaftsarbeit der Deisterorte entstanden ist, wird allen Freunden und Interessenten dieses schönen Höhenzuges, südwestlich von Hannover, sehr willkommen sein. Die Deisterorte stellen sich mit Text und Bild vor, und der ganze Innenraum des Faltblattes wird von einer sehr übersichtlichen Wanderkarte eingenommen. Jeder, der den Deister kennt oder kennenlernen will, sollte sich dieses Faltblatt bei der Werbestelle des Landesfremdenverkehrsverbandes, Hildesheim am Markt, unter Beifügung des Rückportos, bestellen.

Kurzer Reisemerker

Nürnbergs historischer Rathaussaal

Nach einem Zeitraum von 31 Jahren wird der große historische Rathaussaal in Nürnberg, der einst der Abhaltung von Reichstagen und zu Empfängen bei Kaiser- und Fürstenbesuchen diente, jetzt künstlerisch erneuert. Der ganze Saal wird gründlich gereinigt und die kostbaren historischen Wandmalerien, die zum Teil nach Dürers Entwürfen gestaltet sind, werden von den Staubschichten befreit. Außerdem wird im Westteil ein Musikpodium eingebaut, und an Stelle des jetzigen Fußbodenbelags mit langen schmalen Dielen wird ein wirkungsvoller Tafelboden mit Friesteilung gelegt. Die Reinigung der Wandgemälde hat der Nürnberger Restaurator Franz Wiedl mit großem Geschick durchgeführt. Die Farben der Gemälde haben nun eine Leuchtkraft, die von dem großen handwerklichen Können der alten Meister zeugt. Von den Malereien an der Südwand war vor der Reinigung kaum noch etwas zu erkennen gewesen; heute haben die Bilder ein Aussehen, als ob sie erst kürzlich von ihren Schöpfern gemalt worden wären.

Mit dem Auto nach Ostfrieslands Nordsee-Inseln

Neue Großgarage in Emden

Reisende, die im Auto nach den ostfriesischen Nordsee-Inseln fahren wollen, müssen ihren Wagen auf dem Festlande unterstellen, denn dem Mitnahme auf die Inseln ist nicht möglich. Für solche Reisende befindet sich in Norddeich eine 200 Wagen fassende Garage, die im letzten Sommer von über 7000 Automobilen benutzt wurde. In Emden, wo bisher Unterstellmöglichkeiten für 80 Autos, 30 Motorräder und 100 Fahrräder zur Verfügung standen, wurde in der Nähe des Bahnhofs Emden Außenhafen also dicht bei der Anlegestelle der Borkumer Dampfer, eine neue Großgarage für 200 bis 250 Wagen erbaut.

Ein vierbeiniger „Bahnwärter"

Die Reisenden, die die Strecke Lübeck — Bad Kleinen regelmäßig befahren, haben ihren kleinen Freund den vierbeinigen „Bahnwärter" lange entbehren müssen. Das war ein kleiner Hund, der seinem Herrn, einem Schrankenwärter bei Grevesmühlen, bei der Arbeit half, indem er zur Freude aller Reisenden vor den vorüberfahrenden Zügen „Männchen" machte. Der liebe Kerl, der von den Reisenden stets mit Zucker, Wurstpellen oder anderen Leckerbissen bedacht wurde, ist seinem Herrn eines Tages überlassen worden. Nun hat sich der Bahnwärter einen neuen Hund angeschafft und dazu abgerichtet, daß er bei der Durchfahrt der Züge „stramm steht". Sicher wird auch dieser Hund bald die Erfahrung machen, daß es nur die Personenzüge sind, aus denen die guten Leckerbissen kommen, und nicht die Güterzüge. Dann wird er sicher wie sein Vorgänger nur vor diesen strammstehen und die Güterzüge unbeachtet vorbeifahren lassen. Sin Vorgänger war so gescheit, daß er den Züge schon beim Näherkommen am Klange unterscheiden konnte.

Oratorium - szenisch aufgeführt

Vom 21. bis 27. Juni finden in Göttingen unter der die Händelfestspiele statt, die für die alte Universitätsstadt nun schon zur Tradition geworden sind. In diesem Jahre werden die Festspiele am 21. Juni durch ein Kammerkonzert mit Werken Händels eingeleitet. Das Stadttheater bringt die Oper „Parthenope", die im vergangenen Jahre an gleicher Stelle uraufgeführt wurde, und eine szenische Aufführung des Oratoriums „Acis und Galathea". Ergänzt wird das Händel-Fest durch eine „Serenaden-Musik" im Kaiser-Wilhelm-Park, deren Programm unbekannte Symphonien Haydns und Christian Bachs sowie Serenaden von Mozart und Janitzek halten wird. Die musikalische Leitung hat Kapellmeister Fritz Lehmann, Hannover, während die Inszenierungen Dr. Hanns Niedecken-Gebhard besorgt.

Asiatische Kunst in Bamberg

Nachdem der Historische Verein in Bamberg seine Sammlungen in das Heimatmuseum in der Alten Holhaltung überführt hat, sind in der Neuen Residenz zu Bamberg einige Räume freigeworden. Hier wird jetzt die Sammlung asiatischer Kunst des ehemaligen Botschafters Dr. E. A. Boretzsch untergebracht, die sich bisher auf Schloß Colmhof bei Ansbach befand. Die wertvolle Sammlung, die Dr. Boretzsch während seiner Amtszeit in Ostasien geschaffen hat, ist der Stadt Bamberg zunächst leihweise überlassen. Nach dem Tode der Nachkommen des Botschafters soll sie endgültig in den Besitz der Stadt übergehen.

Der „Glaeserne Zug"

Der Sommer 1936 steht bei der Deutschen Reichsbahn im Zeichen der neuen Fahrzeuge. Die Zahl der Schnelltriebwagen-Verbindungen wurde wesentlich erhöht, die Stromlinien-Lokmotive von Borsig und der Henschel-Wegmann-Stromlinienzug wurden in den fahrplanmäßigen Verkehr eingestellt, und auch der „Gläserne Zug" der Reichsbahndirektion München unternimmt jetzt von München aus planmäßige Ausflugsfahrten. Der „Gläserne Zug", bekanntlich ein Triebwagen, dessen Oberteil fast ganz aus Glas besteht, fährt Montags nach Kochel, Dienstags und Donnerstags nach Bad Reichenhall — Berchtesgaden, Mittwochs und Freitags nach Garmisch-Partenkirchen — Mittenwald und Sonnabends nach Brannenburg — Oberaudorf — Kufersteln. Sonntags fährt der Zug abwechselnd nach Nürnberg, Regensburg oder Stuttgart; nach Nürnberg am 7., 21., Juni, 5., 19. Juli, 2., 16. August, 6. und 20. September; nach Regensburg am 14. Juni, 12. Juli, 9., 30. August und 13. September; nach Stuttgart am 28. Juni. 26. Juli, 23. August und 27. September.

DER SOLDAT LUKAS

Erzählung von Heinz Steguweit

(Schluß)

„Meinen lieben Mann will ich," wisperte sie beiseiden und zeigte auf ihren Henkelkorb, daraus der Hals einer Eisenweinflasche ragte und der Duft reifer Aepfel zu riechen war.

„Ihren lieben Mann sehen Sie mal vorläufig nicht," drohte Dr. Buschmann ernst und legte den Finger, doch lauerte hinter seiner Strenge der freundliche Schalk.

„Warum?" fragte Annemarie unsicher, sie hab Wäsche für ihn und Jakobsäpfel, er ist nicht mal nen Kamm zum Schönmachen hier!" —

„Krankt er auch nicht," tröstete Dr. Buschmann, „ritter Staat nützt ihm in seinem dunklen Zimmer nichts; vor allen Dingen müssen Sie Geduld haben, nur Geduld, der Herr Lukas schläft noch, lassen Sie ihn einige Tage zufrieden, bald kann er wieder sehen!"

„Jawohl," bestätigte Borsig, schlug sich wieder auf die Knie und weidete sich mit dem Doktor an Annemaries bleichem Erstaunen; fast wäre ihr der schwere Korb samt Weinein, Unterwäsche und Jakobsäpfel vom Arm gefallen.

„Sehen, richtig sehen? Der Lukas, mein lieber Lukas, soll wieder Augen haben wie sie?" fragte sie verwirrt.

„Ja," nickten die Männer, „ja!" Dann wurde es still in der Kammer, denn Annemarie kauf wieder auf einen Stuhl und hielt die Hände vor ihre Stirn; daß sie ihrer dankbaren Freude nicht schämte, konnte ihr der Arzt noch in die Ohren:

„Er soll auf Silvester seinen Jungen wieder sehen, soll ihn erkennen wie jeder andere Vater!" —

„Ein Junge?" fragte Annemarie und hob die Augen auf.

„Schaten kriegen immer Jungens," lachte Buschmann, und Annemarie wurde rot, es schien fast wie dreister Prophezeiung. —

Doch wurde der Arzt zum Dienst gerufen. Kaum daß er ging mit der jungen Frau aus dem Spital, wanderte mit ihr wie ein Bruder am Rand der blühenden Stadt, wo sie das bedeutende Werk der Sperrmauer sehen konnten. Der Ingenieur zeigte hinunter in den Wald der leeren Gerüste.

„Schauen Sie, wenn unser Lukas das wieder sehen kann und es begreifen lernt, wird nicht länger den Weg zur Zukunft verlieren!" —

Annemarie riß die Augen auf. Ihr Atem ging:

„Sind denn die Arbeiter alle entlassen?"

„Ja, sie traurig.

„Ja hierzehn Tagen entscheidet sich alles, hat Lukas seine Augen wieder!" —

„Wunderlich, wunderlich," meinte Annemarie; dann bat sie den Ingenieur um ein Stück Arm für den Heimweg, denn sie fühlte plötzlich vom Wirbel der letzten Stunden.

Daheim warteten Mutter Elis und Papa Wolle. Mit trüben Augen sprang Herta um das Haus, ihr Herz war verschwunden. Borsig und Annemarie trösteten das brave Tier, hervor sie eintraten in die Stube, wo die Mutter Elis einen Fliegenfänger an die Lampe hängelten. Das Rubinlicht stand hinter Lukas' Nacken.

„Du fühlen Sie sich, Junge?" fragte der Alte.

„Gut, recht wohl," nickte Lukas.

„Ich glaub es schon, bei solcher Ruhe und Kost; aber können Sie etwas sehen?" —

„Nein", sprach Lukas und tastete mit den Fingerspitzen über die Bettdecke; „nein, nur ein roter Schleier flimmert vor mir!"

Zuckend stand Buschmann auf. Immer noch tasteten Lukas' Finger über das weiße Bettleinen. Dann griff der Arzt ungestüm nach den Händen des Kranken:

„Sie können sehen! Können sehen wie ich, mein Lieber, warten Sie einmal ab!"

Behutsam lüftete er das Tuch am Fenster; vor dem dünnen Sonnenstrahl, der durch die Oeffnung brach, zuckte Lukas schmerzhaft zusammen.

Da erkannte Buschmann, daß der Aermste wieder sehen konnte; und Lukas zitterte vor Freude:

„Nun werd' ich wieder Augen tragen," flüsterte er, dann sank er schwach in die Kissen zurück.

„Annemie!" —

„Ja, nun Vorsicht mit der Annemie," lachte Buschmann, „immer langsam, immer sachte!" —

Lukas aber streckte die Hand aus, wie ein Bettler, der einen Reichtum empfangen hat:

„Herr Doktor!" —

„Nun, was ist los?" —

„Dankbar bin ich!" —

Buschmann ließ sich die Liebkosung gefallen, denn der Junge streichelte ihn wie ein Kind.

„Ist alles gut, Junge, nun müssen Sie auch ruhig und stark bleiben, hören Sie? Nur zu nicht weinen, sonst wirds' böse!" —

Das war die letzte Mahnung des Wundertäters, der das abermals verdunkelte Zimmer verließ, seine Freude laut durch die Flure und Kammern zu rufen, wo Schwestern, Wärter und Kollegen seit bald einer Stunde warteten.

Da saß auch Borsig auf einem Stuhl, er hatte das Spital durchs Fenster gewaltsam erklettert. Als er die Botschaft hörte, lief er, eine lange Fahne unterm Arm, die Treppe hinauf, zum Söller, wo er sich auf das Dach schwang und den grün-weißen Rheinwimpel hißte, daß die Hoffenden im Tal des Wunders inne würden.

Das ganze Spital schlug Lärm und war auf den Beinen; Lahme hinkten auf Krücken über die Steinflure, Nönnlein falteten ihre wächsernen Hände, und die Wärter stellten Besen und Eimer vergnügt in die Ecke. Dr. Buschmann war der strahlende Held, der auf die Lippen biß und keinem der hundert Gratulanten eine Antwort zu geben vermochte. Hilflos nahm er alle Hände, und die Brille wippte auf seiner Nase.

*

An der Arft saß Annemarie schon seit frühestem Morgen und wartete. Fast alle wollten sie schon traurig werden, als eben am First des Krankenhauses ein Wimpel munter den Mast erkletterte! Da lief sie ins Haus, riß die Tür auf und schrie:

„Mutter Elis, he, Papa Wolle, kommt, kommt, die Fahne ist hoch!" —

Und sie kamen, reckten die saltigen Hälse, preßten sich die Finger klamm vor Erregung:

„Nun hat der Lukas wieder Augen", stammelte Mutter Elis und segnete sich wie vor einem Wetterleuchten.

„Nun danket alle Gott," brummte Papa Wolle in den zottigen Bart.

Dann wurden sie demütig vor der Stunde Annemarie machte sich fertig, im Sonntagskleid hinauf nach Hollerdorf zu gehen, allen denen zu danken, die mehr geschenkt hatten, als je zu vergelten war.

Täglich vermehrte Buschmann mit kluger Umsicht das Einfallen des Lichtes. Nach fünf frohen Tagen hing ein weißes Biberttuch vor dem Fenster, so daß die Kammer mit Dämmerung gefüllt war. Etwas schen und erschrocken suchten noch Lukas' Augen, die Ränder waren blutrot, aber die Blicke starrten nicht mehr so irr und so herzweifelt. Der Kranke kannte jeden wiederum, der zu ihm gelassen wurde:

„Annemie", rief er zuerst, „schön bist du geworden, wunderschön!"

Dann rang er die Tränen männlich nieder, bis er weiter grüßen und erkennen durfte. „Papa Wolle, du hast dich nit verändert, bist noch immer der bärtige Nibelzahl! Verwuchte Zähne hasse und lachst halt immer noch sonnig!"

Lukas mußte die Lippen zusammenbeißen, sonst überrannte ihn das Glück. Auch hatte er Schmerzen, denn die Brust war geschwollen, die Impfungen brannten wie Säure im Fleisch; aber es würde Heilung werden daraus. Eine halbe Stunde nur durften die Seinen bei ihm sitzen. Dr. Buschmann übte keine Nachsicht, umbarmherzig trieb er die Besucher zur gesetzten Frist hinaus. Annemarie war die einzige, die nicht sprechen konnte: Der Jubel verschlug ihr die Stimme. Alle Zeitungen im Landkreis schrieben von dem Wunder, und die Grollenden wurden wieder friedlich, da sie lasen: „Es werden Werkleute gesucht, denn die Arztmauer hat ihre Zukunft wieder!" —

*

Es war an einem hellen Sonntag, heiß zitterte die Luft über den Dächern und Wiesen, Grillchen machten Musik, und Schwalben schossen über das Tal der Arft. Da führten Borsig und der Arzt ihren Freund zum ersten Male an den neuen Tag! Das Morgengeläute der Türme sang dazu: Gut sein — gut sein! Lukas' Ohren schluckten die Botschaft ein und gaben sie weiter in sein klopfendes Herz. Er trug eine blaue Brille und lachte mit seinen Worten. Am Rand von Hollerdorf hielten sie an, just da, wo Berge und Landschaft im goldenen Mantel der Sonne zu grüßen waren. Borsig sprach nichts, denn Lukas sah schon die Offenbarung der neuen Zeit gewaltig aus der Tiefe wachsen: Jauchzende Völker und stimmernde Steine, Hügel weißen Sandes, rostige Feldbahnen, kalte Kessel und Halden angefahrener Kohlen! Hier pralle Säcke voll Zement, dort Kettenzüge, Mengtrommeln und Baracken! Linker Hand das kleine Haus im Tal, seine arme Heimat, rechter Hand das stockende Werk, die aufgeschaltene Lunte! —

Da reckte er den Kopf, stützte sich auf die Arme seiner Retter und sprach:

„Man soll sich nicht an kleine Dinge stoßen, wenn man zu Großem unterwegs ist! Die Mutigen stürmen ihrer Zeit voraus, die kleinen Trübsinn greifen sie an!" —

Borsig hielt den Krieger fest wie einen Freund; dem alten Buschmann verklärte sich das bärtige Gesicht.

Lukas sprach weiter:

„Laßt mir mein Haus, bis Annemaries Stunde gekommen ist, dann ziehe ich fort, denn neues Leben ist nur durch neue Opfer zu gewinnen!" —

Borsig rief erfreut: „Lukas Bottel, wie ging das auf in dir?"

Da zeigte der Soldat bejahend nach dem Werk der Steine und Maschinen: „Bin ich doch sehend geworden, und meine Augen sind euch dankbar!"

Zwei Tage darauf stiegen die tausend Werkleute auf die Gerüste. Wieder knallten die Motoren im Takt machtvollen Werdens durch das Tal, und ein Chor von Hämmern, Mädern und Ketten sang das Lied der heiligen Arbeit, Lukas schrieb den Schwestern in das Hausbuch des Spitals: „Leben ist Sieg!" —

Willig setzte der Sehende dann seinen Namenszug unter den Vertrag, den Borsig in das kleine Haus an der Arft trug. Noch ein Jahr, dann wollten die Einlamen hinaufziehen nach Hollerdorf, wo der dicke Schulze den Junglehrer Bottel mit der Führung des Seminars zu betrauen gedachte.

Fromm vor dem Schicksal und demütig vor dem Geist bauender Zukunft erwarteten die Glücklichen den Stundenschlag neuer Freude: Papa Wolle pirschte wieder mit Filzhut und Flinte in die Hafenfelder; Mutter Elis kaufte fleißig Leinen und wormes Wochenzeug! Lukas aber lief zum Herbst in den Wald, hieb einen Eichbaum um und schnitzte eine braune Wiege daraus.

Als dann am Silvesterabend der alte Buschmann kam, dem kleinen Wunder an den Tag zu helfen, blitzte die Luft vom Frost, der Himmel leuchtete klar wie Kristall und neue Sterne fielen in die Nacht.

Gegen das neue Frühjahr zogen die Einsamen fort, stumm und wund in den Herzen. Sie nahmen Abschied von jedem Nagel in der Wand, von jedem Stein im Garten, von jedem Riß in den morschen Wänden. Wie fahrende Leute pilgerten sie mit ihrem Wagen über die Höhe, langsam und müde, wie geschlagene Soldaten. Einmal nur hielten sie inne:

Unten donnerte die Sprengung durch das Tal! Zwei hohe Säulen Staubs wirbelten in die Luft, und als das gelbe Dunst verflogen war, kollerten nur armselige Trümmer über die einst so blühende Wiese.

Die Kapelle war nicht mehr, und das kleine Haus lag in Scherben mit all der Behaglichkeit einer besseren Zeit. Später würde der See darüber fließen und tausend fleißige Räder treiben, daran die Menschen dem Brote dienten und der neuen Zeit.

Herta zottelte mit hängendem Kopf hinter dem Wiehwagen, die kleinen Ziegen meckerten, und Mutter Elis schützte ihre Katze im warmen Brusttuch. Papa Wolle verkniff die feuchten Augen, und Lukas schritt mit Annemarie hinter der rollenden Wiege, darin ihr neues Deutschland, das ahnungslose Söhnchen, die kleinen Arme recke. Grüßen umbielten die kleinen Mangen und Ellenbogen des Buben, kühn wölbte sich ein kräftiger Körper.

Annemarie sagte: „Aus Not geboren wanderte er mit uns in den neuen Tag! Und doch ist mir bange um ihn!"

Der Sehende trat seinen Schuldienst mit großer Feierlichkeit an, nicht minder geehrt als damals, da ganz Hollerdorf seine Giebel schmückte und die Hochzeit eines Blinden grüßte. Da standen die Nönnlein wieder, die Feuerwehr und die strammen Turner, der Kriegerverein und die frohen Sänger. Lukas sagte zu den Versammelten:

„Alle wollen wir Retter sein im deutschen Land. Alle wollen wir teilhaben am Segen seiner schöpfenden Kräfte. Gäbe es keine großen Geister, wäre ich immer elend und blind; es gibt aber auch Sehende, die blind sind, die lahzt uns belehren und heilen. Also erkenne ich mein Amt vor der Jugend als Soldat der bauenden Zeit; wir sind nicht so vollkommen, um niemals zu irren, aber wir dürfen uns nicht fürchten und wollen klug sein, wollen mit dem Tag schreiten, denn nur der Blinde stellt sich ihnen entgegen!" —

Draußen sangen die Glocken, und die Sonne des Frühlings erwärmte wieder die Erde.

— Ende —

„Siehst du, wenn du schneller gewesen wärest, hätten wir den Zug noch bekommen!"

„Ja, und wenn wir uns nicht so beeilt hätten, brauchten wir nicht solange auf den nächsten Zug zu warten!"

Dies interessiert den Autofahrer

Sorgenkind Zündkerze

Weitaus die meisten aller an Explosionsmotoren vorkommenden Störungen entfallen auf die Zündung — genauer: auf die Zündkerze.

Wer hat noch nicht, bei strömendem Regen womöglich, fluchend neben der aufgeklappten Haube gestanden und sich beim Auswechseln der verölten Zündkerzen mittels eines nicht ganz passenden Steckschlüssels alle Finger blutig geschlagen? Wenn ist es noch nicht passiert, daß er am Ende einer etwas forcierten Fahrt den Motor abstellen wollte und zu seinem Erstaunen merkte, daß das nicht ging, da die ins Glühen geratenen Kerzen auch ohne Strom lustig weiterzündeten? Der Sport- und Radfahrer zumal kann ein Lied von den Tücken der Zündkerze singen, denn hochtourige, hochkomprimierte Motoren sind von einer geradezu minutenhaften Empfindlichkeit in bezug auf die Wahl der passenden Kerzensorte und streiken sofort, wenn man auf ihre Wünsche nicht die gebührende Rücksicht nimmt . . . .

Ja, die Zündkerze ist in der Tat das „Sorgenkind" des Kraftfahrers — merkwürdigerweise,

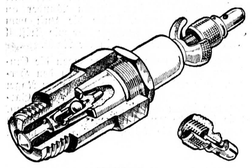


Abbildung 1:
Zündkerze mit hohler Mittelelektrode und eingebautem Kugelrückschlagventil, durch das beim Saughub des Motors ein Strom kühlender Frischluft fließen soll.

möchte man fast sagen, denn es handelt sich doch um ein verhältnismäßig einfaches Maschinenelement: klein, kompakt und ohne alle beweglichen, rascher Abnutzung unterworfenen Teile. Ueberlegt man sich aber einmal genauer, welchen vielseitigen, einander zum Teil direkt widersprechenden Anforderungen die Zündkerze genügen muß, dann erscheint einem manches in wesentlich anderem Licht, und man wundert sich nicht mehr, daß die Herstellung einer für alle Motortypen und, was fast ebenso wichtig ist, alle Fahrertemperamente geeigneten Kerzensorte auch heute noch ein technischer Wunschtraum ist, dessen Erfüllung wir wohl nicht so bald erleben werden.

Von dreierlei Art sind die Beanspruchungen, denen eine Zündkerze während des Betriebes ausgesetzt ist: mechanische, thermische und elektrische. Zwanzig bis fünfundzwanzig Atmosphären beträgt der Explosionsdruck im Zylinder, gegen den die Kerze hermetisch abdichten muß; fast 2000 Grad sind die Stichflammen heiß, denen Isolation und Elektroden, ohne abzuschmelzen, standhalten müssen, und mit rund 10 000 Volt Spannung

Abbildung 2:
Zündkerze mit vor den Elektroden angebrachter „Wendeltreppe" als Schutz gegen Verrussen und Verölen.

hämmert der Zündstrom stoßweise gegen den Isolator — in jeder Sekunde dreißig- bis fünfzigmal.

Und schon beginnen die Schwierigkeiten. Um Wärmestauungen in der Kerze und damit Glühzündungen zu vermeiden, braucht man ein gut wärmeleitendes Material, das aber andererseits auch wieder ein schlechter Elektrizitätsleiter sein muß, denn sonst schlägt die hohe Zündspannung den Isolator glatt durch. Beides unter einen Hut zu bringen, ist sehr schwer, da bei fast allen Stoffen Wärme- und Elektrizitätsleitvermögen im gleichen Verhältnis zu- bezw. abnehmen. Ebenso widerspruchsvoll sind die Anforderungen, die an den Isolierkörper bezüglich seiner Wärmeausdehnung gestellt werden. Auf der einen Seite soll sie möglichst gering sein, damit bei den unvermeidlichen schroffen Temperaturunterschieden innere Spannungen, die leicht zu Rissen führen,

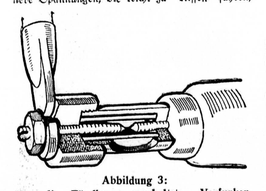


Abbildung 3:
Vor die Zündkerze geschaltete „Vorfunkenstrecke" zur Steigerung der Intensität des Zündfunkens.

vermieden werden; auf der anderen Seite ist es wünschenswert, daß die Wärmeausdehnung des Isolators annähernd ebenso groß wie die seiner metallenen Umhüllung ist, da darin die beste Garantie gegen Undichtigkeiten liegt.

Ferner: Versuche haben ergeben, daß die günstigste Betriebstemperatur einer Zündkerze, gemessen an den Elektroden, bei etwa 500 Grad Celsius liegt. Wird die Kerze merklich wärmer, so treten die bereits erwähnten Glühzündungen auf, die nicht nur für den Motor schädlich sind, sondern u. U. auch Anlaß zur Entstehung eines der berüchtigten „Vergaserbrände" geben können; kühlt andererseits die Kerze garzusehr ab, so wächst die Gefahr, daß vom Kolben abgeschiedene Oeltröpfchen, Rußteilchen und dergleichen sich an den Elektroden festsetzen und das Ueberspringen des Zündfunkens unmöglich machen.

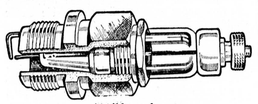


Abbildung 4:
Zündkerze mit Hartglas-Isolator, durch den hindurch man, während der Motor läuft, die Zylinder-Explosionsflamme beobachten kann.

Bei Temperaturen über 500 Grad C. ist das nicht mehr zu befürchten, da Ruß- und Oelteilchen in diesem Fall an den heißen Elektroden augenblicklich verbrennen. Man spricht deshalb auch wohl von einer „Selbstreinigungs-Temperatur" der Zündkerze.

Es wäre natürlich leicht, die Kerzen immer auf der richtigen Temperatur zu halten, wenn die Motoren unserer Kraftfahrzeuge dauernd mit der gleichen Drehzahl, der gleichen Belastung und der gleichen Brennstoffsorte bezw. Vergasereinstellung liefen. In Wirklichkeit ist das jedoch bekanntlich keineswegs der Fall, und damit haben wir auch bereits die Erklärung dafür, warum die Zündkerzenfrage auch heute noch einer der wundesten Punkte des ganzen Explosionsmotorenbaus ist.

Je unvollkommener ein Problem gelöst ist, einen desto stärkeren Anreiz bietet es für den menschlichen Erfindungsgeist: die hunderte und aberhunderte von Zündkerzenpatenten sind der beste Beweis dafür. Praktische Bedeutung haben allerdings nur sehr wenige der zahllosen Patente erlangt, denn mit theoretischen Tüfteleien läßt sich im Zündkerzenbau wenig oder gar nichts ausrichten — was indes die Herren „Erfinder" nicht gehindert hat, wahre Orgien in dieser Hinsicht zu feiern. So zeigt z. B. Abb. 1 einen Schnitt durch

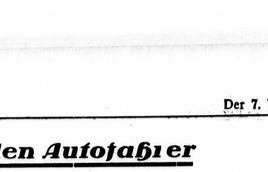


Abbildung 5:
Zündkerze mit aufgeschraubtem „Kühlschlüssel"

eine zum Patent angemeldete Zündkerze mit hohler Mittelelektrode und eingebautem Kugelrückschlagventil, durch das beim Saughub des Motors ein Strom kühlender Frischluft fließen soll. Der Erfinder verspricht sich davon eine wirksame Bekämpfung der Glühzündungsgefahr, und auf dem Papier sieht die Sache ja auch recht hoffnungsvoll aus. Wie es freilich mit der Betriebssicherheit und Lebensdauer eines solchen Kugelrückschlagventils bei Drehzahlen von 2000—4000 Umd./min und Explosionstemperaturen von 1800—2000 Grad C. bestellt ist, das steht auf einem anderen Blatt.

Genau so abwegig ist der in Abb. 2 dargestellte Vorschlag, das lästige Verölen und Verrußen der Elektroden dadurch zu verhüten, daß man vor den Elektroden eine Art „Wendeltreppe", bestehend aus einem spiralförmig gebogenen Blechstreifen,

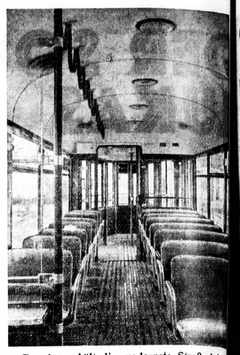
Abbildung 6:
Hartglas-Zündkerze in Betrieb

anordnet, der die vom Kolben abgeschleuderten Oeltröpfchen usw. abfangen und unschädlich machen soll. Es mag sein, daß sich auf diese Weise tatsächlich ein gewisser Schutz gegen Verrussen und Verölen erreichen läßt, aber nur um den Preis einer umso größeren Glühzündungsgefahr, denn die weit in den Explosionsraum hineinragende „Wendeltreppe" nebst Schutzkappe neigt natürlich außerordentlich leicht zum Ueberhitzen. — Ein anderes, eine Zeitlang viel verwendetes Mittel gegen Verölen besteht in Einbau einer sog. „Vorfunkenstrecke" (vergl. Abb. 3) durch die sich, wie Versuche ergeben haben, die Intensität des Zündfunkens tatsächlich soweit steigern läßt, daß selbst stark verschmutzte Kerzen noch einwandfrei arbeiten. Leider aber haben alle derartigen Vorfunkenstrecken den Nachteil, die Beanspruchung des Zündapparats (Magnet oder Spule) weit über das normale Maß hinaus zu erhöhen, was natürlich nicht gerade von günstigem Einfluß auf deren Zuverlässigkeit und Lebensdauer ist.

Besonders anspruchsvoll in bezug auf die Wahl einer passenden Kerzensorte sind bekanntlich Zweitaktmotoren, teils wegen der im Vergleich zum Viertakter doppelt so dichten Zündfolge (Glühzündungsgefahr!), und teils wegen der Schmierung durch Benzin-Oel-Gemisch, wodurch bei niedrigen Drehzahlen die Kerzen so feucht werden, daß sie nicht mehr richtig zünden. Vermehrt wird die Verölungsgefahr aber auch noch dadurch, daß die meisten Zweitaktspörer aus Angst, der Kolben könnte „fressen", viel zu fette Gemische benutzen. Ein Mischungsverhältnis von 1:10 ist für einen gut eingelaufenen Motor glatter Unsinn — 1:20 bis 1:25 genügen vollkommen, und man wird kaum je mehr Neigen mit verölten Kerzen haben. — Zur Verhütung von Glühzündungen bei Zweitaktern haben sich ferner sehr gut sog. „Kühlschlüssel" bewährt (Abb. 2), die oben auf die Kerze aufgesetzt werden und die außerdem den Vorteil haben, daß man die Kerze mit Hilfe der beiden seitlich herausklappbaren Handgriffe jederzeit ohne Werkzeug ein- und ausschrauben kann.

Sehr bedeutsame Fortschritte sind im Zündkerzenbau jüngst durch Einführung neuer Isolierstoffe erzielt worden. Zu den schon seit Jahrzehnten bekannten und bewährten Isoliermaterialien Glimmer, Porzellan und Steatit (eine Art Specksteln) sind neuerdings noch Sinterkorund- und Hartglas getreten, von denen besonders das erstere sich außerordentlich rasch durchgesetzt hat. Sinterkorund ist ein im elektrischen Ofen aus Aluminiumoxyd gewonnener Stoff, der gute Wärmeleitungsfähigkeit mit hohem Isoliervermögen verbindet und, ähnlich wie Quarz, völlig unempfindlich gegen schroffe Temperaturstürze ist. Nach den Erfahrungen des Verfassers sind Sinterkorundkerzen vor allem für Zweitakmotoren vorzüglich geeignet. Bei den neuen Hartglaskerzen, die sich vorläufig noch im Stadium des Versuchs befinden, kann man durch den gläsernen Isolierkörper hindurch die Explosionsflamme im Zylinder beobachten (vergl. Abb. 3) und aus ihrer Färbung den Vergaser auf die günstigste Einstellung einregulieren. Das ist natürlich ein außerordentlicher Vorteil, weshalb sich alle Kraftfahrer in dem Wunsch nach baldiger erfolgreicher Beendigung der Versuche einig sein werden.

Dr. H. W.



Dresden erhält die modernste Straßenbahn. In Dresden wird nunmehr die modernste Straßenbahn eingesetzt, die mit einer Geschwindigkeit von 60 Stundenkilometer fahren wird. Die Sitzgelegenheiten sind besonders bequem, auch eine Wa-ruwasserheizung soll nicht fehlen.

(Pressephoto, L.

Das Auto des kleinen Mannes

Deutschland, das Land der Fahrräder

Auf 4 Einwohner kommt ein Fahrrad — Wie pflegt man es?

Neuere Statistiken ergeben, daß Deutschland von allen Ländern der Welt zahlenmäßig die meisten Radfahrer hat. 15 bis 16 Millionen Räder sind im Verkehr, das heißt, jeder vierte Einwohner ist im Besitze eines Fahrrades. Man besitzt die Räder nicht nur, man führt auch auf ihnen, wie der Verkehr auf den Straßen bezeugt. Das Zweirad hat sich zum wirklichen Volksverkehrsmittel entwickelt, dank seiner Technik, die immer wieder neue Verbesserungen anzubringen oder Altes auszubauen wußte.

Die Bedeutung des Fahrrades bedingt seine Stellung im Wirtschaftsleben. Die Zeiten sind noch nicht gar zu fern, wo der Besitz eines Fahrrades fast die gleichen Vermögensverhältnisse voraussetzte, wie heute die Anschaffung eines Kraftautos. Doch die einschlägige Industrie hat schnell das Fahrrad als Massenverkehrsmittel erkannt und stellte sich auf Massenherstellung um und erzeugte die Räder schon nach wenigen Jahren zu einem Preise, der heute kaum ein Drittel vom damaligen beträgt. Ein Rad zu besitzen, ist heute der Wunsch jedes gesunden Jungen, und lange bevor er wirklich eins sein eigen nennt, versteht er die „stollen Bögen" zu fahren. Uebertroffen wird Deutschland eigentlich nur von Holland und Dänemark, wo etwa auf jeden zweiten Einwohner ein Rad entfällt. Natürlich ist die Gesamtzahl der in diesen Ländern vorhandenen Räder, entsprechend der Bevölkerungszahl, lange nicht so groß wie bei uns, wo ganz zweifellos der Spitzenrang nimmt Nordamerika ein. Dort kann erst auf jeden 753. Einwohner ein Rad gerechnet werden.

Die Hauptabsatzgebiete des Fahrradhandels ist das Frühjahr. Gerade so, wie der Automobilhandel diese Jahreszeit, in der alles nach draußen strebt, dazu benutzt, wirksame Reklame zu machen und tatsächlich einen gesteigerten Umsatz erzielt, so werden auch im Fahrradhandel die größten Umsätze in den ersten Monaten des Jahres erreicht. Auf einem neuen schmucken Rad in den Frühling zu fahren, bietet eigenen Reiz, den der erst voll erkennt, der abseits der vorbeistreichen Landstraßen durch Wald und Feld fahren kann. Mit Auto und Motorrad ist immer der Begriff „Maschine" verbunden — auf dem Fahrrad gleitet man lautlos dahin und kann sich der Natur voll verbunden fühlen. Auch der Vergleich zwischen Motorboot und Segelboot ist hier am Platze.

Das Drei-Gangrad

Trotz aller Vorzüge erfordert das Fahrrad im bergigen Gelände erheblichen Kraftseinsatz. Es fehlte ihm bisher das Getriebe, durch das die Kraft beim Treten vermehrt werden kann. Der Radfahrer war in der Ebene sowohl wie auf aufsteigenden Straßen stets nur auf seine unveränderliche Uebersetzung angewiesen. Das „Drei-Gangrad" hat seit einiger Zeit diesen Mangel behoben. Die Konstruktion ist recht einfach und zweckentsprechend. Es ist alles beim alten geblieben; nur das Tretkurbellager wurde etwas vergrößert, weil in ihm die Fahrräder für das kleine Uebersetzungsgetriebe untergebracht wurden. Ein winziger Hebel am Rahmenquerrohr gestattet das Umschalten, so daß in Bruchteilen einer Sekunde der gewünschte Gang eingeschaltet werden kann. Sobald die Straße ansteigt, wird der zweite und vielleicht sogar der dritte Gang eingeschaltet — die Tretarbeit wird leichter, spielend können selbst starke Steigungen bewältigt werden. Selbstverständlich muß schneller gefahren werden, um die gleiche Geschwindigkeit wie in der Ebene zu erreichen. Doch Fahrer mit geringer Uebersetzung wissen den Vorteil sehr zu schätzen, der in der Kräftereserve liegt. Die höheren Kosten eines Rades mit Dreigangschaltung bieten dem Fahrer noch einen Kauf an, der sehr viel Berge fahren muß, sollte sich doch die technischen Fortschritte bedienen, der ihm neuer erfindungsreichen Industrie geboten wird.

Man hat sich ja am Ende auch zum „Weltreisen" bekannt, der bei seinem Aufkommen von allen denen abgelehnt wurde, die „sportlich" fahren wollten. Der „Familienvater in der ersten Zeit direkt bei jungen Fahrern verpönt, bis auch sie einsahen, daß die besondere Belastung mit dem etwas schwereren Fahrrad nur zu leicht erkauft war. Gar schnell gewöhnte man sich an das weiche Fahren auf Ballonreifen, ebenso schnell aber auch an den um ein Vielfaches vermehrten Kraftaufwand. So wird auch eines Tages das Drei-Gangrad durchdringen, wenn der Preis infolge gesteigerter Nachfrage gesenkt werden kann. Für ältere Radfahrer ist jedenfalls eine Erleichterung geschaffen, die ihnen das Radfahren noch lange machen wird.

Gute Pflege — gesteigerte Freude!

Von Nähmaschinen, Uhren und Fahrrädern wird im allgemeinen angenommen, daß sie gute Pflege nicht nötig hätten. Dabei gehören drei zu den kompliziertesten Maschinen, die wir, wie der Mensch, ihre Wartung und oder Aufstrichung verlangen. Man bedenke doch die Folgendes: Das Tretkurbellager der Velospiel liegt nur wenig über dem Erdboden, ist allen Einflüssen des Wetters und der Straße ausgesetzt, wird aber von den wenigsten Radfahrern in Ordnung gehalten. Gewiß hat die Industrie darauf schon bei der Konstruktion Rücksicht genommen. Sie weiß recht gut, daß das Einandernehmen und Reinigen eines Radlagers nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, hat deshalb die Welle und die Kugellager gehärtet, damit Staub und Feuchtigkeit nach Möglichkeit fernegehalten werden. Wie sehr sich durch den dichtschließenden Ueberwurf immer noch Staubschleifen den Weg ins Innere des Werkes finden, so dringen auch Staub und Nässe in die Kugellager. Sie verbinden sich dann mit dem Schmierfett zu einer Salbe, die Kugeln und Schiffsrand in den feinen Maschinenteilen erbeitet. Eine halbjährige Reinigung des Kurbellagers ist daher ebenso angebracht, wie Reinigung und Frischfettung der Kugellager an den Rädern. Besonders ist es bei Hinterrad der Freilauf mit der Rücktrittbremse, von deren maschineller Feinheit der eine richtige Vorstellung erhält, der sie einmal auseinandergenommen hat. Gepflegt auch die Kette werden. Man nehme sie jeden Monat einmal ab, lege sie einige Stunden in Petroleum und fette sie mit Staufferfett wieder tüchtig durch.

„Gut geschmiert ist halb gefahren" — das Sprichwort sollte beim Fahrrad besonders beherzigt werden. Dann hier sind es die Muskeln des Menschen, die in Muskeldienstadt gezogen werden, wenn mit dem Greifchen für das Schmierfett das Oel gespart wird.

Wahl der Frau

Der Wille zur Verantwortung

Nur zu leicht sind wir gewohnt, Mütterlichkeit als die alles umfassende, weiche, hingebende Liebe zu sehen, die sich in der Fürsorge für das Kind erschöpft, die wie eine Naturkraft wirkt und deren verborgene Triebfedern das Leben jeder Frau bestimmen, während oft jene Eigenschaft zu wenig beachtet wird, die aller Liebe den Halt und sittlichen Kern gibt: die Verantwortungsbereitschaft. Sehen wir in die Jahrtausende zurück: In den Zeiten des weichenden Eises, als sich in unserem Norden die vorgermanischen Völker siedelten, war der Frau die Verantwortung für das Kinder des Stammes, für ihren Unterhalt, ja, durch die Notwendigkeit einer sorgsamen Vorratswirtschaft im langen nordischen Winter — das Leben der Familie, der Sippe, des Dorfes anvertraut. Das Sammeln von Beeren und Wildgemüsen, die Verwertung größerer Jagdbeute durch Dörren und Räuchern, die ersten Anfänge des Hackbaus sind das Werk der Frau, und an ihm schulte sich ihr Wille und ihre Kraft für die höheren Aufgaben der gesundheitlichen und erzieherischen Betreuung der kommenden Generation.

Durch die Jahrtausende fortgesetzt, gab dieser Anspruch die Frau zu einer seelischen Haltung, die in deutscher Verantwortungsfreudigkeit ihren sinnfälligen Ausdruck findet. Daß dies Wesen mehr ins Bewußtsein der Frauen rückt, bereits eine jahrhundertelange Entwicklung, in der vor allem die städtische Frau, die in ihrem Verantwortungsbereich im Vergleich zur Landfrau durch die Verhältnisse von Jahr zu Jahr mehr beengt wurde, einen langen und zähen Kampf um die Verantwortung im Volksganzen führte.

Diese Verantwortung nimmt — ob bewußt oder unbewußt — immer wieder Bezug auf das Leben des Volkes —, also auf die kommende Generation. Ob es sich um gesundheitspflegerische, erzieherische, um kulturelle oder scheinbar weiblichgebende künstlerische Gebiete handelt, immer ist die Ausrichtung auf das ständig fortschreitende und sich wandelnde Leben die Hauptsache.

Diese Verantwortungsfreudigkeit hat in Kriegszeit die Frau in ihrer Hilfsarbeit durchhalten lassen, dasselbe Verantwortungsbewußtsein, neu geweckt und gestärkt, führte sie in den politischen Kampf an der Seite Adolf Hitlers. Er hat in einfachster und klarster Form die Verantwortung der Frau für die Zukunft unseres Volkes immer wieder herausgestellt. In diesem Geiste sind heute Millionen schaffender Frauen am Werk, viele noch unbewußt im eigenen Lebens- und Berufskreise, aber doch immer mehr gepackt von den unendlichen Arbeits- und Wirkungsmöglichkeiten, die sich hier jeder Frau erschließen.

Verantwortung tragen und sich selbstlos in ihren Dienst stellen; das hat die berufstätige Frau in langer, harter Selbstzucht gelernt, ihr wird der Beruf durch die Größe allgemein fraulicher Verantwortung herausgehoben aus dem Gesichtswinkel größtmöglichen Geldverdienens und ichkrankenloser Entfaltung der Einzelpersönlichkeit".

Verantwortung trägt die Hausfrau und Mutter heute mehr als je, und unsere ganze Arbeit geht darauf aus, ihr zur Erfüllung dieser in neuem Sinne erkannten Pflicht das nötige Rüstzeug an die Hand zu geben.

In dem Wissen zur Verantwortung findet sich die deutsche Frau mit dem Drang der kommenden Generation, die Verantwortung für ein blühendes deutsches Volk Schritt um Schritt auf sich zu nehmen.

Unsere immer ernste Inge

(Sch. u. Sch., M.)

Frauen knipsen und werden geknipst

Die Frau als Photographin und als Objekt vor der Kamera. Beide Themen verdienen eine nähere Betrachtung. Photographin? — Vor wenigen Jahren war in diesem Beruf kaum nur vereinzelt vertreten. Wie ist es heute? Mehr und mehr scheint dieser Beruf geradezu in diesen Zweigen in die Hände der Frauen hinüberzugehen, wie es auch die Ausstellung Photo in Düsseldorf zeigt. Und ist gewiß nicht unberechtigt. Ein gutes photographisches Bildnis hängt in erster Linie von der inneren Beziehung des Photographierenden zu dem Photographierten ab, will es keine Fotografie, sondern ein Abbild eines Lebendes oder einen unbeweglichen Gegenstand aufzunehmen. Da die Frau von Natur aus mit starkem Einfühlungsvermögen ausgestattet ist, muß sie ja eigentlich in diesem Fach schaffen können. Vor allem gilt dies für das Kinderbild. Die Frau ist es, die dank ihrer instinktiven Veranlagung das Kind versteht und weiß, wie sie es in den Augenblicken erfassen muß, um es im Bilde festzuhalten. Nicht Logik leitet sie bei der Aufnahme, sondern rein gefühlsmäßig geht sie an ihre Objekte heran. Gute Charakterbildnisse, deren vom Leben gezeichnete Züge die Persönlichkeit eines Menschen festhalten, sondern darüber hinaus hereinverlicht seine Wesensart dem, gelten Zeugnis von der besonderen Eignung der Frau für diesen Beruf. Gerade ihr, die mehr reproduktiv arbeitet und die eigentlich künstlerische Tätigkeit gern dem Manne überläßt, bietet die Photographie ein reiches Feld. Welche zum Schönen bei künstlerischer Begabung an schon Vorhandenem gestaltend zum Durchbruch zu bringen.

Ebenso sind viele Möglichkeiten gibt ihr auch die Möglichkeit mit dem Werkzeug des Photographen, das Fixieren, und das rein technische Arbeiten, das Charakteristische in künstlerischer Weise im Bilde festzuhalten. Einzig und allein aus diesem Bildberichterstattung, deren Hauptgebiet in der rein objektiven Wiedergabe von Geschehnisse (wie z. B. beim Sport) liegt, hat sie sich ziemlich fernegehalten, während sie anderseits mit künstlerisch gesehenen Motiven heute mehr als je, und unsere ganze Arbeit hervortreten. Unsere staatlichen Schulen und der

Kann die Tochter eine Aussteuer verlangen?

Begriff der Aussteuer und Aussteuerpflicht

Eine Tochter (nicht der Sohn) hat im Falle der Verheiratung einen rechtlichen Anspruch auf eine angemessene Aussteuer, nicht auf Ausstattung. Die Aussteuer umfaßt die zur Einrichtung und Führung des Haushaltes erforderlichen beweglichen Gegenstände, ferner die nötige Kleidung und Wäsche. Nach dem Gesetz versteht man unter Ausstattung alles, was die Eltern ihren Kindern (nicht nur den Töchtern) mit Rücksicht auf ihre Verheiratung oder auf Erlangung einer selbständigen Lebensstellung zuwenden. Unter Ausstattung fällt z. B. der Monatswechsel eines studierenden Kindes, die Einrichtung eines Geschäfts, Ausrüstung als Rechtsanwalt u. a. Für die Aussattung besteht nur eine moralische Verpflichtung der Eltern, während für die Aussteuer nach ausdrücklicher Gesetzesvorschrift eine rechtliche Verpflichtung besteht.

Was hoch ist der rechtmäßige Anspruch der Tochter auf Aussteuer? Das richtet sich gleichzeitig nach den Verhältnissen des zukünftigen Schwiegersohnes und denen des Vaters (Unterhalt der Familie, Versorgung weiterer Kinder und dergl.)

Was kann die Tochter beginnen, um zu ihrer Aussteuer zu kommen? Sie hat die Möglichkeit, ihre Eltern im Wege des ordentlichen Prozesses zu verklagen; allerdings kann sie erst nach geschlossener Ehe auf Auszahlung oder Herausgabe der Aussteuer klagen; vor der Eingehung der Ehe bleibt ihr nur das Recht, auf Feststellung der Verpflichtung des Vaters zu klagen. Zu beachten ist die Verjährungsfrist, denn nach Ablauf eines Jahres von der Entstehung des Anspruches — also von der Eheschließung — an kann die Gewährung einer Aussteuer verweigert werden. Der Aussteueranspruch geht beim Todesfall auf die Erben über.

Können die Eltern rechtskräftig die Aussteuer verweigern? Es gibt triftige Gründe dafür, z. B. wenn die Tochter bereits ohne elterliche Einwilligung, ehe sie 21 Jahre alt ist, oder wenn sie aus eigenen Mitteln Verdienst, Schenkung, Erbschaft) sich die Aussteuer beschaffen kann. Ferner kann eine verwöhnte Tochter nicht zum zweitenmal eine Aussteuer verlangen, auch wenn die erste nicht mehr vorhanden ist.

Endlich sind die Eltern berechtigt, eine Aussteuer zu verweigern, wenn die Tochter sich einer schweren Verfehlung schuldig macht, die den Eltern das Recht gibt, ihr den Pflichtteil zu entziehen.

Das Reinigen der Handschuhe

Am einfachsten sind Waschlederhandschuhe zu reinigen. Man bereitet sich dazu einen handwarmen Seifenschaum aus Waschleder oder Seifenflocken, setz etwas Glyzerin zu, zieht die Handschuhe an und wäscht sich nun gründlich die behandschuhten Hände. Nun spült man sie in einem frischen leichten Seifenwasser aus, denn es soll nur der Schmutz, nicht aber die Seife herausgespült werden, die Wasserschleier sonst steif würde. Nun werden die Handschuhe sorgfaan ausgedrückt, zwischen den Händen geknöpft und an der Luft getrocknet. Man bläst sie dazu von innen auf und hängt sie zusammengeknöpft über ein Seil. Waschlederhandschuhe dürfen jedoch an der Sonne noch in der Nähe des Ofens getrocknet werden, denn auch durch zuviel Wärme wird das Leder hart. Klopfen und Reiben aber macht auch die getrockneten Handschuhe noch einmal geschmeidig.

Man hat jetzt sehr praktische Gefelle speziell zur Handschuhreinigung, über welche man die Lederhandschuhe streifen kann, wenn man sie zuvor gerne an den Händen waschen möchte. Die Gefelle sind darum sehr zu empfehlen, weil die Handschuhe bis sie trocken sind darauf bleiben. Auf wieder andere Gefelle wird der Handschuh nur zum Trocknen übergestreift und das mit aufgehängt, damit er seine Form nicht verliert.

Weiße und hellfarbene Glacé- und Schwedenhandschuhe reinigt man in einem Brei aus Benzin und Magnesium, den man mit einem weißen Leinenläppchen dick aufträgt. Auch hierzu zieht man die Handschuhe am besten an. Ist das Benzin verdunstet, so wischt man das Magnesium mit dem Lappen wieder ab und reibt die Handschuhe solange mit einem reinen weichen Tuche, bis sie vollkommen hell und trocken sind. Man tätt sie dann noch eine Weile an der Luft hängen, damit der Benzingeruch möglichst verfliegt. Damit sie wieder vollständig weich und geschmeidig werden, streut man etwas Talkumpulver in die Handschuhe hinein und kann es leicht darin verreiben.

Fettflecken entfernt man aus Nappa-Leder mit einem dicken Brei, den man aus weißem Ton (sogen. Bolus) und Benzin knetet und auf den Fettfleck aufträgt. Ist das Benzin verdunstet, so wird der Ton weggenommen und der Handschuh sauber abgebürstet.

Dunkle Lederhandschuhe gibt man meist besser zur chemischen Reinigung in eine Wäscherei, am besten in ein Handschuhgeschäft selbst.

hm.

Togal

Togal-Tabletten sind ein bewährtes Mittel bei
Rheuma | Hexenschuß
Gicht | Nerven- und
Ischias | Kopfschmerzen

Togal lindert nicht nur die Schmerzen, sondern beseitigt auch Krankheitsstoffe. Es löst die Harnsäure und wirkt bakterientötend. Togal ist unschädlich! Über 7000 Ärzte - Atteste!

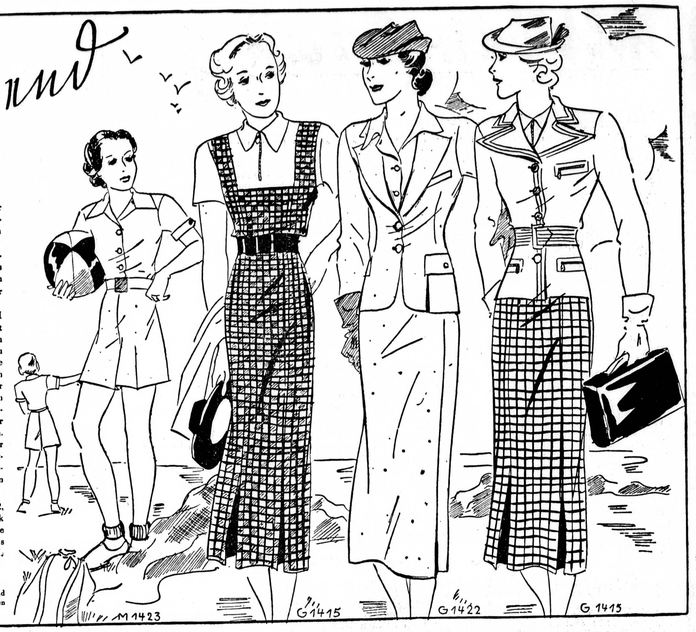
M 1.29 In allen Apotheken

Das Kind im Heim

Linkshändig

Schon zum Kleinkind, das ein linkes Patschhändchen hinstreckt, sagt man: „Nicht die Hand, die schöne Hand gibt man." Woher kommt nun die Verachtung der Linken, die sich in dem Wort linkisch ausdrückt? Bei den meisten Menschen ist die linke Großhirnrinde weniger entwickelt als die rechte, deshalb verlaufen sich im oberen Rückenmark die Nervenstränge, so daß alles Rechte links, alles Linke rechts im Gehirn gelagert wird), und die rechte Hand leistungsfähiger ist als die linke. Es gibt aber auch Menschen, bei denen das Umgekehrte der Fall ist. Das sind dann Linkshänder, bei denen es sehr viel Güte und Strenge braucht, um ihnen die „linke Unart" abzugewöhnen, wenigstens teilweise, auszutreiben. Ganz wird das nie der Fall sein, denn es gibt eine anatomische Ursache vorliegt. So kann sich z. B. noch aus meiner Jugend erinnern, daß mein Zahnarzt für mit der linken Hand schrieb, weil ihm das in der Praxis eingerichtet war, sich nur mit der rechten Hand rasieren konnte. Er war dabei so stolz, daß er keinen Spiegel brauchte, sondern Nummer aus und abging. Versuchte er es mit der rechten Hand, zerschnitt er sich das Gesicht, trotz des Spiegels, ganz jämmerlich. Durch einen Zufall entdeckte nun ein deutschamerikanischer Arzt, daß die Linkshändigkeit auch sehr innig mit der Sehkraft des linken Auges zusammenhängen kann. Bei den meisten Menschen ist das rechte Auge schärfer als das linke. Im umgekehrten Fall scheint aber eine Neigung zur Linkshändigkeit zu bestehen. Der Arzt bekam ein vierjähriges Mädchen in Behandlung, das am linken Auge ein Gerstenkorn hatte. Es bekam eine Augenbinde. Die Mutter erzählte erstaunt dem Arzt, daß sie dem Kind trotz aller Mühe die Linkshändigkeit nicht habe abgewöhnen können, jetzt mache es aber alles ganz normal mit der rechten Hand. Als die Binde wieder abgenommen wurde, kehrte die Neigung zum hauptsächlichen Gebrauch der linken Hand wieder. Diese Beobachtung beweist, daß eine unbewußte Verbindung zwischen Auge und Hand besteht. Vielleicht könnten Versuche ergeben, daß die Linkshändigkeit durch eine entsprechende Brille, wenn man Wert darauf legt, abgewöhnt werden kann. Vielleicht wäre es aber ein pädagogisches Ziel, den Kindern die Gleichhändigkeit anzugewöhnen.

Zum Wochenend



Zur Fahrt ins Wochenend — ob zu Wasser oder zu Lande — findet das Verwandlungscomplet mehr und mehr den ungeteilten Beifall unserer Frauen.

Strapazierfähige Wollstoffe, die auch einmal einen Regenschauer vertragen, sind das Richtige, und Leinen sowie Baumwollgewebe unbedingt vorzuziehen, da sie ja immer mehr oder weniger knitterfrei sind.

Das Complet, Linda-Schnitt G 1415, Gr. I, III wirkt besonders fesch und jugendlich mit einem Trägerrock aus Pepitakaro und einem abstechenden Woll- oder Pikeeblüschen, zu dem sich eine einfarbige knappanliegende Jacke gesellt. Hier sind die gesteppten Jackenränder sehr modisch, gleichzeitig aber auch besonders praktisch, wird hierdurch doch das so unliebsame „Rollen" der Ecken vermieden. Praktisch ist außerdem noch der Reißverschluß an Taschen und Schlitzrändern. Reißverschlüsse erfreuen sich immer mehr größter Beliebtheit. Man färbt sie neuerdings passend ein, oder wählt sie farblich abstechend, und erzielt dadurch einen reizvollen Garnitureffekt.

Das Jackencomplet, Linda-Schnitt G 1422, Gr. O und II besteht aus einem Wickelrock und leicht anliegender Jacke. Die praktische Ergänzung hierzu sind Hemdbluse und Shorts nach Linda-Schnitt M 1423, Gr. O und II.

Diese Modelle sind der schönen Mode-, Unterhaltungs- und Haushalts-Zeitschrift „Rhein.-Westf. Hausfrau" entnommen

Gebäck zum Aufbewahren

An den heißen Sommertagen hat die Hausfrau meist wenig Lust, am Backofen zu stehen und Kuchen zu backen, aber dennoch mag man auf etwas selbstgemachtes Gebäck nicht verzichten, — man ist nun einmal daran gewöhnt. Und man kann ja gut auf Vorrat backen. Harte Kuchen müssen in einer fest schließenden Blechdose aufbewahrt werden, die man an einem vollkommen trockenen Platz stellt. — andere Kuchen, wie Sandtörtchen oder Napfkuchen, halten sich sehr lange frisch, wenn man sie in einen gut verschlossenen Kasten legt und einen Apfel mit hineingibt. Dieser Apfel ist von Zeit zu Zeit zu erneuern.

Sehr gut auf Vorrat backen kann man Tortenböden, die dann nur mit Marmelade bestrichen oder mit frischen Früchten belegt werden. Diese Tortenböden müssen natürlich trocken und luftdicht verschlossen aufbewahrt werden. Man bereitet sie aus Mürbeteig. Ein bewährtes Rezept ist das folgende: Man rührt 125 Gramm Butter zu Sahne, gibt 125 Gramm Zucker hinzu, 2 ganze Eier, 1 Prise Salz und so viel Mehl, daß sich der Teig messerrückendick ausrollen läßt. In gut heißem Ofen backen. Es gibt jedoch auch einige einfachere Mürbeteig-Rezepte, die deswegen kaum weniger gut sind. Zum Beispiel verknete man 50 Gramm Butter mit 250 Gramm Mehl, 75 Gramm Zucker, 1 Ei, 1 Päckchen Vanillezucker, 1 Backpulver. Sollte der Teig brödelig sein, so gibt man ein wenig Milch daran. Man läßt ihn dann eine Weile ruhen und rollt ihn nun aus oder belegt den Boden der Springform damit. Diese Masse reicht meist für zwei Tortenböden aus. Man kann auch mit dem Weinglas runde Kuchen daraus ausstechen, diese mit einem Rand umlegen und Torteletts daraus backen, die man auf alle mögliche Weise füllen kann, genau wie die Tortenböden. Von Rhabarber angefangen, über grüne Stachelbeeren, Erdbeeren, Sauerkirschen ist fast jede Obstart, roh oder gekocht als Belag verwendbar. Man kann sie dann mit Schlagsahne verzieren oder gibt einen leichten Vanillepudding darüber, gekocht aus ½ Liter Milch, 2 Löffeln Streuzucker und 2 Löffeln Vanillepuddingpulver. Wenn man einen Schuß Rum hinzugibt, schmeckt der Pudding besonders gut. Er wird, etwas abgekühlt, über den mit Obst belegten Tortenboden oder die Torteletts gegeben. Man kann die Böden auch mit einer guten Zitronencreme füllen. Man rührt 9 Eigelb mit 125 Gramm Zucker ½ Stunde, gibt die abgeriebene Schale einer halben Zitrone hinzu, sowie den Saft von 2 Zitronen. Man löst fünf Blatt weiße Gelatine in dem erhitzten Zitronensaft in Wasserdampf auf, gibt, sobald sich die Flüssigkeit etwas abgekühlt hat, sie unter die Eiermasse, zieht nun den steifgeschlagenen Eierschnee darunter und füllt die Creme, sobald sie zu erstarren beginnt, auf den Tortenboden oder in die Torteletts.

Spritzkuchen. Man rührt 125 Gramm Butter zu Sahne, gibt daran 250 Gramm Zucker, 375 Gramm Mehl, 50 Gramm geriebene süße Mandeln, 2 Eigelb und die abgeriebene Schale einer halben Zitrone. Wenn alles gründlich vermengt ist, gibt man es in eine Kuchenspritze und spritzt runde Kränzchen auf ein mit Fett bestrichenes Backblech.

Herta Riemann

Mit Rat und Tat

Das nützliche Leinöl

Wenn Schuhzeug knarrt, was sehr unangenehm ist, reibt man die Sohlen mit gekochtem Leinöl ein. — Für den Haushalt sind die sehr praktischen Gummihandschuhe, die die Hände bei gröber Arbeit vorzüglich schonen, meist etwas zu teuer. Man kann sie gut dadurch ersetzen, daß man ein Paar abgelegte Waschlederhandschuhe in Leinöl taucht. Die Handschuhe werden dadurch wasserdicht und erfüllen vollkommen ihren Zweck, die Hände zu schützen. — Ofenrohre, die Rost anzusetzen drohen, soll man mit gekochtem Leinöl bestreichen.

Allerlei Reinigungsmittel

Seidenband aller Art kann man sehr gut reinigen, indem man es auf eine saubere, glatte Unterlage legt und mit einem weichen Schwamm abreibt, den man in eine Mischung aus Branntwein, etwas Honig und weicher weißer Seife getaucht hat. Nach dem Abreiben wird das Band mit kaltem Wasser abgespült. Man schlägt das Band hierauf in Leinen ein und bügelt es auf der Rückseite. — Ein Zylinder, mit dem man durch den Regen gegangen ist und der den Glanz verloren hat, wird wieder blank, wenn man ihn mit einem mit etwas Terpentin angefeuchteten Leinenlappen abreibt. — Kämme und Haarbürsten lassen sich leicht reinigen, wenn man sie zuerst in Wasser spült, dem man etwas Salmiakspiritus beigefügt hat.

Gesundes und schönes Haar

Es ist eine oft beobachtete Tatsache, daß blonde Frauen heutzutage lange nicht so früh ergrauen wie ihre Mütter und Großmütter. Man schiebt das wohl mit Recht darauf, daß blonde die Haare sorgfältiger gepflegt werden. Denn das Haar wird meist früher grau als dunkles, andererseits sind in blondem Haar verein[zelte] graue Haare weniger sichtbar als in braunem oder schwarzem. Der beste Schutz gegen [das] Grauwerden der Haare ist eine gut ernährte Kopfhaut, und das Beispiel der Spanierinnen, die ihr glänzend dunkles Haar meist sehr lange behalten, ist nachahmenswert: sie massieren nämlich die Kopfhaut regelmäßig mit Olivenöl — ein ebenso einfaches wie bequemes Mittel, das für Kopfhaut und Haare gleich gesund ist.

Schachaufgabe

Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung (18 Figuren). Weiß: König a 6, Läufer b 2, b 3, Turm d 3, Bauer a 3, b 5, e 3, f 4. — Schwarz: König e 5, Dame h 8, Turm h 3, Läufer g 6, g 7, Springer f 3, f 8, Bauer a 5, d 6, f 7.

Verschmelzungsaufgabe.

Aus den nachstehenden je zwei Wörtern soll durch Umstellen der Buchstaben je ein neues Wort gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben, miteinander verbunden, ein Fest.

Inn — Pose	Ruhegehalt,
Feind — Rand	männlicher Vorname,
Los — Rhein	Stadt im Westfalen,
Boe — Tanne	Merkzeichen,
Auge — Malta	südamerikanischer Freistaat,
Bern — Eis	europäisches Reich,
Pate — Reiz	Handwerker,
Binse — Nahe	Verkehrsmittel,
As — Krone	Betäubung.

Silbenrätsel.

Aus den 29 Silben:

a — ac — auf — by — dae — de — do — doc — — fi — ge — gue — ia — in — lan — lauf — log — mark — me — nis — o — pha — ra — rinth — stro — suk — ten — u — wer

sind elf Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. eingekochter Fruchtsaft
2. Ballspiel
3. Sternbeuter
4. ägyptischer Königsname
5. einmaliges Fahrzeug
6. südfranz. Landschaft
7. Irrgarten
8. Erzeugnis der Kochkunst
9. männlicher Vorname
10. Stadt in Frankreich
11. europäisches Reich

Nach richtiger Bildung der Wörter müssen deren Anfangs- und Endbuchstaben, beibehalten von oben nach unten gelesen, ein nationales Ereignis ergeben.

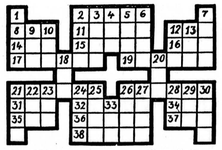
Anfügungsaufgabe.

Es soll den Wörtern:

Alter — Meise — Otto — Iwan — Ohr — Tat — Lias — Amt — Eppich — Sau — Ache

je ein Buchstabe vorn angefügt werden, so daß neue Wörter, und zwar wiederum Hauptwörter, entstehen. Miteinander verbunden ergeben diese Buchstaben alsdann ein beliebtes Pflänzchen.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 2. weiblicher Name, 8. Singstimme, 11. Gemüsepflanze, 12. Stadt in China, 14. männlicher Name, 15. Fluß in Frankreich, 16. Weide, 17. Stadt im Rheinland, 19. weiblicher Name, 21. Erfinder eines Kurzschriftsystems, 26. Ballade von Bürger, 31. Abschied, 32. Nichtschwur, 34. Wasser in fester Form, 35. Wasserbecken, 36. Schlingpflanze, 37. Anteilschein, 38. Stadt im Rheinland. — b) Von oben nach unten: 1. Haustier, 2. Schornstein, 3. Stadt in Frankreich, 4. Nebenfluß der Saale, 5. Saatkorn, 6. Lebensvorgang, 7. Ort in Togo, 9. Nebenfluß der Themse, 10. Tür, 12. Bodensenkung, 13. orientalischer Name, 18. Denkzeichen, 20. Nebenfluß der Donau, 21. Ruhehause, 22. Dichtungsart, 23. seemännischer Ausdruck, 24. Birkengewächs, 25. Körnerfrucht, 26. weiblicher Name, 27. Edelwild, 28. fettige Flüssigkeit, 29. Stadt in Brasilien, 30. wie 2., 33. Lustort.

Silbenrätsel.

Sucht du etwa eine Stadt auf Rügen,
Mußt du „gen" zur ersten Silbe fügen;
Eine Stadt, die in Hannover liegt,
Hat, wer „gen" zur zweiten Silbe klagt.
Sind dann endlich eins und zwei verbunden,
Hat man eine große Stadt gefunden.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung:

1. Td1—h1, Lb5—e8.
2. Dg6—b1, beliebig.
3. Dame gibt matt (auf b4 oder f4).

Synonym.

1. Klatschen, 2. rotten, 3. offnieren, 4. können, 5. umzingeln, 6. schlbern. — Krokodil.

Scherzrätsel.

Zwick — au! — Zwickau.

Vogelrätsel.

Adler, Uhu, Eichelhäher, Rotkelchen, Haubenmeise, Amsel, Habicht, Nachtigall, Bachstelze, Attrilde, Lerche, Zaunkönig. — Auerhahn.

Füllrätsel.

1. Ornat, 2. Ater, 3. Peter, 4. Emu, 5. Homer, 6. Stall, 7. Glatz, 8. Amsel, 9. Mann, — Osterlamm.

Silbenkreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Affen, 3. Natter, 6. Salami, 7. Amati, 9. Libo, 11. Ker, 12. Meier, 14. Miami, 15. Lina, 16. Alma, 17. Scheria, 18. Kanne, 19. Kakao, 20. Ast, 22. Banner, 23. Perle, 25. Nevada, 27. Sele, 29. Segelfee, 30. Korinthe. — Von oben nach unten: 1. Aka, 2. Simili, 4. Tiara, 5. Nan, 8. Trana, 10. Dominikaner, 11. Komische Oper, 13. Terrine, 15. Lias, 18. Kanzone, 21. Romane, 22. Leserin, 26. Aale, 28. Lethe.

Ergänzungsaufgabe.

Lein — Pfad, Alt — Damm, Nuß — Kern, Dunst — Kreis, Pfahl — Bau, Rat — Gut, Rast — Tag, Torf — Stich, Zim — Fluß, Eis — Ger. — Landpartie.

Haus, Hof und Garten

Mehr Eiweiß durch richtige Heuwerbung

Zeichnungen 1—3: Hamburg (M).

Abb. 1. Wenn Wiesenfuchsschwanz (a) und Wiesenspringer (b) in der Hauptmasse blühen, ist es Zeit zur Heuwerbung.

Zum Heu fällt in jeder Wirtschaft heute eine größere Aufgabe zu als früher, denn es muß Futterungs- oder sogar gewissermaßen Kraftfutter sein. Damit das Heu diese Aufgabe haben sich Trockengerüste bestens bewährt. Langjährige Versuche ergeben, daß die größten Nährstoffverluste bei der Erdtrocknung des Heues entstehen, und zwar sind sie um so größer, je länger das Heu schlechter Witterung ausgesetzt ist. Bei gleichem Ausgangsmaterial und gleichem Wetter wurde bei Erdtrocknung 2,80 % Eiweißgehalt und bei Gerüsttrocknung 5,18 % Eiweißgehalt festgestellt. Allein diese beiden Zahlen lassen den Wert der Gerüsttrocknung bestens erkennen.

Es haben sich nun die verschiedensten Trockengerüste zur Heuwerbung bewährt. Der Dreibockreuter ist das älteste und bekannteste Trockengerüst. Auf großen Gerüsten lassen sich große Mengen packen. Ein Mangel ist die Notwendigkeit längerer Vortrocknung. In regenreichen Höhengebieten ist seine Verwendung daher gering. Doch in niederschlagsärmeren Gegenden ist er besonders zur Klee- und Luzernewerbung geeignet.

In regenreicheren Gegenden verdient die Heuhütte den Vorzug. Bei mittlerer Heuernte, etwa 40 dz je Hektar, benötigt man etwa zwölf Hütten mittlerer Größe (2 m hoch). Auf diese Hütten kann man das Heu bereits nach 24 Stunden, nachdem es einmal im Schwad gewendet wurde, bringen. Man muß dabei darauf achten, daß der Kopf nicht zu dick bepackt wird, denn sonst bildet sich Schimmel.

Bestens bewährt hat sich zur Heuwerbung der Schwedenreuter, er ist das Trockengerüst der regenreichen Gebiete. Man kann das kriesnasse

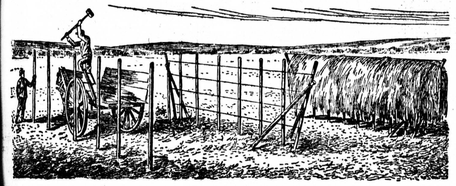


Abb. 3. Schwedenreuter. Das Trockengerüst der regenreichen Gebiete.

Aufstellen der Pfähle, ein aufgestelltes und ein bepacktes Gerüst. Bei letzterem darf die unterste Lage nicht in den Boden hineindrücken kommen, die oberste Lage muß hoch aufgepackt werden und die Pfähle dürfen nicht mehr zu sehen sein; ein festaufspannender Draht über die oberste Futterschicht verhindert das Abwehen

einfarbig bunten Stoffen, aus geblümten oder gar weißen sind, ist mit dem Geschmack der Eigentümer, mit der Art und der Farbe der Möbel und, wo die Blumen im Garten oder auf dem Balkon nach ganz bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt wurden, auch mit ihrer Farbe auszumachen. Es gibt ferner Leute, die dicke, schwellende Kissen und Polster lieben, in denen man versinkt wie im Klubsessel; es ist ferner aber auch denkbar, daß gerade Herren einen Kissenbezug aus kunstledernem Leder oder Wachstuch vorziehen. Der eine liebt die Polster selbständig, der andere möchte mit ihnen vom Stuhl zum Sofa und von dort wieder zum Diwansitz ziehen können. Immer wird hier Einstellung, Geschmack und Verwendungszweck zu entscheiden haben. Aber die Hausfrau mag sich aus der Aufzählung Anregungen entnehmen für den Fall, daß Neuanschaffungen nötig sind.

Das Instandhalten der Möbel an sich ist Sache des Hausherren. Wir setzen voraus, daß die Gartenmöbel im Herbst untergestellt wurden, so daß sie dem verderblichen Einfluß von Schnee, Eis und Regen entzogen waren. Wer das vielleicht aus Bequemlichkeit versäumte — darf sich nicht wundern, im Frühjahr arg vernachlässigte Möbel zu finden, die viel Farbe und Lack verschlucken, von größeren Reparaturen ganz zu schweigen, ehe sie wieder gebrauchsfähig sind. Stets ist der alte Lackanstrich mit grobem Sandpapier rauh zu schleifen, damit der neue besser haftet. Farbe auf Lack haftet schlecht! Als Farbton empfiehlt sich immer wieder weiß, dann aber auch blau, grün, gelb. Natürlich muß zuerst für gründliche Reinigung gesorgt werden, indem mit heißem Wasser und Seife aller Schmutz entfernt wird. Zeigen sich Schäden an Holzmöbeln, ging hier und da eine Tischplatte ab, löste sich infolge der Nässe eine Stuhlplatte oder wurden die Beine wackelig, so rühre man einen guten Tischlerleim an, entferne zuvor den alten Leim und bestreichen an. Angelebte Schraubzwingen erhöhen die Haltbarkeit der Reparatur.

Korbmöbel entstaube man zunächst, wasche mit lauwarmem Seifenwasser, vermeide jedoch Soda und bleiche notfalls mit einer Lauge aus 2 Eßlöffel Kleesalz auf einen Zuber heißen kochenden Wassers. Salmiakgeist und Wasserstoffsuperoxyd, mit Wasser verdünnt, gelten ebenfalls als Bleichmittel. Das Trocknen darf nicht in der Sonne, wohl aber im frischen Zugwind erfolgen. Korbmöbel lassen sich auch streichen, doch muß die Farbe recht dünn aufgetragen werden, damit sich zwischen den einzelnen Ruten nicht Farbhäute bilden, die später schlecht trocknen und die Kleider verderben können. Grundsätzlich sollte man jedoch Korbmöbel nicht früher mit einem Anstrich versehen, ehe sie nicht unansehnlich geworden sind. Ein sauberer Korbstuhl in Naturgeflecht sieht immer besser aus, als ein gestrichener.

Praktischer Ratgeber

Kampf den schädlichen „Hausgenossen". Mäuse und Wanzen duldet keine Hausfrau in ihrer Wohnung, aber Motten und Fliegen betrachtet man als unabänderliches Uebel, man ärgert sich zwar über jedes Loch in den Wollsachen, über jede Fliegenmade, die man im Schinken findet, aber man geht nicht ernsthaft genug an die Bekämpfung dieser Tiere heran. Da gibt es in manchen Wohnungen noch dunkle Kammern, in denen Stoffreste und sonstiger Hausrat aufbewahrt werden. Es gibt noch Speisekammern, die alles andere sind als ein hygienisch einwandfreier Aufbewahrungsort für Speisen. Und wer kennt nicht die Keller, von deren Wänden der Kalk rieselt, deren dunkle Ecken voller Spinnengewebe hängen und über deren Böden Asseln und kleine Käfer kriechen? Mauerritzen, dunkle Ecken und schlechter frischer Luftzug fördern das Gedeihen aller Arten von Ungeziefer, die nicht nur Lebensmittel anfressen und Stoffe zerstören, sondern auch Krankheiten übertragen. Man räume Kammern und Keller aus, lasse Luft und Licht herein, weiße die Speisekammern, verkalke alle Mauselöcher und -ritzen, hänge die Schränke, bürste und klopfe die Sachen aus und nehme auch chemische Mittel zu Hilfe. Es gibt heute ausgezeichnet wirkende Mittel, die Motten- und Fliegenbrut und sonstiges Ungeziefer vernichten. Manche Hausfrau wird vielleicht vor der Mühe zurückschrecken, die mit der Ausräumung das Ungeziefers verbunden ist, aber halbe Arbeit ist sinnlos. Die Anstrengung ist auch nicht umsonst; es gibt nun keine unduftenden Sachen, die Lebensmittel oder Stoffe mehr, keine durch Ungeziefer übertragenen Krankheiten. Bekämpft aber jede Hausfrau das Ungeziefer, werden auch der gesamten Volkswirtschaft Werte im Betrage von mehreren hundert Millionen Mark erhalten. Dieser Erfolg ist die kleine Mühe wohl wert! K. St.

Flügelbeschneiden der Hühner. Um das Ueberfliegen der Hühner auf fremde Grundstücke usw. zu verhindern, werden allgemein die kurzen und langen Schwingen an beiden Flügeln abgeschnitten. Eine unangenehme Folge davon ist, daß die Hühner eine Zeitlang mit dem Legen aufhören. Um diesen Nachteil zu vermeiden, schneide man nur die breite Fahne der Handschwingen an einem Flügel an (a), oder die kleinen Armschwingen (b). Da das

Beschneiden der Flügel
a Handschwingen
b Armschwingen

Zeichnung: Hamburg (M)

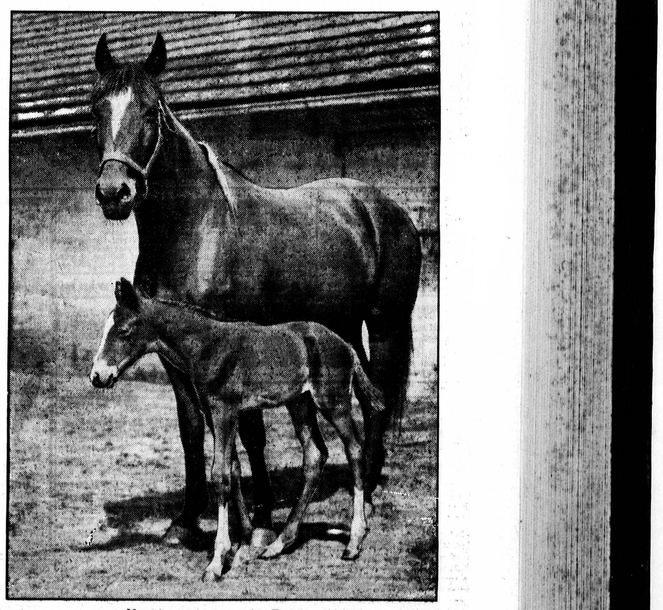
Huhn mit einem Flügel nicht hochkommen kann, ist ihm ein Ueberfliegen nicht möglich. Durch das beiderseitige Beschneiden können sich die Hühner auch leicht erkälten, da ihnen die Mitbenutzung genommen ist. Meistens geht ja die üble Gewohnheit des Ueberfliegens vom Hahn aus. Ist nun diesem die Flügelkraft hierzu genommen, werden in vielen Fällen die anderen Hühner gar nicht mehr an ein Ueberfliegen denken. Rühl.

Die Möbel des Gartens und ihre Pflege

Vielleicht bietet die vermehrte Freizeit um Pfingstende herum den glücklichen Besitzern eines Gartens oder Balkons willkommene Gelegenheit, sich der verschiedenen hölzernen und geflochtenen Stühle, Sessel, Hocker, Ruhebetten und Tische anzunehmen, die das „Stiefkind" Garten hieren helfen sollen. Denn das ist ja leider meistens der Fall, daß ein noch so reizender Garten, ein noch so frisch möblierter Balkon mit alten graugewordenen Möbeln versehen, alles Liebeswerben der Pflanzen über den Hausrat werfen kann.

Für die Ausstattung der Sitzgelegenheiten mit Kissen und Rückenpolstern sorgt die Hausfrau — da haben Männerhände nichts zu tun. Solche Kissen müssen öfter erneuert werden bei Möbeln, die im Freien Licht, Luft und Sonne ausgesetzt sind, denn bald sind sie verschossen, wenn nicht lichtechte Stoffe gewählt wurden. Ob es nun Kissen aus zu dicken Drahts, da er sich schlecht binden läßt, noch zu nimmen, da er leicht reißt. Der Draht ist am besten 1,4 bis 1,5 mm stark. Auch beim Schwedenreuter ist die unterste Lage sorgfältig anzusehen, sie darf aber nicht mit dem Boden in Berührung kommen. Die oberste Schicht muß hoch aufgepackt sein, so daß die Pfähle nicht mehr zu sehen sind, denn sonst läuft das Regenwasser in das Innere und verursacht Schimmel. Um das Abwehen zu vermeiden, ist es gut, wenn man über die oberste Futterschicht noch einen festaufliegenden Draht zieht. Die Stangen schlage man mindestens 80 cm tief ein, sonst neigt sich das Gerüst leicht.

Der eine oder andere, der in diesem Jahre zum erstenmal reutert, wird vielleicht etwas Lehrgeld zahlen müssen, denn auch das Reutern will gelernt sein. Jeder wird aber schnell den Wert der Gerüsttrocknung erkennen, denn frühe Heumahd und Verwendung von Reutern zur Heuwerbung führen zu einer gesteigerten, bodenständigen Eiweißerzeugung.



Mutterstute mit Fohlen (WV-Archiv)

„Ich würde nur einen Mann heiraten, der ein Jahreseinkommen hat, das sich mindestens mit vier Nullen schreibt!"
„Mein Einkommen schreibt sich nur mit Nullen!"

Das ist etwas anderes

„Ich hörte, Georg hat dich gestern geküßt! Und noch vorgestern sagtest du, du würdest dich von keinem Mann auf Erden küssen lassen!"
„Es war auch nicht auf Erden. Wir waren in einem Paddelboot." („Jugend")

„Meine Frau hat Sonntagabend einen Vortrag über das Trinken und die verheerenden Folgen des Alkohols gehalten."
„Wo?"
„Zu Hause, als ich aus dem Wirtshaus kam!" („Fliegende Blätter")

Kann stimmen

„O bitte, ich gelte für eine der ersten Schauspielerinnen der Welt!" renommierte eine Heroine im Kreise ihrer Kolleginnen.
„Das kann stimmen", rief der erste Held, „so alt können Sie ungefähr sein!"

★

„Wohin rennst du denn so eilig? Und wie siehst du elend aus?"
„Ich gehe spazieren und mache eine Entfettungskur durch."
„Na, dafür siehst du allerdings glänzend aus!"

Merkwürdig

„Haben Sie dem Herrn von Nr. 37 schon die Rechnung gebracht?"
„Jawohl, Herr Direktor!"
„Merkwürdig! Und dabei hört man ihn noch immer in seinem Zimmer singen!"

Zeichnung: Krusch

„Ganz nett, aber Eier legen kann er doch nicht!"

Das Spargelessen

Donnernd rollten die Kugeln über die Bohle der Kegelbahn. Das war Musik für die Ohren des Nachbarn, der im Nebenhause wohnte und sich öfters zu einer Partie miteinfand.

Lautes Hallo, als er auf der Bahn erschien.

„Na, Kinder, was macht Ihr denn hier?" begann er die Unterhaltung.

„Ach, da jetzt gerade die Spargelzeit ist, kegeln wir uns einige Pfunde aus!"

„So? Nun, da kann ich wohl mitmachen?"

„Gewiß, du kannst mit dem Durchschnitt eintreten."

Die Kegelpartie nahm ihren Verlauf. Der Gast kegelte wie immer ganz miserabel und hatte am Schluß der Geschichte einen ganz beträchtlichen Haben Geld zu bezahlen. Er tat dies auch ohne Widerspruch. Nachdem er aber sein Konto bezahlen hatte, konnte er sich die Frage nicht verkneifen: „Nun sagt mal, Kinder, wann wird denn der Spargel gegessen?"

„Wieso, gegessen?" entwiderte ihm der Rechnungsführer. „Gegessen haben wir den Spargel doch schon an vorigen Sonntag, heute haben wir ihn nur ausgekegelt!"

Da soll der Gast ein Gesicht gemacht haben — länger als die Kegelbahn!

„Zwei Dinge hindern Sie, ein guter Tänzer zu werden!"
„Und die sind?"
„Ihre Füße!"

Nur deswegen

Minke kam erst um 3 Uhr nach Hause. Er kriegt einen Mordskrach.

„Bis drei mußt du in der Kneipe sitzen?!"

Jener wehrt sich: „Erlaube mal! Ich war schon kurz nach zwölf auf dem Heimwege!"

„Was? Wo dein Stammtisch nur zwei kurze Straßen entfernt ist?"

Minke murrt: „Kurz sind sie schon, die Straßen, aber so breit, so breit!"

Verpackung

In einem Berliner Kindergarten fällt das Wort „Wickelkind".

„Wer kann mir sagen", fragt die Tante, „was ein Wickelkind ist?"

„Det is so'n janz kleener Wurm", sagt Lieschen.

„Ganz recht", sagt die Tante, „aber warum heißt es denn gerade Wickelkind?"

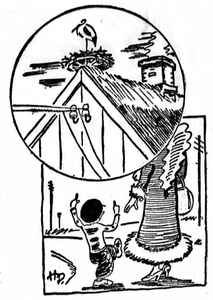
Da meldet sich stolz Ernachen und meint: „Det liegt an die Verpackung, Frollein!"

Geduld

Der Klient sitzt ungeduldig im Wartezimmer, endlich kommt ein Schreiber. „Entschuldigen Sie", sagt der Klient, „ich bin für drei Uhr zum Herrn Rechtsanwalt bestellt. Wegen der Erbschaft. Von meiner Tante."

„Warten Sie denn schon lange?"

„Ueber zwanzig Jahre."



„Mutti, der Storch ist wieder da . . und sieh nur, er hat jetzt sogar Telefon!"
(Aftenbladet)

Hörer und Gehörtes

„Großartig, wie dieser Bildfunk jetzt funktioniert!" sagt Herr Meier.
„Was funktioniert?" fragt die alte Dame.
„Wie gut man jetzt Bilder drahtlos übersenden kann!" erklärt Herr Meier.
„Mit Rahmen?" fragt die alte Dame.

★

Dorle hat zu ihrem Geburtstag einen jungen Hund geschenkt bekommen und geht mit ihm stolz spazieren. Unterwegs trifft sie ihre Freundin aus dem Nachbarhaus, und es entspinnt sich folgendes Gespräch:
Grete: „Ist das einer Hund?"
Dorle: „Nein — meiner. Den habe ich zum Geburtstag geschenkt bekommen."
Grete: „Ziehst du den groß?"
Dorle: „Nein, den lasse ich wachsen."

★

Fräulein Lina sucht schon lange einen Mann. Einmal kommt sie heim und fragt das Mädchen: „War jemand während meiner Abwesenheit da?"
„Ja, der Briefträger!"
„Was für mich?"
„Nein, er ist schon verheiratet!"

★

Der Herr Nachbar trug im Winter Ohrenklappen aus schwarzem Samt.
„Papa", sagt die kleine Ilse, als sie dem Papa, der vor dem Rundfunkgerät sitzt, davon erzählt, „Papa . . ., ist das ein Schwarzhörer?"

★

„Wie heißt doch gleich Ihr neues Buch?"
„Der Kampf mit den Wellen."
„Aha! Das ist sicher etwas für Rundfunkhörer."

„Dieser Cognac ist über 20 Jahre alt, mein Herr!"
„Hm, dann ist er für sein Alter aber sehr klein!"

Die Pfingstreise

Herr und Frau Puppig, beide ziemlich korpulent, befinden sich auf der Pfingstreise. Eisenbahn. Er schwitzt. Sie schwitzt. Sie: „Unser Hirt ist es, wie man so viele Menschen in einen Zug stopfen kann." Er: „Aber Amanda, wolltest du nicht Pfingsten in vollen Zügen genießen?"

★

„Sahen Sie das Gesicht der Mutter, als ich ihr sagte, sie sähe so jung aus wie ihre Tochter?"
„Nein, aber ich habe das Gesicht der Tochter gesehen!"

Falsch gedacht

Junge: „Vater, ich denke, Sklavenhandel gibt's nicht mehr?"
Vater: „Der ist schon lange abgeschafft!"
Junge: „Aber hier steht doch in der Zeitung: ‚Ein Perser ist zu verkaufen!'?" (Schweizer Illustrierte)

★

Er: „Um Gottes willen, was ist geschehen, Liebling? Weshalb trägst du ein Pflaster über dem linken Auge?"
Sie: „Was heißt Pflaster? Das ist mein neuer Hut!"

★

„Du solltest gleich noch ein zweites Abendkleid bestellen, Gertha!"
„Nein, Tante — das erlaubt mein Etat nicht."
„Wie du dich ausdrückst! Sage doch: mein Mann!" („Fliegende Blätter")

„Mutti, heute war ich der Einzige in der Klasse, der dem Lehrer eine Frage beantworten konnte!"
„Das ist aber fein, mein Junge! Was fragte denn der Lehrer?"
„Er wollte wissen, wer die Fensterscheibe kaputt gemacht hatte!"

Darauf war er nicht gefaßt

Sie war eine jener ewig nörgelnden Frauen; aber sie war sich wenigstens ihres Fehlers bewußt. Als sie daher eines Abends in einer Frauenzeitung einen Artikel las, in dem den Frauen angeraten wurde, den Ehemännern freundlich und mit einem Lächeln auf den Lippen zu begegnen, nahm sie sich ernstlich vor, die Sache zu versuchen. Als ihr Mann am nächsten Morgen zum Frühstück herunterkam, kam sie ihm mit strahlendem Lächeln im Gesicht entgegen. Einen Augenblick stand er da wie vom Donner gerührt, dann sank er entgeistert in einen Sessel. „Um Gottes willen!", murmelte er, bleich im Gesicht, „sie ist verrückt geworden!"

Je nachdem

Passagier: „Habe ich noch Zeit genug, meiner Frau Lebewohl zu sagen?"
Schiffsoffizier: „Das kann ich nicht wissen. Wie lange sind Sie denn schon verheiratet?"

Der liebenswürdige Gatte

Gattin: „Siehst du, Emil, heute hat mich ein Herr als Fräulein angesprochen!"
Gatte: „Na, wer kommt auch auf den Gedanken, daß dich einer geheiratet haben könnte!"

Offene Beine
Heilung bestätigen hunderte dankbarer Verbraucher!
Prospekte kostenlos! P. Funke Söhne, Leipzig, Theresienstr. 155

Damenbart
Radikal beseitigung lästiger Haare durch die weltbekannte Haarwuchs-Heilwasserfur. Bestätigungen. Gold. Medaille. Preis Brüssel 1930, London 1933. Tausende dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses). Kleinkur RM 2.75, stark RM 3.85, f. geschl. Städten RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Heiwasa G. m. b. H., Köln 116
Inserieren bringt Gewinn!

Die Klein-Anzeigen unserer Zeitung bringen Ihnen durch weiteste Verbreitung größten Erfolg

Ofenfutter Lotzbrut! 107 Seiten. Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Stricker bietet für 47.50

Herrenrad, Modell 103 L. Halb- oder Ballon, Aufpreis. Mit kompl. Lichtanl. Ein Stricker Qual. Rad. Kein Kat. kostenl.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Herdfeger
f. Kleine Wäsche auf dem Küchenherd!
Flecken von übergekochter Wäschelauge gehen leicht weg durch Herdfeger
Herdfeger putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

Herz-Jesu-Heim, Bad Schwalbach/Taunus
Badweg 9 und Schwalbacher Hof
Stahl- und Moorbad. Gemütl. Erholungsheime, groß. Garten, nahe Wald, Kurpark, Badehäuser. Gutbürgerl. Küche, a. W. Diätkost. Kapelle im H. Das ganze Jahr geöffnet. Mäßige Preise, Dauergäste erhalten Vergünstigung. Beide Häuser sind neu hergerichtet.

Nehmen Sie Rücksicht — auf Ihre — Ohren! bei Erkältung, Zugluft, Wind, bei Krankheit, beim Baden! Nehmen Sie „AKUSTIKA" schalldurchlässige Ohrpfropfe aus Tierhaar für 30 u. 90 Pfg. in Apothek., Drog. käuf.

Reelle Bezugsquelle
Neue Gänsefedern
mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.-, allerbeste Qualität 2.50, Halbdaunen 3.50, 5.- u. 5.50, gereinigte Federn mit Daunen 3.25 u. 4, Hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, 1a Weißdaunen 7.- u. 8.-. Für restlose, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. 40 Pf. portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.
Willy Manteuffel. Gänsemästerei Neutrebbin 98 c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft a. d. Oderbruches. Stammhaus gegr. 1884

Hastreiter's Kräuter-Dragees
gift- und zehfrei, unschädlich, gegen
Kropf/Basedow
Preis: 1 Org.-Pckg. Mk. 3.45
Kur = 5 = „ 16.75
Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow
Friedrich Hastreiter Germering bei München.

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Kathol. Ehe
dch. größte, älteste erfolgreichste, kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heirats-, wünsche gehören ausnahmslos in diese Zeitung!

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einmalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn, Hannover 1534

Recht deutliche Schrift erhöhen wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!

Wollen Sie sich schöner kleiden?
Wir senden Ihnen mehr als 500 Kleiderstoffmust. portofr. u. unverb. als Briefpäckchen. Prachtausmahl in Wolle, Baumwolle u. R. Seide, neueste Muster, regulägl. Qualität, vorteilh. Preise, Umtauschgarantie. Zahlungserleichterung. Nachbestell., Postkarte genügt. Gebr. Wirth, Münchberg 385 i. B. Webwaren-Großversand

Stellen-Anzeigen finden in dieser Zeitung weiteste Verbreitung

Heiratsgesuche finden im 7. Tag weiteste Verbreitung

Rauchen
Willkommene Abgewöhnung. Prämiiert mit gold. Medaille. Prospekt kostenlos. H. Goth, Nürnberg 5, Kf. 146

Kölnerhof Dombau-Tee
Hochfeingemischt 30000 RM
H. C. Krüger & Co. Berlin W8, Friedrichstr. 94 an der Leipziger Straße

Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Ottergeld beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 36: 37 660. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 123.

5. Jahrgang – Nr. 24 Sonntag, 14. Juni 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Stadt und Land begegnen sich

Häufig hört man sie auf einander schimpfen, die Städter und die Ländler. Nun, da redet halt jeder nach seinem eigenen Gefallen. Der Städter möchte um keinen Preis draußen auf den Dörfern und Gehöften seine Tage verbringen, weil man da nicht mit der Straßenbahn bis vors Haus fahren kann und diese und jene Bequemlichkeit nicht hat, die Ueberfeinige schnell und vorbehaltlos „Kultur" nennen. Und der Ländler kann aus seinen einfachen und anspruchslosen Verhältnissen heraus den Städter nicht verstehen, er meint gar, er braucht ihn nicht für voll anzusehen, weil der nicht hinterm Pflug gehen und den Hahicht und den Bussard in der Luft nicht unterscheiden kann. Während sie so gegeneinander reden, haben sie schon vergessen, wie sehr sie trotz allem zusammengehören, ja hoch der eine ohne den anderen garnicht sein kann. Das ist eine Weisheit, die ist so alt wie es Stadt und Land gibt, und darum haben die Städte ja auch des Landes nicht vergessen, auch nicht vergessen können, weil sie es notwendig für ihr Leben brauchten. Die Städte haben darum ihren Marktplatz, und wenn an bestimmten Wochentagen das Landvolk in die Stadt kommt, findet es hier Gelegenheit, die Erzeugnisse des Ackers den Städtern feilzubieten. Und die Städter kommen hierher und kaufen für ihren Unterhalt ein, und so entsteht das bunte und lebhafte Getriebe, das wir alle von den Marktlagen her kennen.

★

Wie gesagt, die Marktplätze sind so alt wie die Städte, verkörpern also immer auch ein gutes Stück Stadtgeschichte, die landschaftlich gesehen gleichzeitig Geschichte des Landes ist. Kirche und Rathaus säumen zumeist den ehrwürdigen Mittelpunkt der Stadt, und alte Bürgerhäuser leisten ihnen einmütige Gesellschaft. Auf dem Marktplatz haben daher auch die Städte zumeist ihren ursprünglichsten Charakter bewahrt, hier kann man ihr Alter erkennen, ihre Bedeutung ermessen. Und das ist gerade für die großen Städte von Bedeutung, in denen das Tempo moderner Entwicklung oft die ehrwürdigen Spuren der Geschichte verwischt hat. So sind gerade die Marktplätze Stätten hoher Erinnerung geblieben. Und die Tauben, die sich in diesen Wochen und Monaten wieder aufmachen, um durch Deutschlands Lande zu fahren, seine Schönheit zu bewundern und seine Größe zu überdenken, die werden auch auf diesen alten Plätzen stehen, ihr Schatten der Dome und Kirchen dem ehernen Stundenschlag der Stadtuhr lauschen, ihr Brummen rauschen vielleicht ein trauliches Lied und unter den bunten Fenstern der Giebelhäuser nicken rote Blumen in grünen Töpfen. Auf dem holprigen Kleinpflaster kommt auch das moderne Stromlinienkabriolett noch mal wieder ganz ordentlich ins Schnaufen (und warum soll es dem auch anders gehen als den klapprigen Postkutschen unserer Väter!). Eine Stimmung überkommt sie, in der wir wähnen, daß die Zeit einen gemütlich von ihrem hastenden Vorwärtsdrang ausruhe und alten Erinnerungen nachgehe . . . Doch das alles ist nur für Stunden so, dann hat das Leben uns wieder, aber wir sind um ein schönes Erlebnis reicher.

★

Doch erst wenn Markttag ist, bekommt der alte verträumte Platz wieder Leben. Da belebt dann eine kleine Budenstadt, und Stände sind überladen mit den Früchten des Feldes, und Blumen verströmen berauschenden Duft. Und wo die Bauern in ihren Buden zum Markte kommen, da erhält das bewegte Bild erst seine letzte Vollendung, da die Stadtfrauen gehen prüfend und wägend zwischen den langen Reihen der

Markttag

Photo Hehmke-Winterer (Eigene Klischeeherstellung)

Verkaufsstände hindurch, und wenn Ware und Geld getauscht werden, geht auch ein freundliches Wort mit herüber und hinüber, ein kurzes Geplauder, das ebenso werkvoll ist wie die erstandene Ware oder das gewonnene Geld, weil Worte die Menschen einander nahe bringen. Und das ist niemals notwendiger gewesen als in der heutigen Zeit, wo Stadt und Land erneut einen Bund miteinander schließen. Denn wir sind doch der großen Städte überdrüssig geworden und ziehen aus, das Land neu lieben zu lernen. Schicken unsere Jugend in den Ferien auf die Dörfer und großen Höfe, damit sie den Bauern und die bäuerliche Arbeit schätzen, achten und ehren. Dabei wissen wir ganz genau, daß es keinen Sinn hätte, Städte einfach niederzureißen; nein auch die Städte haben ihre Berechtigung. Beides muß sein: Stadt und Land. Es ist nur notwendig, daß eins sich dem anderen verbindet.

★

Und dann kommen alle Jahre noch die Jahrmarktfeste, an denen das Land gewissermaßen in der Stadt zu Gast ist. Das ist uralte Tradition. Oft schließt sich das Fest an eine kirchliche Feier zum Namensfeste des Schutzheiligen. Eine ganze Woche dauert zumeist der Markt, und da muß jeder Bauer und alles Gesinde wenigstens einmal in der Stadt gewesen sein. Toller Jahrmarktskrubel entfaltet sich, und die Ländler können einmal ungehemmt alle Genüsse und Freuden, die eine Stadt bieten kann, auskosten. Nun wandern die Frauen und Mädchen vom Lande durch die Geschäfte und an den vielen Buden vorüber, bestaunen das „Neueste", freuen sich über manch buntes Dinge und kaufen, was sie brauchen für Werk- und Feiertag. Und hinterher gibt es Jubel und Trubel in der Buden- und Zeltstadt. Das Auge bekommt seinen Teil am billigen, überladenen Prunk des Jahrmarkts, das Ohr an seinem betäubenden Lärmen, am Läuten der Karussells und Schaukeln, am Rufen der Anpreiser, aber auch der Gaumen kommt nicht zu kurz an wohlschmeckenden Leckerbissen. Das sind Tage, an denen das Volk sich ungehemmt seiner Feierfreude hingibt, wo es zueinanderfindet bei Fröhlichkeit und Tanz. Stadt und Land sind eins in fröhlichem Beieinander, damit nachher ein jedes um so eifriger seiner Arbeit und Pflicht nachkommen kann, die einen so, die andern so.

Die Wiese

/ Erzählung von K. R. Neubert

Sie waren Nachbarn. Schon ihre Väter waren zusammen zur Schule gegangen und ihr Leben lang hatten sie nebeneinander ihre Felder bestellt. Diese Nachbarschaft verband auch ihre Söhne, als die Alten längst nicht mehr lebten. Die Söhne waren nun selber ältere, bedächtige Männer geworden. Hellwig hatte nun auch das Amt übernommen, das man schon seinem Vater angeboten hatte, das Amt des Vorstehers, aber der Vater hatte von dem „Schreibkram", wie er es nannte, nichts wissen wollen.

Jetzt hatte die gute Nachbarschaft allerdings Trübungen erfahren. Das Zerwürfnis war so gekommen: ein Bauer aus dem Nachbardorf wollte ein Stück Wiesenland verpachten, das ihm zu entlegen lag. Diese Wiese lag im Bereich der Hellwigschen und Buderschen Aecker, und beide hatten schon lange ein Auge darauf. Hellwig bekam die Wiese, weil er mehr geboten hatte, aber Buder ließ in seiner Verärgerung, daß er die Wiese nicht erhalten hatte, eine Bemerkung fallen, als hätte Hellwig in dieser Sache ein wenig seine neue Stellung als Amtsvorsteher ausgenutzt. So war denn das Zerwürfnis da. Es gab keinen lauten Streit zwischen ihnen, das lag ihnen nicht. Sie schwiegen verbittert, und der Verkehr von Hof zu Hof schlief ein, und wenn sie sich mal trafen, sahen sie am liebsten weg . . .

So ging das eine Zeit. Die Frauen lächelten über den Starrsinn der Männer, aber sie redeten nicht darüber, denn dadurch wäre es nur schlimmer geworden. Sie warteten. Ein ungeschriebenes, doch zwingendes Gesetz würde die Männer schon wieder zusammenbringen, das Gesetz der guten Nachbarschaft, die das Leben in der kleinen, abgelegenen Gemeinde mehr noch als anderswo fordert.

Buders Frau wurde in dieser Zeit sehr krank. Sie hatte sich schon am Tage nur so hingeschleppt — ein ungewohnter Zustand bei ihr, die unermüdlich in der Wirtschaft war —, doch abends war es dann ganz schlimm geworden. Es war die höchste Zeit, daß sie sich ins Bett legte. Sie fieberte. Im ganzen Haus wurde nach dem Fieberthermometer gesucht, bis es Buder endlich fand und ins Zimmer brachte, wobei er, um seine Unruhe nicht zu verraten, leise über die „liederlichen Weibsbilder" schimpfte, denn ein Thermometer hätte genau so an seinem richtigen Platz zu liegen wie sonst etwas in der Wirtschaft.

Die Hilfeleistungen der alten Magd nutzten nichts mehr, der Zustand der Frau verschlimmerte sich. Der Arzt muß kommen! „Erich!" rief der Bauer. Der Sohn kam rasch herbei. „Nimm dein Rad!" sagte Buder und hatte ein starres Gesicht dabei. „Fahr zum Arzt nach Seidenberg! Wenn du zufährst, kann er in einer Stunde hier sein!"

„Aber — wollen wir nicht lieber telefonieren — bei Hellwig?" fragte der Sohn beunruhigt. Er kannte den Dickschädel seines Vaters. Wollte er selbst in dieser Stunde nicht nachgeben?

Nein. Der Vater sah ihn nur an. Der Blick sagte genug.

„Ein Unwetter ist draußen!" wagte der Sohn noch einzuwenden.

„Dann fahr' ich!" Der Bauer wandte sich um.

„Nein, nein, ich fahr' ja schon. Wie der Teufel will ich fahren. Bleib nur bei der Mutter!"

„Gut, mein Junge!" Der Bauer ging wieder mit ernstem Gesicht ins Krankenzimmer.

Die Frau lag ruhiger da, wie erschöpft. Der Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Buder nahm ein Tuch und tupfte über ihre Stirn, mit der ganzen Behutsamkeit und Sorge seiner schweren, harten Arbeitshände. Sie sah ihn an, dankbar und wie fragend, und er nickte ihr zu, sprechen konnte er nicht. Seine Lippen waren zusammengepreßt, wie ein Strich. „In einer Stunde!" dachte er und blickte auf die Uhr. So blieb er neben dem Bett sitzen, verfolgte jede Bewegung, jeden Seufzer der Kranken mit überscharfen Sinnen.

Als eine halbe Stunde vorbei war, dachte er: „Jetzt wäre der Arzt schon hier, wenn ich . . ." Ja, wenn er zu Hellwig gelaufen und den Arzt telefonisch herbeigerufen hätte. Der Vorsteher war der einzige im Dorf, der ein Telefon besaß. Vor einem halben Jahr war Buder zu ihm gelaufen, als es sich um ein krankes Pferd handelte und der Tierarzt kommen sollte. Aber jetzt waren sie auseinander, und er, Buder, hatte geschworen, daß er nicht der erste sein wollte, der zum anderen kam, was auch geschehen mochte. Nein, nicht mal darum hatte er ihn bitten wollen, das Telefon zu benutzen, um einen Arzt für seine kranke Frau herbeizurufen. Er biß die Zähne zusammen. „Der Junge wird schon fahren!" beruhigte er sich, „wie der Teufel wird er fahren, weiß ja, um was es geht!" Dann redete er sich wieder ein, daß der Arzt vielleicht gar nicht nötig war. Morgen war Marterl gesund, würde aufstehen und den Kopf schütteln über ihr „Schlappmachen" und sich wieder in die Arbeit stürzen. Aber sein Blick suchte unruhig die Uhr, und seufzend stellte er fest: „Noch ½ Stunde!"

Nie war dem Bauern eine halbe Stunde so lang geworden, auch bei der schwersten Arbeit nicht, endlich war sie vorüber, aber noch fuhr das Auto des Arztes nicht in den Hof. Buder hielt es nicht mehr neben dem Bett aus, er verließ das Zimmer, trat vor das Hoftor, um Ausschau zu halten. Die Nacht war ganz schwarz, mit unvermindertem Heftigkeit tobte der Sturm. Ein Licht brannte drüben, aber es war kein herankommendes Auto; das Licht stand fest und still, es kam aus dem Hause des Vorstehers. Der saß wohl am Schreibtisch und rechnete noch, und nebenan stand das Telefon . . .

„Das Telefon!" stöhnte Buder, preßte die Lippen zusammen und ging wieder ins Haus. Nach zehn Minuten trieb es ihn wieder hinaus, und plötzlich schrie er laut „Erich, Erich!" durch die Nacht. Nur der Sturm kam heulend heran. Irgend etwas klirrte im Hause, ein Fenster mußte zersplittert sein, und nun ging auch drüben bei Hellwig das Licht aus, als sollte keine Hoffnung mehr in der Welt für ihn sein. Schwankend wie ein Baum im Sturm stand er da, bis er die ängstliche Stimme der Magd hörte: „Sie sollen reinkommen. Die Frau hat nach Ihnen gerufen!"

Als er wieder am Bett saß und die Frau ansah, konnte er ihren Blick auf einmal nicht mehr ertragen. „Tut dir etwas weh?" fragte er leise.

Sie verlachte ihn mit Kopfschütteln zu beruhigen, aber nach einer Weile gab sie es flüsternd zu: „'s wär . . . vielleicht besser . . . ein Arzt . . . Heinrich!"

„Sad' schon nach ihm geschickt. Marterl . . . er muß gleich da sein!" antwortete er und konnte sie dabei nicht ansehen. Wie seine Blicke wurden auch seine Hände ruhelos, nirgends schienen sie einen Ruhepunkt zu finden, wühlten im Schoß noch auf der Stuhllehne, noch am Bettrand. Zuletzt, als hätte auch sie die Verzweiflung des Wartens und der Untätigkeit gepackt, hoben sie sich zum Kopf, preßten sich an die Schläfen.

Der Bauer stand auf. „Ich geh — nur mal nachsehen, ob das Tor noch auf ist —" murmelte er, und ging langsam aus der Stube. Er selber hatte die beiden Torflügel vorhin eingehakt, der Sturm hätte sie nicht zuschlagen können. Ja, da stand das Tor noch weit und breit offen, aber das Auto des Arztes war weder zu sehen noch zu hören. Die Nacht war noch dunkler geworden. Bei Hellwig aber brannte wieder Licht. Etwas Tröstendes, Gläubiges hatte dieses helle Fenster in der großen Dunkelheit. Der Bauer ging darauf zu. Schon war er aus dem Hof, auf der Landstraße, deutlicher wurden die Umrisse des Gehöftes. Auf halbem Weg war es ihm, als wäre von seinem Hof her plötzlich ein Schrei aufgebrochen, er lauschte zitternd, dann lief er plötzlich das letzte Stück und kam schweratmend vor Hellwigs Haus an. Schrill klang die Klingel auf, der Hofhund schlug an. Die Tür wurde geöffnet. Hellwigs Frau stand vor ihm. „Buder! Ihr?" Rasch brachte er sein Anliegen vor. Obwohl er noch bald im Dunkel stand, sah die Frau seine Angst, seinen gebrochenen Trotz, die aus seinem Gesicht flammte.

„Mein Mann ist eben rüber zu euch!" sagte sie, „bist du ihm nicht begegnet? Sie haben doch aus Seidenberg angerufen, daß sie schon unterwegs sind. Wir sollten jemand rüberschicken mit der Nachricht, und da ist der Paul gegangen."

Buder sah sie ungläubig an.

„Da weißt du es ja noch nicht —" fuhr sie leise fort, „dein Junge ist nämlich kurz vor Seidenberg mit dem Rade gestürzt. Der Sturm schmiß ihm einen Ast vors Rad, und darüber ist er zu Fall gekommen. Hat sich mit dem verdammten Fuß noch bis zum Arzt geschleppt, der Blitzjunge. Und nun ist der Arzt mit dem Jungen endlich unterwegs."

Der Bauer stand da und konnte nichts sagen. Nur seine Lippen bewegten sich. „Hättest ihn rasch herkommen können, Buder, Heinrich!" klagte die Frau. „Und wie geht's denn drüben?"

Er zuckte mit den Schultern, wandte das Gesicht ab, stammelte einen Dank und lief zurück. Hellwig war noch drüben. Gerade wollte er den Hof verlassen. Die beiden Männer sahen sich an und blieben stehen.

„Hätte dir was ausrichten!" sagte Hellwig, als hätte er sich zu entschuldigen.

„Weiß schon!" stieß Buder hervor. „Von deiner Frau!"

„Du warst drüben?"

„Ja!"

Sie sahen sich wieder an im Schein der Hoflampe, und plötzlich reichte Buder Hellwig die Hand hin: „Danke dir!"

„Nichts zu danken!" Ihre Hände lagen für einen Augenblick ineinander. Es war eine stumme, aber eindringlichere Sprache als die ihrer Lippen.

„Und nun mach', daß du deine Frau gesund kriegst!" sagte Hellwig dann, „und wegen der Wiese — können wir ja mal vernünftig reden — vielleicht kann ich dir ein Stück ablassen!"

Er war schon weitergegangen. Die letzten Worte kamen aus der Dunkelheit. „Mein!" dachte Buder. „Die Wiese behalt nur! Die ist dein. Die soll uns nicht mehr auseinanderbringen."

Von all dem Gehörten und Erlebten betroffen, trat Buder an das Bett seiner Frau. „Gleich ist der Arzt da!" flüsterte er. Die Magd, die am Bett gesessen hatte, erhob sich und reichte ihm freudig das Thermometer. Das Fieber war gefallen. Behutsam strich Buder mit seiner schweren Hand über das Haar der Frau. „Hellwig war hier!" sagte er.

Ueber das Gesicht der Frau lief eine Spur von Staunen. „Hellwig?" hauchte sie. Er nickte. Da sah er, daß sie lächelte. Und dieses Lächeln gab ihm auf einmal eine große Zuversicht. Im nächsten Augenblick hörte er auch schon das Auto des Arztes in den Hof fahren . . .

Der rettende Einfall

Ein kräftiger Landmann wanderte einmal, auf seinen derben Knotenstock gestützt, gemütlich seinem Heimatdorfe zu. Er hatte seine Ernte gut an den Mann gebracht und trug den Erlös wohlverwahrt auf der Brust. Da trat kurz vor seinem Dorf ein Mann aus dem Gebüsch auf ihn zu.

„Geld oder Leben!" klang es drohend. Dabei blinkte ein langes Messer in der Hand des Strolches.

Wortlos starrte der Landmann den Räuber an. Der sagte: „Na, wenn es nicht zu wenig ist, dann wollen wir teilen; aber nun heraus mit dem Geld!"

Der Landmann atmete schwer, kratzte sich verlegen hinter dem Ohr und seufzte: „Schon recht, wenn nur der andere nicht wäre!"

„Welcher andere?" rief der Strolch bestürzt.

„Nun, der hinter euch steht!"

Blitzschnell wandte sich da der Räuber um, und blitzschnell versetzte ihm der Landmann einen so kräftigen Hieb über den Kopf, daß er bewußtlos hinstürzte.

Dann ging er seines Weges, als ob nichts vorgefallen wäre.

Heiliger Sankt Florian . . .

Eine lustige Geschichte aus dem Bayernland von Petrus H. Stelgerwald

Der Holzbildhauer Stefan Rendl schlug die zurückgekrempelten Hemdärmel vor und ließ die Arbeit ruhen. Vor wenigen Minuten war ein Sammler gegangen, und die Arbeiten waren wiederum geblieben. Es kauft keiner mehr. Er kam ins Sinnieren. Es ist doch gar nicht wahr, daß nur der ein odentlicher Künstler ist, der als ein steter Hungerleider mit schwarzem Kaffee und Zigaretten auskommt. Es ist außerdem ein Schmarren, immer nur von den verkannten Genies zu reden, wo doch soviel gute Arbeit herumsteht und Zeugnis von seiner Kunst ablegt. Stefan strich mit seiner schwieligen Hand über eine lebensgroße Holzplastik, eine Sennerin. Dann blieb er vor der Holzfällergruppe stehen und schüttelte immer wieder den Kopf. Es gäbe nur einen Holzfäller in der darstellenden Kunst, sagen die Händler, es gäbe nur einen Holzfäller von Hodler. Ja, zum Kuckuck, meine Holzfäller haben doch wirklich Mark in den Knochen. Das sind doch noch Kerle. Gewachsen wie ein Baum. Und um diese Holzplastiken reden die Sammler und Händler immer ganz damisch und gscheert herum. Kaufen? Nein! Das kommt keinem in den Sinn.

Ja, meinen stets diese ausgekochten Liebhaber, ja — wenn's halt alte Sachen wären. So zünftig wurmstichig — dann könnte man schon eher drüber reden. Aber so modernes Zeug, ja, das kann halt ein jeder machen und auch ein jeder kaufen. Alt, selten, außergewöhnlich muß so eine Plastik schon sein — ja, daß jeder andere neidisch drum ist. Daß der Nachbar sich giftet, wenn er die Figur sieht. Ja, ja, viel, viel alt muß ein Sammlerstück sein und wurmstichig, daß das Holzmehl wie Goldstaub rieselt.

Aber, zum Teufel, weitert Rendl, muß man denn eine Wilderergarde antreten lassen, damit die ihre Schreckladungen meinen Holzbeiligen in den Bauch schießen? Soll ich gar die Figuren im Mitthausen des Rüppelbauern eingraben, damit sie schäbig, alt und faulig werden? Eigentlich müßte man's schon versuchen. Müßte die grundgescheiten und gescheerten Dammel von Sammlern schon endlich ausschmieren. Ja, schön wäre es schon. Aber so einen gerissenen Schwindel kann man halt doch nicht vor sich selber verantworten.

Und von neuem fing Stefan an zu sinnen und zu forschen, warum um Himmelswillen immer nur das alte Gerassel von längst vergessenen, verstaubten Bildhauern gesucht und mit viel Geld bezahlt wird. Mit seinem gesunden, geraden Menschenverstand konnte er nicht begreifen, daß die lieben und bösen Mitmenschen mit ihrem Geld keines für die Arbeiten junger und lebender Künstler übrig haben. Er konnte auch nicht erfassen, daß sich nicht die Kunsthändler für diese Arbeit der Zeitgenossen einsetzen, und ihren Kunden beibringen, daß doch diese Arbeiten auch einmal alt, selten und kostbar werden, und daß diese Arbeiten auch leben wollen, leben müssen und nicht mit einem Gnadenlauf abgespeist werden wollen. Allein — das soll einmal einer den Liebhabern ins Hirn einrichten!

Bei diesen Betrachtungen wird Stefan stets fuchsteufelswild. Aber warter nur. „Mein ist die Rache", spricht Gott der Herr. Und hier bin ich Schöpfer von Erde, Wasser, Mensch und Tier. Aus den Holzblöcken haue und schäle ich meine Welt heraus und will ihr treu und verbunden bleiben. Den anderen aber — na, Geduld, mein Freund!

Der Seniorchef der Kunsthandlung B. in M. begab sich jeden Sonnabend und Sonntag im Auto auf Entdeckerfahrten nach Alterthümern. Als geschäftstüchtiger Händler verband er das Angenehme mit dem Nützlichen und fuhr mit seinem Schatz in die abgelegenen Täler der bayerischen oder Tiroler Berge. Dort sah er sich altbekannter Sammler und freigiebiger Gast unter den Bauern und lauschte herum, ob es nicht da oder dort etwas zu schnappen gäbe. Die Bauern haben ihm im Laufe der Jahre schon manches kostbare Stück Hausrat verkauft, und schließlich blieb nur noch der Christus in Herzgottswinkel. Den fortzugeben hatten sie doch nicht den Mut.

Diesmal saß auch Rendl wieder am abendlichen Stammtisch und lehnte die Wünsche des Händlers, aus neuen Arbeiten alte zu machen, also zu fälschen, wiederum ganz entschieden ab. „Liefern Sie mir Altertümer. Sie wissen, Rendl. Sie haben an jeder Vermittlung zwanzig Mark. Wie steht es nun mit dem Marterl beim Rüppelbauern? Ist der Bauer endlich so weit und läßt sich auf den Handel ein? Ich gehe diesmal nicht eher weiter, bis ich den Florian im Wagen habe. Also geben wir morgen in der Frühe hinauf zum Bauern. In sechs Stunden werden wir es schaffen und oben sein. Was?"

„Schon, schon", nickte Rendl und drückte neben ihm sitzenden Zollaufseher in den Oberschenkel.

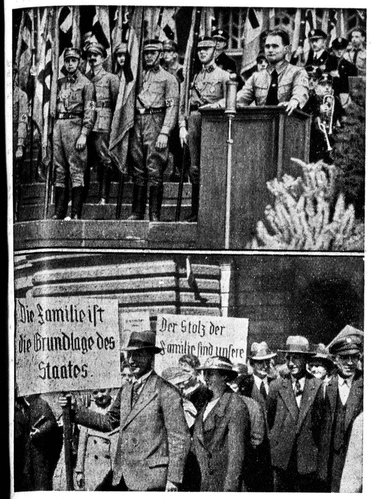
In der Einöd, weit droben in den Bergen, dort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, liegt der Königsadlerhof des Rüppelbauern. Es kommt alle Vierteljahrhunderte einmal vor, daß sich ein Mensch in diese abgelegene Gegend verläuft. Ueber dem breiten Balkon unter dem weit vorspringenden Dach des Bauernhauses stand der Schutzheilige, St. Florian. Wie lange er das Haus schon vor der Feuersbrunst hütet, das zu sagen wäre Ueberredung. Sie wollen es nicht wissen. Noch nicht.

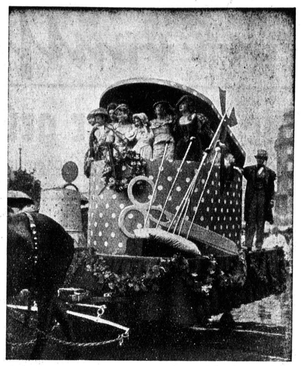
„Meinen Florian", sagte der Bauer, „den kriegt mir keiner aus der Dunkelheit. Nein!" dachte Buder. „Die Wiese behalt nur! Die ist dein. Die soll uns nicht mehr auseinanderbringen."

Von all dem Gehörten und Erlebten betroffen, trat Buder an das Bett seiner Frau. „Gleich ist der Arzt da!" flüsterte er. Die Magd, die am Bett gesessen hatte, erhob sich und reichte ihm freudig das Thermometer. Das Fieber war gefallen. Behutsam strich Buder mit seiner schweren Hand über das Haar der Frau. „Hellwig war hier!" sagte er.

Ueber das Gesicht der Frau lief eine Spur von Staunen. „Hellwig?" hauchte sie. Er nickte. Da sah er, daß sie lächelte. Und dieses Lächeln gab ihm auf einmal eine große Zuversicht. Im nächsten Augenblick hörte er auch schon das Auto des Arztes in den Hof fahren . . .

Es klappert die Mühle am rauschenden Bach
R. Hantschke (Deike-M.)





Kongreßbilder vom Sonntag

Bild links: **Der Ehrentag der deutschen Familie.** Am Sonnabend und Sonntag stand Köln im Zeichen der Kundgebung des Reichsbundes der Kinderreichen, zu der 50 000 deutsche Mütter und Väter nach Köln gekommen waren. Oben: Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, spricht in den Kölner Messehallen zu den kinderreichen Volksgenossen. Unten: Teilnehmer an der Kundgebung mit Schildern, in denen auf die Bedeutung der kinderreichen deutschen Familie für die Erhaltung unseres Volkes hingewiesen wird. (Weltbild, K.) — Bild Mitte: **Internationaler Gemeindekongreß in Berlin.** In der Berliner Krolloper wurde durch Reichsinnenminister Dr. Frick der Internationale Gemeindekongreß eröffnet. Die Fahnen deutscher Städte schmücken die Auffahrt zur Tagungsstätte. (Scherl Bilderdienst, K.) — Bild rechts: **Vom Reichshandwerkertag in Frankfurt am Main.** Ein Bild aus dem großen Festzuge zum Reichshandwerkertag in der alten Kaiserstadt: Eine „alte Schachtel" mit nettem Inhalt, der Wagen der Putzmacherinnung. (Weltbild, K.)

Bild links: **Frauen im französischen Kabinett.** In dem von Léon Blum neugebildeten französischen Kabinett befinden sich bekanntlich auch mehrere Frauen, darunter die bekannte Radiumforscherin Frau Joliot-Curie, die wir hier in ihrem Laboratorium sehen. (Graphische Werkstätten, K.) — Bild Mitte: Der deutsche Reitersieg in Warschau. Nach heißem Kampf gewann beim Warschauer Reiturnier die deutsche Mannschaft den Preis der Nationen. Der polnische Staatspräsident Mosicicki überreichte persönlich dem Führer der deutschen Mannschaft, Oberstleutnant v. Waldenfels, den wertvollen Ehrenpreis. (Presse-Photo-K.) Bild rechts: **Schnellzug Wien—Paris entgleist.** Bei der Station Ebelsberg in der Nähe von Linz entgleiste der Schnellzug Wien—Paris, wobei die Maschine und mehrere Wagen umstürzten und zertrümmert wurden. Die Zahl der Opfer beträgt 2 Tote und 10 Schwerverletzte. (Scherl Bilderdienst, K.)

Französinnen demonstrieren für ihr Stimmrecht

Seit dem Zusammentritt der neugewählten Kammer steigern sich die Kundgebungen französischer Frauenrechtlerinnen, die auch für die französische Frau das Wahlrecht erkämpfen wollen. (Presse-Photo, K.)

Italienischer Besuch in Berlin

Im Wege des deutsch-italienischen Austauschverkehrs sind 500 italienische Reisende in Berlin eingetroffen. Die Gäste legten am Ehrenmal Unter den Linden einen Kranz nieder. (Weltbild, K.)

Von der „Schwarzen Legion"

In den Vereinigten Staaten ist ein neuer Geheimbund, die sogenannte „Schwarze Legion", aufgedeckt worden, der ähnliche Bestrebungen verfolgt wie der vor mehreren Jahren aufgelöste Klu-Klux-Klan, also Verteidigung des reinen Amerikanertums gegen alle fremdrassigen und fremdgeistigen Einflüsse. Das Bild zeigt Gewänder und Waffen, die von Mitgliedern der „Schwarzen Legion" getragen wurden und wie sie bei einer Haussuchung in Detroit aufgefunden wurden. (Presse-Photo, K.)

Parlamentseröffnung in Aegypten

Das neugewählte ägyptische Parlament, in dem bekanntlich die nationalistische Wafd-Partei die übergroße Mehrheit besitzt, hat seine Eröffnungssitzung abgehalten. Der feierlichen Zeremonie wohnten neben dem Regentschaftsrat und der Regierung auch die Frauen der Minister bei, die auf unserem Bilde das Parlamentsgebäude verlassen. (Scherl Bilderdienst, K)

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Die Stadt der grünen Türme

Durch Kirchen und Gassen der Hansestadt Lübeck

Wollen Sie eine halbe Stunde hinabsteigen in vergangene Zeiten? Stellen Sie sich in die alten Gassen von Lübeck, treten Sie ein durch braune schwere Türen in die Kirchen, in die Patrizierhäuser. Um die himmelanstürmenden Türme der Kirchen mit den leuchtend grünen spitzen Hauben liegt manche Erinnerung verborgen aus einer Zeit, in der die Stadt so mächtig war, daß sie England, Holland, Schweden und auch Dänemark den Krieg erklären konnte. Aus der Zeit, als Fugger und Medici hier ihre Kontore hatten — aus der Zeit, da Gustav Wasa in Lübeck eine Zuflucht fand, ehe man ihn in Stockholm zum König von Schweden machte.

Wer heute ruhig und bedächtig durch die Straßen der alten Hansestadt wandelt, der findet in den hohen Häusern, auf den alten Wällen aus dem 30jährigen Kriege oder gar bei den zerrissenen und schiefen, aber immer noch unerhört kraftvollen Toren Zeugen großer Geschichte aus vergangenen Jahrhunderten. Trutzig steht am Hafen das alte Holstentor. Vor einem halben Jahrtausend stifteten es die Lübecker Bürger zum Schutz gegen das nahe Dänemark. Es war einst mit Kanonen gespickt. Aber niemals haben sie einen Schuß zu feuern brauchen. Selbst der große Wallenstein oder gar Tilly haben im 30jährigen Kriege vergeblich versucht, Lübeck anzugreifen! Es galt als uneinnehmbar. Und so hoch die Mauern der Stadt waren, so stolz waren auch seine Ratsherren. Kam Kaiser Karl IV. nach Lübeck, so wurde er in allen Ehren empfangen und gefeiert — kamen die Abgesandten der mächtigen Hanse durch Lübecks Tore, dann waren die Herren des mittleren Europas versammelt. Wehe aber demjenigen, der der Hansestadt den Frieden aufsagte. Kopenhagen, Stockholm, Wisby, Bergedorf und andere Städte konnten den Söldnern von Lübeck nicht standhalten.

Wohin man geht und schaut in Lübeck, noch heute ist etwas von dieser mittelalterlichen Größe zu spüren! Im zweitürmigen gotischen Dom schlummert in ihren Gräbern eine Bischofsgeneration von über 600 Jahren. Heinrich der Löwe richtete einst die gigantischen Mauern. Sagen geistern in den alten Gewölben. Der Domherr Rabundus soll heute noch anklingen, wenn ein Oberhaupt der Kirche stirbt. Hier liegt auch Chasot, der Vertraute König Friedrichs des Großen, begraben, der als Stadtkommandant der wehrhaften Hansestadt Gegenstand mancher Anekdote geworden ist. Der Adel von Holstein und Schleswig hatte hier seine Ruhestätten unter geschwungenen Barockepitaphien. Der Dom war die letzte große katholische Kirche Lübecks, dessen Bistum erst zur Zeit der Befreiungskriege (1813) aufgelöst wurde.

Nicht weit vom Dom entfernt steht inmitten grüner Wälle das alte Kaistor. Es wurde in Kriegsläuften verschüttet. Einst zog Kaiser Karl IV. hindurch. Später waren es die Schweden unter dem Kronprinzen Bernadotte, Kosaken unter Tettenborn, Franzosen unter Marschall Oudinot, Preußen unter Blücher. Von diesem alten Tor soll ein unterirdischer Gang zur gewaltigen Marienkirche führen, dem Wahrzeichen der Stadt. Riesig ragen ihre Türme über das rote Dächergewirr der engen Innenstadt hinaus. War der Dom die Kirche des Bischofs, so war die Marienkirche das Gotteshaus der Bürger. Der Bürger, die in den hohen Dielenhäusern um St. Marien wohnten. Die ihre Kontore in Bergen, in Nowgorod, auf der Insel Schonen, in London und in Brügge hatten. Das war die Glanzzeit der Stadt. Im nahen Rathaus tagten die Abgeordneten der Hanse alljährlich. So stolz und gastfrei sie gegen den Fremden waren, so streng waren sie gegen Schmarotzer in den eigenen Reihen. Auf dem Rathausplatz fiel das Haupt eines Lübecker Bürgermeisters, der bei einem Festabend versäumte, zur rechten Zeit seine Flotte gegen die Dänen zu schicken. Aus St. Marien aber holte der revolutionäre Bürgermeister und Volksführer Jürgen Wullenwever die reichen Kirchenschätze und ließ sie für den letzten Verzweiflungskampf gegen die nordischen Reiche zu Münzen umschlagen.

Die Türme von St. Marien sahen viel. Sie sahen auf dem Trabeschuß die Hansaschiffe aus allen Teilen der Ost- und Nordsee zurückkommen. Aus diesem heute so klein anmutenden Hafen fuhren die Kriegsschiffe, deren Planken jetzt noch Erinnerungsstücke im Ratskeller bei den dicken Weinfässern des Rates sind. Aber vor diesen Schiffen zitterte damals jede Seemacht, verbargen sich in den Buchten der Ostsee Seeräuber wie Claus Störtebecker und die anderen Vitalienbrüder. Seeschlachten wurden geschlagen vor Schonen und im Sund, und wenn die freisbaren Bürgermeister zurückkamen, gefallen irgendwo auf der See, dann bettete man sie in die kühlen Grüfte von St. Marien. Nicht weit von der Treje, der unermeßlich reichen Schatzkammer von Alt-Lübeck.

Seit fast 500 Jahren schlägt stets um 12 Uhr in St. Marien das alte Glockenspiel, bei dem sich die deutschen Kurfürsten vor dem Kaiserthron demütig verneigen. Viele Menschen sehen es sich an. Aber nicht weiß davon ist ein kleines Bild in Stein gehauen, das eine an den Wurzeln einer Eiche nagende Maus darstellt. Das haben die Lübecker vor vielen hundert Jahren aufgestellt. Damals — als sie noch auf dem Gipfel ihrer Macht waren. Sie haben damit ihren eigenen Untergang geahnt. Die Zwietracht nagte der Lübecker Macht das Leben ab. Geht man heute an den alten Toren, dem Burgtor, dem Holstentor, vorbei, betritt man die Gassen an den hohen grauen Stadtmauern — man geht zu Zeugen längst vergangener Zeit. Langsam ging die Geschichte über die alte Hansestadt hinweg. Noch zeigt man sich die Häuser, in denen die großen Bürgermeister wohnten. Auf dem Konstenzer Konzil sagte der Kaiser zu den Lübschen (Gesandten: „Ihr Herren!" 300 Jahre später war eine behäbige reiche Kaufmannsstadt daraus geworden. Dennoch: um die Türme und Windlöcher des Rathauses weht die Luft von Nowgorod, Bergen und Wisby. Um seine roten Backsteinmauern hallt der Schwertklang der großen Seehelden-führer Marks Meyer und Jürgen Wullenwever. Die goldenen Ratsherrenbilder an der Front gen St. Marien sind wie Altarschränke in den Kirchen. Die Silhouetten der Windfahnen des Rathauses — schwarz und hart wie Geierschnäbel — starren in den Wind wie die Fahnen der Hansakoggen im Sund und im Baltischen Meer. Es ist eine Stimmung um die Türme, als wäre alles ein Denkmal, eine Erinnerung. Wie die Marienburg bei Danzig, die riesenumragten Ruinen von Wisby oder die schweren Mauern von Carcaconne.

Lübeck: Burgtor

In den hohen Straßen, die zur Trave abfallen, liegen verschlossen und geheimnisvoll Backsteinhäuser. Wohnsitze von Bürgermeistern, Kaufleuten und ehrbaren Handwerkern. In den grünen staubigen Gewölben lagen einst der Pfeffer und anderes Gewürz aus fremden Ländern, der Wein aus dem sonnigen Burgund, Spezereien — lostbar und von weither. Heute sieht man leere alte Dielen, hoch und kühl. Einige dieser schönen grauen Hallen sind Weinstuben geworden, poliert. Am Abend leuchten mit Kerzen auf den Tischen, die in den roten Wein funkeln. Breite Treppen gehen nach oben. Kleine Räume dahinter — Wohnräume alter Kaufmannsgeschlechter.

Das alles ist Lübecks Vergangenheit, ohne die die Gegenwart hier gar nicht zu denken wäre. Denn auf Schritt und Tritt stößt man auf alte Giebelhäuser, verborgene Portale, altersbraune Mauern. Und alles ist umrankt von großer Geschichte. Gustav Wasa, Struensee, Christian IV. von Dänemark, Peter der Große, die große Katharina, Friedrich von der Mark, Feldherren wie Murat, Bernadotte, Blücher, Scharnhorst — sie alle leben kurze oder lange Zeit in Lübecks Mauern. Museen bewahren viele Erinnerungen. Bilder. Schwerter, Urkunden ...

Schönstes Lübecker Erlebnis: Eine Wendmuff in einer der großen Kirchen bei Kerzenlicht. Andachtsvoll singt man im Halbkunkt, ringsum Denkmäler, Bilder, Gedenktafeln, Erinnerungen an Vergangenes. Und dann klingen die Stimmen herrlicher alter Orgeln aus hohen Emporen herab, erfüllen den Raum, jubeln, klagen, singen unsagbar zart und fein.

Fest senkt sich das Gedenken an einen solchen Abend ins Herz; es ist, als ob in dieser Stadt nicht nur Häuser und Kirchen und Tore die heimische Sprache ihrer Erbauer reden, sondern auch die Orgeln einstimmen in das gewaltige Lied großer Erinnerungen, das Lübeck heißt.

Halligfahrt im Frühlingswind

Zur „Grauen Stadt am Meer" und dem versunkenen Rungholt

Wenn der Frühlingswind warm um die Türme und Mauern des alten Husum weht, beginnt draußen auf den Halligen das Regen und Schaffen. Auf diesen wenigen kleinen Inseln da draußen, in der Nordsee zwischen Amrum und Föhr hinunter bis zur Landschaft Eiderstedt, sitzt an der Westküste von Schleswig-Holstein. Auf den grünen Weiden grast wieder das Vieh der friesischen Bauern, von Husum kommen mit Booten die Fremden. Sie fahren hinaus mit der „Tide" nach Südfall, Pellworm und Hooge, wenn sie mutig sind, gar bis Norderoog.

Wenn der alte Fischer, der die Gäste nach Südfall bringt, seine guten Tage hat, dann pflegt er wohl manches zu erzählen von der See, über die man fährt und den Inseln, die rundum aus den blanken Wellen ragen. „Wer zu den Halligen fährt", so beginnt er dann, „der fährt über einen großen Friedhof! Alles Wasser, das jetzt seit Jahrhunderten tagtäglich mit Ebbe und Flut zwischen den Halligen hindurch auf Husum zu und dann wieder nach Westen strömt, fließt über Ackerboden, den einst friesische Bauern mit dem Pflug bestellten. Aber dann kamen die großen „Mandrenkelsen". So nennt man hierzulande die menschenmordenden Sturmfluten. Sie zerrissen das Land. Drei Kirchspiele in den Fluten. 7000 Menschen verschwanden am Marcellustag 1362. Kein Toter wurde in der See gefunden, nur die Rungholter Mädchen blieben am Leben. Sie waren in jener Nacht auf einer Kirchweih landeinwärts.

Wenn Ebbe ist, dann sieht, westlich von Südfall, Rundholt aus dem Schlick auf, unter dem es jahrhundertelang geruht hat. Es war keine Stadt mit silbernen Dächern und goldbeladenen Bürgern, sondern ein Friesendorf mit etwa 1000 Menschen, die das Salz aus dem Meere gewannen und damit handelten. Heute kann man die Schleusen, die Kirche und die Brunnen des Dorfes wieder sehen. Krüge und Geräte, Waffen und Hausrate liegt das Husumer Museum. Und wenn die Ebbe ganz tief ist, dann sieht man heute noch die Ackerfurchen, die einst die Rungholter und ihre Nachbarn hier vor vielen hundert Jahren zogen.

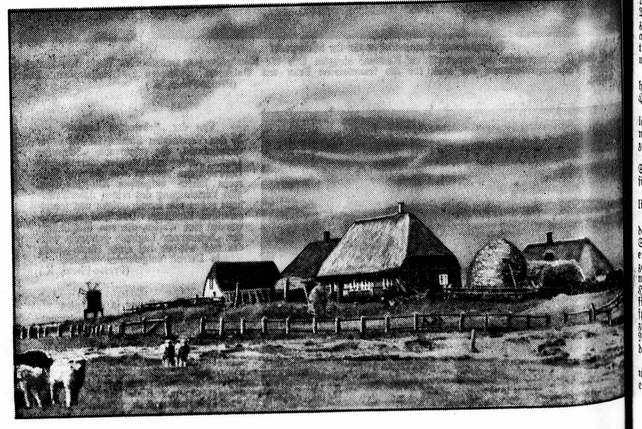
Weit drüben am Horizont ragt der Kirchturm von Oldenbüll auf Nordstrand. Als 1634 zwei Drittel der Inselbewohner in der Sturmflutnacht ertranken, war dies das einzige Gotteshaus, das die Flut überstand. Auf der anderen Seite der Husumer Ausfahrt ducken sich die fünf Wohnhäuser der Hallig Nordstrandischmoor unter dem Frühlingswind. Nach 1825 errichtete der „Klante Hans" an einem seiner wildesten Tage sieben von zehn Häusern und auch die Kirche, deren letzter Pfarrer der „Hallig"dichter Biernatzki war.

Gerade dort soll schon das Seezeichen der alten Kirche von Pellworm aus der Flut. Das war einst eine Kirche, erbaut zur Zeit, als noch die Salzschiffe gen Rungholt fuhren. Dann große Sturmfluten sind über dies Land und seine Inseln gekommen. Bei der ersten versank Rungholt in den Fluten. 7000 Menschen verschwanden am Marcellustag 1362. Kein Toter wurde in der See gefunden, nur die Rungholter Mädchen blieben am Leben. Sie waren in Schiffsfelder und andere altersbraune Erinnerungen aus Sturmnächten in ferner See. Ueber der Tür des Hauses auf Süderoog hängt das Hochzeitsbild der guten Bark „Ulysses", die 1870 auf dem Sand zerschlagen wurde. In goldenen Rähmchen — altersgeschwärzt und zerfressen von harten Friesenhänden — kann man auf Süderoog oder bei der Hooger Fähre in Nordmen der Schiffe nachspüren, die in heißer Sturmnacht auf den Sänden zerschellten.

Geht man über die Warfen der Hallig Langeness, so kommt man wohl zu dem Haus, das von vielen, vielen Jahren ein Schiffskapitän vom Sund, sich zieht man heute noch die Ackerfurchen, die einst die Rungholter und ihre Nachbarn hier vor vielen hundert Jahren zogen.

Weit drüben am Horizont ragt der Kirchturm von Oldenbüll auf Nordstrand. Als 1634 zwei Drittel der Inselbewohner in der Sturmflutnacht ertranken, war dies das einzige Gotteshaus, das die Flut überstand. Auf der anderen Seite der Husumer Ausfahrt ducken sich die fünf Wohnhäuser der Hallig Nordstrandischmoor unter dem Frühlingswind. Nach 1825 errichtete der „Klante Hans" an einem seiner wildesten Tage sieben von zehn Häusern und auch die Kirche, deren letzter Pfarrer der „Hallig"dichter Biernatzki war.

Gerade dort soll schon das Seezeichen der alten Kirche von Pellworm aus der Flut. Das war einst eine Kirche, erbaut zur Zeit, als noch die Salzschiffe gen Rungholt fuhren. Dann große Sturmfluten sind über dies Land und seine Inseln gekommen. Bei der ersten versank Rungholt in den Fluten. 7000 Menschen verschwanden am Marcellustag 1362. Kein Toter wurde in der See gefunden, nur die Rungholter Mädchen blieben am Leben. Sie waren in Schiffsfelder und andere altersbraune Erinnerungen aus Sturmnächten in ferner See. Ueber der Tür des Hauses auf Süderoog hängt das Hochzeitsbild der guten Bark „Ulysses", die 1870 auf dem Sand zerschlagen wurde. In goldenen Rähmchen — altersgeschwärzt und zerfressen von harten Friesenhänden — kann man auf Süderoog oder bei der Hooger Fähre in Nordmen der Schiffe nachspüren, die in heißer Sturmnacht auf den Sänden zerschellten.



Auf der Hallig (Atlantic, M.)

Roman von Ralf Lange

Gewitter im März

3. Fortsetzung

„Bitte, nehmen Sie Platz." Der Beamte wies auf eine Bank, die der Tür gegenüber stand. „Es ist ein bißchen eng bei uns, seitdem wir die Sparkasse noch im Hause haben. Wir müssen nämlich sparen." Es klang wie eine Entschuldigung.

Sie setzten sich auf die Bank. Conrad bemerkte, wie der Beamte seinen grauen Schnurrbart mit einem bunten Taschentuch in Form brachte. Es sah irgendwie gemütlich aus, es paßte zu seinem schwäbischen Dialekt, er erinnerte sich nicht, in Berlin jemals einen Schwabe mit einem Schnurrbart gesehen zu haben.

Dann zog der Wachtmeister seinen Uniformrock straff über den Bauch und trat in das Zimmer seines Vorgesetzten.

Christa griff nach Conrads Hand. „Ich habe plötzlich Angst, Herr Regesa. Sie lassen mich nicht allein dahingehen, nicht wahr?" flüsterte sie.

Natürlich nicht. Deshalb dürfen Sie auch keine Angst haben, Fräulein Schultheß. Wer soll uns denn etwas tun?"

„Uns tut sicher niemand etwas. Um mich habe ich auch keine Angst und um Sie auch nicht, aber um Ihn."

„Unsinn. Er ist doch ein ausgewachsener Mensch, der sich wehren kann." Er fühlte, wie sie sich an ihn lehnte.

„Vielleicht — hat — er — doch etwas getan," sagte sie leise und stockend.

Eine Sekunde schloß Conrad die Augen. Er hörte ihren Atem. Die Versuchung, den Arm um sie zu legen, sie an sich zu ziehen und etwas ganz Schlechtes über Schlehwe zu sagen, überfiel ihn mit einer elementaren Gewalt.

Du bist ein Schweinehund, Conrad, sagte er sich und richtete sich steif auf.

„Das dürfen Sie nicht einmal denken, Fräulein Schultheß. Sie haben mir vorher gesagt, daß Sie fest an Graf Schlehwe glauben, daß er der einzige Mensch ist, den Sie haben. Daran müssen Sie unbedingt festhalten. Ich glaube jedenfalls, daß er ein guter Kerl ist, ich traue ihm nichts Böses zu."

Christa legte die Hand über ihre Augen. Ich schäme mich vor Ihnen. Wie konnte ich auch nur eine Sekunde so etwas denken."

Sie schluchzte. Nun legte Conrad doch seinen Arm um sie.

„Nun mal nicht weinen, Kindchen," sagte er in einem übertrieben väterlichen Ton. „Wir wollen doch den Kopf oben behalten. Das hatten wir und doch versprochen."

Christa nickte gehorsam und wischte die Tränen aus den Augen.

Conrad atmete erleichtert auf. Es war doch eine sehr unbehagliche Minute gewesen.

Das Oeffnen der Tür Nr. 7 beendete sie endgültig.

Ein Herr mit rötlichem Haar und rundem rotwangigen Apfelgesicht, dessen linke Seite durch eine lolide Quart vom Ohr bis zum Mundwinkel in zwei Hälften geteilt wurde, sog einen anderen hinter sich her, der sich anscheinend nicht von dem Polizeiinspektor trennen konnte, denn er redete immer noch mit abgewandtem Kopf in das Zimmer.

„Nun kommen Sie schon, Irrigl. Sie haben ja nachher genug Gelegenheit, Ihr Herz zu erleichtern."

„Nachher! Nachher! Dann ist es vielleicht zu spät. Wissen Sie, ob ich nachher noch lebe? Meine Frau hat mir prophezeit . . ."

„Ich weiß, ich weiß, Irrigl. Nun lassen Sie mal Ihre Frau zufrieden und setzen Sie sich hierher."

Conrad erhob sich und wies mit einer höflichen Handbewegung auf die Bank.

Irrigl heißt dieses kleine dürre Männchen, dachte er amüsiert. Der Name macht ihm Spaß, er hatte das komische Gefühl, als wenn er gar nicht anders heißen könne. Auf einem grotesklichen Körper saß ein großer Kopf mit hoher breiter Stirn, über der schütteres Haar wucherte. Von dieser mächtigen Stirn fiel das Gesicht ganz schräg zu einem kleinen spitzen Kinn ab. Die Augen standen wie zwei große schwarze Kugeln hinter einer Nickelbrille mit runden, stark gewölbten, dicken Gläsern.

„Guten Morgen," sagte Irrigl zu Conrad und sah forschend zu ihm auf. Dann faßte er Christa ins Auge, die verwirrt zur Seite rückte und dann aufstand. „Wollen Sie auch dahin?"

„Lassen Sie doch die Herrschaften zufrieden, Irrigl," sagte der Herr mit dem Apfelgesicht, den eine Sekunde Unaufmerksamkeit zu einem ewigen Lächeln verdammt hatte.

Conrad stellte fest, daß er eigentlich traurige Augen hatte, als trüge er schwer an einem heimlichen Kummer.

„Weshalb soll ich den Herrn und die Dame nicht fragen, ob sie in das Zimmer wollen," sagte Irrigl unwillig. Vielleicht haben sie auch etwas mit dem Grafen zu tun."

Christa zuckte und faßte nach Conrads Arm.

„Irrigl, wenn Sie jetzt nicht den Mund halten, stehe ich auf und fahre sofort nach Berlin."

Conrad wußte jetzt, daß vor ihm die beiden Herren saßen, von denen der Wirt gesprochen hatte. Ihre Anwesenheit hing also zweifellos mit Schlehwes Verhaftung zusammen.

„Dann fahren Sie doch," knurrte Irrigl trotzig. „Ich will reden, wenn ich will."

Der Herr mit dem Apfelgesicht richtete sich steif auf und sah mit strengen Augen und lächelndem Munde auf Irrigl.

„Ist das Ihr Ernst?"

„Nein," antwortete Irrigl schnell und sank dann mutlos zusammen.

„Widerspruch muß sein," murmelte er vor sich hin.

„Den Widerspruch überlassen Sie ruhig mir, dafür bin ich Ihr Anwalt."

Das ist also der Rechtsanwalt des Herrn Irrigl, dachte Conrad. Schlehwes Sache stehen wirklich nicht gut zu stehen.

Er wollte sich mit Christa aus dem Bereich der Gegner zurückziehen, damit sie nicht noch mehr hörte und vollkommen kopfscheu wurde.

Da trat der Wachtmeister aus der Tür und rief mit einer überflüssig lauten Stimme: „Fräulein Schulthejß und Herr Regesa."

Er war sich der Wichtigkeit seiner Person bewußt. Er hatte heute seinen großen Tag.

Der Polizeiinspektor Lindemann, ein hagerer Mann, dem die Uniform nicht recht paßte, machte auf Conrad sofort einen hypokritischen Eindruck. Es lag nicht allein daran, daß er das E. K. I trug, sondern mehr an der höflichen, beinahe bescheidenen Art, wie er Christa und ihn wegen der Störung um Entschuldigung bat und von einer Dienstpflicht sprach, die es ihm auferlegte, dem Mörder des Finden des Rechts zu erleichtern, dafür seien Erhebungen über gewisse Begebnisse in seinem Polizeibezirk nötig.

Er war bei ihrem Eintritt aufgestanden und setzte sich erst, nachdem Christa und Conrad vor seinem Schreibtisch Platz genommen hatten.

Eine Weile blätterte er in einem Aktenstück, dann schien er eine bestimmte Stelle gefunden zu haben, er las die eingeschriebene Seite langsam durch.

Conrad sah, daß er beim Lesen die Lippen bewegte und mit dem Zeigefinger bedächtig den Zeilen folgte.

Christa saß aufrecht wie eine gehorsame Schülerin auf ihrem Stuhl und betrachtete ein Bild Hindenburgs, das über dem Kopf des Polizeiinspektors hing. Ihre Lippen waren wieder fest verschlossen, sie nahm sich sichtlich zusammen, aber die Hände in ihrem Schoß zitterten.

Lindemann räusperte sich und sah auf.

„Ich habe Sie hierher gebeten, weil ich von Ihnen Klarheit über einige Zusammenhänge haben möchte, die mir noch recht dunkel erscheinen. Sie wissen wohl, daß Herr Graf Schlehwe auf Grund eines Haftbefehls der Berliner Staatsanwaltschaft verhaftet ist?"

„Wir wissen nur, daß er verhaftet ist, aber nicht weshalb," sagte Conrad ruhig.

„Wo ist er?" fragte Christa heiser und mit großer Mühe. Sie wagte nicht aufzusehen.

„Er befindet sich in Polizeigewahrsam. Fräulein Schulthejß. In einem Zimmer wie dieses hier, nicht in einer Zelle mit Gittern, wie Sie vielleicht fürchten."

Dafür könnte man diesem langen Menschen um den Hals fallen, dachte Conrad, als er sah, wie Christa erleichtert aufatmete.

Lindemann fuhr fort: „Es handelt sich um einen Kreditbetrug, den er an der vor einem Jahr verstorbenen Anna Irrigl, der Frau des Bäckermeisters August Irrigl, wohnhaft in Berlin, begangen haben soll." Er sah wieder in das Aktenstück und begann den Tatbestand, soweit er sich aus dem Protokoll ergab, zu verlesen.

Damals hatte Schlehwe von Frau Anna Irrigl nach und nach eine Summe von 35 000 Mark erhalten, die zu einem Ankauf von Terrain in der Lüneburger Heide unweit der Stadt Celle verwendet werden sollten. Es handelt sich um einige tausend Morgen Land, auf dem Wünschelrutengänger Oelvorkommen festgestellt haben wollten. Das Oel wurde anscheinend nicht gefunden, das Geld war auch nicht mehr da, niemand wollte wissen, wohin es geraten war, die Verkäufer waren verschwunden, und Schlehwe hatte sich auf eine Geschäftsreise ins Ausland begeben.

So konnte der von der begreiflicherweise enttäuschten und sicher sehr wütenden Frau Anna Irrigl gegen ihn erlassene Haftbefehl nicht vollstreckt werden. Kurz darauf starb Frau Irrigl plötzlich an einem Schlaganfall. Es ging aus dem Protokoll nicht hervor, ob die indirekte Ursache ihres plötzlichen Todes eine zu starke Erregung über die mißlungene Transaktion gewesen war. Sie war jedenfalls tot, aber ihr Haftbefehl lebte, er lief über ihren Tod hinaus und erreichte wie ein heimtückisches Geschoß Schlehwe in Uffenried.

So stellte sich Conrad in großen Zügen den Sachverhalt dar. Eigentlich eine gespenstische Sache, dieser Haftbefehl einer Toten, dachte er mit einem etwas unbehaglichen Gefühl. Aber er sah die ganze Angelegenheit nicht sehr tragisch an. Sie ließ eine Menge Deutungen zu.

Lindemann wandte sich nun zu Christa, die dasaß, als ginge sie das alles nichts an. Es hatte auch nichts mit ihrer Liebe zu tun.

„Jetzt muß ich einige Fragen an Sie richten, Fräulein Schulthejß. Wenn Sie glauben, Sie können sie nicht beantworten, dann lassen Sie es lieber. Es ist besser, als die Unwahrheit zu sagen. Darf ich zunächst einmal Ihre Personalien aufnehmen?"

Conrad erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Christa Schulthejß am 7. November 1915 auf dem Gute Schultenhof, Bezirk Hecklin in der Mark Brandenburg, geboren war.

„Sie sind Waise, Fräulein Schulthejß, und von Ihrem siebten Lebensjahr an im Pensionat erzogen worden."

Christa nickte.

„Wie alt sind Sie?"

„Ich bin das nun mit dem Grafen Schlehwe? Er sagte mir, er habe vor einigen Tagen Ihre Bekanntschaft gemacht, und zwar auf dem Schlosse Rothemberg. Sie hätten also mit der ganzen Sache nichts zu tun. Ich glaube das ohne weiteres, aber es wäre ganz gut, wenn Sie mir einmal so in großen Zügen berichten würden, wie Sie sich kennengelernt haben, weshalb Sie mit ihm hierher gefahren sind, statt ins Institut zurückzukehren, und was Ihnen Graf Schlehwe so von sich und seinem Leben erzählt hat, und was er weiter zu tun gedachte.

„Weshalb müssen Sie das wissen, Herr Inspektor? Diese Dinge, die nur mich angehen, haben doch gar nichts mit der Verhaftung Graf Schlehwes zu tun."

Lindemann spielte unschlüssig mit seinem Federhalter. Nach einer Weile sagte er in einem sehr ernsten Ton: „Ich brauche Ihnen darauf keine Antwort zu geben, Fräulein Schulthejß, und ich habe mir eben überlegt, ob ich es tun soll. Ich hätte das Recht. Sie in ein sehr scharfes Verhör zu nehmen und Sie nach Dingen zu fragen, die Sie wahrscheinlich in große Verlegenheit bringen würden. Ich mache von diesem Recht keinen Gebrauch, ich will Sie freiwillig erzählen lassen, weil ich — eine Tochter habe, die genau so alt ist wie Sie. Nehmen Sie an, ich möchte aus menschlichem Interesse an Ihrem Schicksal wissen, was zwischen Ihnen und Schlehwe geschehen ist, weil ich Sie eventuell vor einem Unglück bewahren will. Außerdem — und damit beantworte ich Ihre vorige Frage — muß ich aus dienstlichen Gründen einem Verdacht nachgehen, der hier vor wenigen Minuten zu Protokoll gegeben worden ist. Von diesem Verdacht können Sie vielleicht durch eine wahrheitsgemäße Erzählung den Grafen reinigen."

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Unrecht getan habe", sagte Christa, beschämt von der Güte des alten grauhaarigen Mannes. „Ich kann nichts erzählen, Herr Inspektor. Fragen Sie mich lieber, ich werde alles erzählen, was ich weiß."

„Wenn es Ihnen lieber ist, werde ich fragen." Er blätterte in dem Protokoll und legte sich den Bogen, der bereits Christas Personalien enthielt, für die weitere Vernehmung zurecht.

„Es ist wohl besser, ich gehe solange hinaus. Es ist Fräulein Schulthejß vielleicht peinlich, vor mir von Dingen zu sprechen, die nur sie und Graf Schlehwe angehen", sagte Conrad verlegen und erhob sich. Er wollte nicht hören, was Christa jetzt erzählen würde.

Doch Christa faßte nach seiner Hand und sah zu ihm mit großen angstvollen Augen auf. „Bitte, bleiben Sie. Sie haben mir versprochen, mich nicht allein zu lassen." Sie wandte sich heftig zu Lindemann. „Nicht wahr, Herr Inspektor, Herr Regesa kann hierbleiben? Sagen Sie ihm doch bitte, daß er hierbleibt."

Ueber das pergamentfarbene Gesicht Lindemanns huschte ein Lächeln, das eine leise Hoffnung andeutete. „Herr Regesa muß sogar hierbleiben. Ich lege auf seine Anwesenheit größten Wert, da er mir über einige Dinge Auskunft geben muß, die Sie wahrscheinlich nicht wissen."

„Sehen Sie, Herr Regesa, der Herr Inspektor braucht Sie."

Gehorsam setzte Conrad sich wieder neben Christa. Er sah auf die groben Holzdielen und entdeckte vor seinem Stuhl eine ausgetretene Stelle.

Ob die von den unruhigen Füßen der vielen unglücklichen Menschen kommt, die hier schon gesessen haben, dachte er und kam sich wie ein Opfer vor. Vor dem Fenster begannen zwei Sperlinge ein lautes Geschwätz, ein Sonnenfleck fiel auf die Einbuchtung der Diele und nahm ihr die Schatten; in dem eisernen Ofen prasselte feuchtes Holz.

„Es ist hier verdammt warm", dachte Conrad plötzlich, zog seine Lederjacke aus und hängte sie über die Stuhllehne. Er hatte eine ganz besondere Art, sein inneres Gleichgewicht wieder herzustellen. Er schlug die Beine mit den hohen braunen Schnürstiefeln übereinander und steckte die Hände in die Taschen seiner Breeches. Es waren Vorbereitungen wie zu einer gemütlichen Unterhaltung.

„Sie dürfen sogar rauchen", meinte Lindemann mit einem kurzen freundlichen Blick. Aber das brachte Conrad doch nicht fertig.

„Ich werde also auf Ihren Wunsch fragen, Fräulein Schulthejß. Beginnen wir damit, das Bild von Anfang an ganz klar wird, mit dem Tage, an dem Sie Graf Schlehwe kennenlernten. Ich sehe hier in seiner Aussage, daß Sie von Sacré Coeur die Erlaubnis bekommen hatten, Ihre schwerkranke Freundin

Juni

Nun blüht und duftet es aus allen Gärten.
Der Frühling ging — schon naht die Sonnenwende
der Himmel schleudert seine Flammenbrände,
und es will garnicht mehr ganz dunkel werden.

Die Menschen sinnen lange Zeit im Freien.
Und auch wer müde ist und schlafen möchte,
verliert sich an den Zauber dieser Nächte,
die ihn mit ihrem Leben Atem weihen.

Die Luft ist voll von Liedern und von Tränen.
Es schmiegt hinweg des Herzens harte Hülle,
und alle sind der feierlichen, großen Stille
erblüht ein großes, längst vergessnes Sehnen.

Man möchte diese schönen Stunden halten,
die doch so rasch verwehen und vergehen.
Man glaubt, der Erde selbst ins Herz zu fühlen,
und sieht sich staunend seine Hände kalten.

Man ist halb traurig und man ist halb froh.
Man denkt: wenn es doch ewig alle bliebe.
Man denkt an eine längst gestorbne Liebe
und an die Jugend, die so rasch entfloh . . .

Axel Rasmussen

Ursula von Rothemberg zu besuchen. Auf vierzehn Tage war dieser Besuch-Urlaub bemessen, nicht wahr?"

„Ja. Zwei Tage vor Ablauf meines Urlaubs konnte meine Freundin das Bett verlassen, sie sollte dann zur Erholung noch weiter vierzehn Tage zu Hause bleiben."

„Am Tage vor Ihrer beabsichtigten Abreise traf Graf Schlehwe mit seinem Wagen ein. Er war im Süden gewesen und kam direkt von Monte Carlo. Er wollte seinem Onkel einmal guten Tag sagen. Stimmt das?"

Christa zögerte eine Sekunde. Dann sagte sie leise: „Ich glaube, das war nicht der einzige Grund. Er hat mir später gestanden, daß er sich von seinem Onkel Geld leihen wollte. Er sprach von einer Devisensperre,

durch die er in Verlegenheit gekommen war; aber das habe ich nicht verstanden."

Lindemann nickte und schrieb ein paar Zeilen auf den neuen Bogen. „Das ist sehr wesentlich", meinte er dann und blätterte in dem Protokoll. „Graf Schlehwe hat hier ausgesagt, daß Sie miteinander gut befreundet seien." Er sah Christa mit einem forschenden Blick an. „Das scheint mir nicht ganz glaubwürdig. Nach meinem Gefühl lösen Sie jetzt nicht hier vor mir, sondern wären lange im Sacré Coeur, wenn Sie nur mit einander befreundet wären. Ich bin nur ein nüchterner alter Beamter, und Sie können mir mit Recht vorwerfen, daß so ein Mann von solchen Dingen nichts versteht, vielleicht fragen wir einmal Herrn Regesa, wie er darüber denkt."

„Ich verstehe davon noch viel weniger", wehrte Conrad sofort ab, und er tat entsetzt über diese Zumutung. Er streifte Christa mit einem kurzen Blick, um festzustellen, ob er richtig gehandelt habe.

Christa bemerkte diesen Blick nicht, sie sah Lindemann eine Weile unentschlossen an, dann sagte sie: „Sie haben recht, Herr Inspektor. Wir sind nicht miteinander befreundet, wir lieben uns, wir gehören zusammen."

„So habe ich mir das auch gedacht, Fräulein Schultheß." Lindemann war sichtlich befriedigt über diesen ersten Erfolg.

Conrad spürte eine merkwürdige Unruhe in sich, er steckte sich nun doch eine Zigarette an.

Dieser Lindemann ist ein ganz schlauer Bursche, dachte er und betrachtete ihn mit zugekniffenen Augen.

Ihm kam diese undienstliche, private Art, wie er Christa hinter ihrer Verschlossenheit hervorlockte, mit einem Male gefährlich und hinterhältig vor. Es war doch ganz gut, daß er nicht hinausgegangen war. Er würde von jetzt an sowohl ihn als auch Christa scharf im Auge behalten und eingreifen, wenn er es für notwendig hielt. Liebe und Mann wird hier nicht gespielt, Herr!

Diese innere Umstellung teilte sich seinem Gesicht so deutlich mit, daß sie dem Inspektor nicht entgehen konnte. Er wußte sie auch richtig zu deuten. Unzählige Menschen hatten im Laufe seiner Dienstjahre ihm gegenüber gesessen, die wenigsten hatten ein so offenes klares Gesicht gehabt wie dieser blonde Mensch dort. Drohung und Mißtrauen stand darin. Obwohl ihm dieser Vorgang nichts Neues war, kränkte er ihn gerade in diesem Falle, weil er nicht nur beruflich interessiert war, sondern weil von Anfang an der Vater in ihm dieses Mädchen verstehen wollte, das seiner Tochter glich. Konnte ihr nicht auch einmal etwas Aehnliches im Leben begegnen? Was wußte ein Vater von den verborgenen Dingen einer Kinderseele? Er hätte Regesa mit einem einzigen Wort über die ihm sonderbar erscheinende Art seiner Erhebung aufklären können, aber er durfte noch nicht sprechen, er mußte sich selbst erst ganz klar über die Zusammenhänge sein.

Lindemann war in diesem Augenblick nicht mit seinem Beruf zufrieden. Er seufzte und mußte sich erst wieder zu einer freundlichen Art zwingen.

„Sie sagten eben, Fräulein Schultheß, daß Sie zusammengehörten. Zu dieser Ueberzeugung sind Sie also in den zwei Tagen gekommen." Er schwieg und sah auf seine magere gelbe Hand. Er fühlte Conrads drohenden Blick auf sich ruhen, er kam sich jetzt selbst neugierig und indiskret vor.

„Es mag Ihnen merkwürdig erscheinen", hörte er Christas ruhige und ernste Stimme, „wenn zwei Menschen, die sich erst einen Tag kennen, plötzlich zu der festen Ueberzeugung kommen, daß sie zusammengehören. Vielleicht wird es Ihnen begreiflich, wenn ich Ihnen sage, daß mir Graf Schlehwe das Leben gerettet hat."

„Ach!" hatte Lindemann überrascht und hob sofort interessiert den Kopf. „Das ist natürlich eine Erklärung. Wie ging denn das zu?"

„In der Nacht vor meiner Abreise brach im Schloß Feuer aus, und zwar in den Wirtschaftsgebäuden. Das Zimmer, in dem ich schlief, lag in dem Flügel, der an diese Gebäude grenzt. Ich wurde plötzlich von irgend etwas wach. Als ich die Augen aufschlug, sah ich Flammen und Rauch. Brennendes Holz knisterte und knackte. Davon war ich wohl munter geworden. Ich sprang aus dem Bett und wollte auf den Korridor laufen. Aber da waren Flammen, und durch die geöffnete Tür wälzte sich eine graue schwarze Wolke über mich. Ich wollte zum Fenster stürzen, aber ich kam nicht mehr bis dort hin. Es drehte sich alles um mich, ich versuchte Luft zu holen, es ging aber nicht, es war zu schwerhaft. Ich sank an meinem Bett zu Boden und glaubte, ich müßte nun sterben. Ich erinnere mich dunkel, daß ich dann die Hände gefaltet habe, um zu beten. Da rief jemand Christa. Er rief zwei- oder dreimal. Es war eine heisere keuchende Stimme, die plötzlich in einem furchtbaren Husten erstickte. Ich wollte meinen Kopf zur Tür wenden, da ging das Licht aus. Es ist zu spät, dachte ich, und vielleicht hat auch niemand gerufen. Doch da wurde ich hochgerissen, zwei Arme schlangen ein nasses Laken um mich und trugen mich durch die Flammen und den beißenden Rauch. Es war ein gefährlicher und langer Weg bis zum Treppenhaus, das auch bereits verqualmt war."

Sie hielt einen Augenblick inne und holte Atem.

„Der Mann, der mich trug", fuhr sie fort, „blieb hier stehen und lehnte sich an die Wand. Ich fühlte, wie er zitterte, wie er alle seine Kräfte zusammenriß, um nicht zu taumeln, um nicht mit mir zu fallen.

Am Brunnen vor dem Tore . . .
(Deike M.)

Frische Nachtluft strich die Treppe hinauf und vertrieb den Qualm. Ich schlug das Laken zurück. Ein fahler Schein kam durch das Treppenhaus. Da erkannte ich Graf Schlehwe. Sein Gesicht war dicht vor mir, ich spürte seinen Atem. Ich war zunächst dankbar, daß ich lebte. Aber dann erschrak ich wieder vor seinen Augen." Sie brach ab, sah auf ihre Finger, die sie auf eine möglichst komplizierte Weise ineinander zu verstricken suchte, und sagte leise zu Conrad: „Sie dürfen mich nicht immer ansehen, Herr Regesa, ich kann sonst nicht weitererzählen."

Conrad murmelte eine Entschuldigung. Dann stemmte er die Arme auf seine Knie und stützte seinen Kopf in die Hände. Er fühlte in den Handflächen, daß sein Gesicht glühend heiß war.

„Und weshalb erschraken Sie?" erinnerte sie Lindemann an ihre letzten Worte.

„Ja, dazu muß ich wohl bemerken, daß mich der Graf vom ersten Augenblick an lu niedergeschlagen anlah, weil ich diesen Blick nicht ertragen konnte. Er kannte mich wie Feuer, und zugleich war in mir ein ganz unerklärliches Gefühl, wie ich es noch nie gekannt hatte. Es ist schwer zu sagen, wie dieses Gefühl war. Es war wie Angst, wie wie Angst vor einem dunklen Wald, durch den man gehen muß, dann aber war es größer, es war wie Erwartung vor etwas Wunderbarem, nach dem man sich gesehnt hatte, ohne zu wissen, was es war. Ich hatte Angst vor dem dunklen Wald, aber ich sehnte mich doch danach, in ihn hineinzustürzen, obwohl er drohend und gefährlich war, weil ich in ihm das Wunderbare erwartete. Verstehen Sie das, Herr Inspektor?"

„Ich glaube wohl", sagte Lindemann leise, und dachte an seine Tochter. So würde das also sein, wenn einmal ein Mann in ihr Leben trat.

„Als ich nun in dem Treppenhaus seine Augen so dicht vor mir sah, da war plötzlich wieder die Angst da. Aber dann — dann kam gleich das Wunderbare. Er küßte mich ganz leise auf den Mund und sagte: jetzt gehörst du mir, Christa. Daß ich plötzlich jemandem gehören sollte, wie meine Mitschwestern ihrer Mutter und ihrem Vater gehören, daß ich mit einemmal nicht mehr einsam auf der Welt war, dieses Gefühl war für mich wie ein Geschenk, es war etwas Heiliges."

Sie schwieg. Es war ganz still in dem nüchternen Dienstraum, nur die Uhr tickte hastig und herzlos.

Dann flog eine von der frühen Märzsonne erweckte Fliege taumelnd und mit schüchternem Summen um Conrads Kopf und stürzte sich nach einigen Kreisen wieder in den Sonnenstrahl, der nun von der abgenutzten Stelle der Diele zu dem Protokoll- und Aktenstoß gewandert war. Dort ließ sie sich nieder, badete in der Wärme und putzte ihre Flügel.

Conrads Augen waren ihr gefolgt. Er betrachtete sie eine Weile und dachte abwesend: sie treibt Gymnastik. Es war ein sinnloser Gedanke, aber er lenkte ihn von dem verqualmten Treppenhaus ab, in dem sich so etwas wie ein unfaßbares Wunder vollzogen hatte. Sein Denken klammerte sich plötzlich an dieses winzige Tier dort, er war dankbar, daß es gerade jetzt dort saß.

„Das war eine mutige Tat", sagte Lindemann in die Stille. Auch sein Blick ruhte nachdenklich auf der Fliege vor ihm, sie war eigentlich genau so klein und so wehrlos wie das junge Mädchen, wie alle jungen Mädchen, wenn sie sich plötzlich aus einer Obhut loslreißen und in das große, weite und gefährliche Leben fliegen.

„Ja, ja, ein tapferer Kerl, der Graf", fuhr Conrad sofort aus seiner Versunkenheit auf. Es folle eine Anerkennung sein, denn Männer, die mutig und tapfer waren, gefielen ihm unbesehen. Aber der Ton, in dem er es sagte, war ein wenig mißlungen, es klang wie ein Seufzer.

Christa freute sich, daß die beiden Männer Lutz einen tapferen und mutigen Mann nannten, aber sie wunderte sich zugleich ein wenig darüber, daß keiner von ihnen von dem Wunder sprach. Männer konnten so etwas wohl nicht ganz verstehen.

„Ich habe hier niedergeschrieben, daß Graf Schlehwe Sie unter eigener Lebensgefahr aus einem brennenden Zimmer gerettet hat, Fräulein Schultheß." Lindemann sah sie fragend an. Christa nickte auf. „Es wird für die Beurteilung des Grafen sehr günstig sein. — Hatten Sie nun auch in jenem Augenblick den Entschluß gefaßt, nicht wieder ins Institut zurückzukehren?"

„Nein", sagte Christa mit einem mühsamen Lächeln, „wenn ich auch gedacht habe, daß ich zu ihm gehöre, so habe ich damit nicht gemeint, daß ich nun auch bei ihm bleibe. Ich habe vielmehr, als ich später in einem anderen Gastzimmer im Bett lag, über das Geschehene nachgedacht, und da wurde mir bewußt, daß das eigentlich ein Abschied gewesen war, ein Abschied, wie ich ihn sabraus und jahrein bei meinen Mitpensionärinnen aus der Ferne erlebt hatte. Ich hatte endlich einen Menschen gefunden, zu dem ich gehörte, und ich hatte in der gleichen Sekunde von ihm Abschied genommen."

„Es ist aber nun kein Abschied gewesen", warf Lindemann freundlich ein.

„Nein. Es kam alles anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich stand am Morgen früh auf, weil ich um elf Uhr mit dem Wagen zur Bahn fahren mußte. Ich hatte mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß wir uns vor Ursula und dem Vater und dem Kutscher die Hand geben und uns noch einmal genau ansehen würden, damit wir uns einander recht lange in Erinnerung behielten. Aber als ich in die unteren Räume kam, hörte ich von einem Mädchen, daß Ursulas Vater, der Freiherr von Rothemberg, verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis der Kreisstadt gebracht sei. Graf Schlehwe war noch dort hingefahren, weil er vermutlich werden sollte. Ich verstehe nichts von Gerichtsdingen, ich hörte aus den Gesprächen, daß man Ursulas Vater der Brandstiftung verdächtigte, das Gut sei überschuldet gewesen, und am Tage vorher sei ein Zwangsverwalter eingesetzt worden."

„Wurde etwas von Versicherung gesagt?"

„Ja, das auch. Die Gebäude seien hoch versichert gewesen, aber es wurde immer wieder gesagt, daß bereits der Vater des Freiherrn die Versicherung aufgenommen hätte. Das mußte wohl von Bedeutung sein. Uebrigens waren alle von der Unschuld des Freiherrn überzeugt. Niemand, der ihn kennt, wird ihm etwas Schlechtes zutrauen. Graf Schlehwe sagte, er sei einer der letzten wirklichen Edelmänner."

„Ja, ja, die Not, die furchtbare Not", murmelte Lindemann fast unverständlich.

„Es war ein trauriger Abschied", fuhr Christa fort, „ich konnte meiner Freundin nur flüchtig die Hand drücken, sie hatte keine Zeit, alles lastete plötzlich auf ihren Schultern. Sie war sehr gefaßt und tapfer, ich glaube, sie war eine Frau geworden. Als ich in der Bahn saß, überfiel mich doch Trauer, daß ich Lutz nicht mehr gesehen hatte, aber mein Verstand sagte mir, es müsse wohl so sein. Ich schlief denn vor Uebermüdung. Auf einer kleinen Station schrak ich plötzlich auf, Lutz stand vor mir." — Es fiel niemand auf, daß sie Lutz sagte, es war selbstverständlich. „Ich glaubte wirklich zu träumen. Alles war so unwirklich, wie er den Koffer aus dem Gepäcknetz nahm, mich an die Hand faßte und mit sanfter Gewalt aus dem Abteil zog. Erst als ich neben ihm in seinem Wagen saß, und der frische Wind der Fahrt in mein Gesicht schlug, hörte der Traumzustand auf. Lutz war nach seiner Vernehmung sofort zu der kleinen Station gefahren, er hatte sich irgendwo nach der Ankunft des Zuges erkundigt."

„Wie hieß die Station?"

„Das weiß ich wirklich nicht mehr, Herr Inspektor. — Lutz sagte dann, daß er nicht ohne Abschied von mir hätte gehen können, daß heute der erste schöne Frühlingstag wäre, den wir unbedingt zusammen verleben müßten, er brächte mich rechtzeitig zu der Station, wo ich den D-Zug erreichen würde. Wir hätten etwa fünf Stunden Zeit für uns. — Ich nahm diese fünf Stunden wie ein unerwartetes Geschenk hin."

„Er sagte also nichts davon, daß Sie bei ihm bleiben sollten?"

Christa schüttelte den Kopf. „Es war eine herrliche Fahrt. Es war das Schönste, was ich in meinem Leben erlebt habe. Vielleicht werde ich nie wieder etwas so Schönes erleben."

Conrad, der bisher still zugehört hatte, räusperte sich plötzlich, als wollte er damit andeuten, daß er auch noch da sei. Wie konnte ein junger Mensch, der noch nichts vom Leben wußte, ein Erlebnis als etwas Einmaliges und Nichtwiederkehrendes hinstellen!

„Am Spätnachmittag", fuhr Christa nach einer kurzen versonnenen Pause fort, „hielt das Auto plötzlich stehen."

„Aha", entfuhr es Lindemann wider seinen Willen.

Christa entging die Bedeutung dieses Ausrufs. „Lutz untersuchte den Motor von allen Seiten, er kroch sogar unter den Wagen, aber es war nicht wieder in Gang zu bringen. Lutz war ratlos, er konnte sich das nicht erklären."

„Das gibt es ja gar nicht", fuhr entrüstet der Fachmann Conrad auf. „Ein Motor ist doch kein Buch mit sieben Siegeln. Wahrscheinlich war das Benzin alle, dann muß man natürlich tanken. Das muß man allerdings rechtzeitig tun."

„Sie als Flieger verstehen natürlich mehr von Motoren als Lutz", sagte Christa lächelnd. „Ich bin fest davon überzeugt, daß Sie sofort gewußt hätten, was mit dem Motor los war. Aber Lutz ist eben kein Flieger. Er mußte zum nächsten Dorf gehen, um ein Gespann aufzutreiben, das den Wagen holte. Ich kam er mit einem Bauern mit zwei Pferden zurück. Als wir endlich mit dem Wagen im Dorf anlangten, war es so spät geworden, daß ich den Zug nicht mehr erreichen konnte."

„Wie hieß das Dorf?" fragte Lindemann.

„Es war Lindenberg. In dem Gasthof zum Goldenen Schlüssel', der einem Herrn Stolle gehörte, ist Lutz abgestiegen, und ich auch. Es zeigte sich aber, daß es nicht möglich war, ein Zimmer zu bekommen. Es waren dort Offiziere der Regierung von Malanuska einquartiert, und die hatten alle Zimmer belegt. Es blieb uns nichts anderes übrig."

„Aber es gibt doch in Lindenberg Autos. Hat sich Graf Schlehwe nicht darum bemüht?" sagte Lindemann.

„Nein, das hat er allerdings nicht getan", sagte Christa kleinlaut. „Aber es hätte auch keinen Zweck gehabt, denn Lutz hatte —" sie zögerte einen Augenblick — „er hatte nur noch zwanzig Mark, da doch der Onkel ihm nichts geben konnte."

Conrad erhob sich plötzlich. Er konnte nicht mehr sitzen. Er hatte das dunkle Gefühl, als ob hier etwas nicht stimmte. Wenn er an Schlehwes Stelle gewesen wäre, hätte er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um einen Wagen aufzutreiben, er hätte weiß Gott einen Zug angehalten — Christa wäre unter allen Umständen pünktlich im Sacré Coeur gewesen. Aber das konnte man ja nicht sagen.

„Weshalb stehen Sie eigentlich auf, Herr Regesa?" fragte Christa verwundert.

„Weil mir die Beine einschlafen". Conrad setzte sich wieder.

Lindemann hörte auf zu schreiben und meinte, „daß sich Graf Schlehwe doch um seine Fahrerlaubnis hätte kümmern können, auch wenn er kein Geld hatte. Oder konnte wenigstens mit dem Sacré Coeur telephonieren." (Fortsetzung folgt)

Matanuska

Alaska, ein amerikanisches Zukunftsland

Siedler und Goldgräber im hohen Norden. — Wo sich „die Füchse Gutenacht sagen".

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat sich vor einiger Zeit zu einem interessanten Experiment entschlossen. Um dem Bevölkerungsschwund in Alaska entgegenzuwirken und vor allem auch, um der katastrophalen Arbeitslosigkeit in den Staaten abzuhelfen, wird die Einwanderung nach Alaska gefördert. Hier harren noch riesige Gebiete der Urbarmachung, und besonders das Gebiet von Matanuska an der pazifischen Küste verspricht eine aussichtsreiche Zukunft.

Das waren noch Zeiten, schwärmen die älteren Siedler am Yukon und die an der Nordwestküste Alaskas — als sich der Pelzhandel noch lohnte und die Flüsse in Booten herunterkam, so daß jeder anständige Fänger sein Dutzend am Tage ohne große Mühe bergen konnte. Aber ach, jetzt haben sich die Füchse Gutenacht gesagt. Die wilden Pelztiere haben sich scheu abgewandt, und wer einen Fuchspelz haben will, muß ihn sich aus den Zuchtfarmen holen. Das waren noch Zeiten für Alaska, als sich in Nome und an dem großen Goldfluß ein Strom von Goldsuchern in das Land ergoß. Das Geld lag zwar nicht auf der Straße; aber man fand es leicht auf den Goldfeldern. Und wer zu sparen verstand, konnte nach einem Jahr als reicher Mann abziehen.

Aber die meisten konnten nicht sparen. Sie gaben sich dem wilden, zügellosen Leben hin, bis der Goldrausch mit sich bringt. Lebensmittel wurden in den entlegenen Gegenden fast unbezahlbar, und man mußte Mehl und Brot und Fleisch gegen Goldstaub eintauschen. Bettler wurden Millionäre und spielten so wild, daß es oft nach durchwachter Nacht nur noch den Bekleidetab ihr Eigen nannten. Damals zogen tausende von Menschen schwerbeladen mit Sack und Pack viele hundert Kilometer weit in den Norden hinauf, dorthin, wo, wie man im Sonde erzählt, ein Baum vier Jahrhunderte gebraucht, um die Stärke eines menschlichen Handgelenks zu erreichen. Im Sommer konnte man die Flüsse benutzen; im Winter mußten die Hunde faulenzen herhalten. Es ging durch unbekannte Gebiete, wo es weder Weg noch Steg gab, wo hunderte Liegen blieben, erfroren und verhungert. Nun in diesen Gegenden wird auch heute noch nach Gold gegraben, und wenn die Ausbeute auch stark zurückgegangen ist, so finden sich immer noch genügend, die alles aufs Spiel setzen, um reich zu werden. Das Fieber dieser Goldsucher zu verhindern ist aber nicht die Aufgabe der Regierung in Washington. Man beschränkt sich vielmehr, Alaska vom Süden, wo die pazifischen Küste hier zu erschließen; dann hat das Land drei klimatische Zonen: den polaren Gürtel mit wilden Seelkima, einen subarktischen mit sehr kurzen heißen, trockenen Sommern und langen strengen Wintern und einen kleinen arktischen Streifen im Norden.

★

Das Tal von Matanuska, das als Siedlungsgebiet hier in Frage kommt, liegt nun in dem gemäßigten pazifischen Gürtel. Das Klima ist angenehm und selbst im Winter mild, dagegen sind die Sommer kühler als es sonst in den mittelwestlichen Gebieten der Fall ist. An diesen Flüssen sind hier bereits landwirtschaftliche Versuchsstationen errichtet, denn das Klima ist besonders Flußtälern, auf die der Anbau mehr oder weniger beschränkt bleibt. Aber aus den nördlichen Staaten in dieses Gebiet Alaskas kommt, vermag sehr gut zu leben und zu arbeiten, und es kommen diese, wenn auch nicht ganz freiwillig. Die Zahl der Arbeitslosen hat in den Staaten von Jahr zu Jahr zugenommen. Selbst in den großen Farmerstaaten konnte die Landwirtschaft nicht mehr alle ernähren.

Ein Heer von Arbeitslosen zog in die Städte, wo sie ihnen auch nicht besser ging und mußte sich schließlich mit den Arbeitslagern begnügen, die die Regierung hier und da eingerichtet hatte. Nächste Aufgabe der Regierung ist es jetzt hier, diese Arbeitslager nach und nach aufzulösen und ihre Insassen einer produktiven Tätigkeit zuzuführen. Diesem Zweck dient der Plan, die Einwanderung in Alaska zu fördern. Gewisse dieser Art wurden schon früher unternommen. Es zeigte sich aber, daß es nicht immer die geeignetsten Menschen waren, die in Alaska eine Tätigkeit und ein Lebensziel suchten. Jetzt werden alle Einwanderer, wenn sie auf Kosten der Regierung nach Alaska gehen, einer sorgfältigen Beobachtung unterzogen, vor allem ob sie körperlich in der Lage sind den Anforderungen zu genügen und weiter ob ihre moralischen Eigenschaften kein Hindernis bieten.

Die so auf Herz und Nieren geprüften Einwanderer werden vollkommen ausgerüstet. Sie erhalten sich auf einige Jahre verpflichten, werden in dieser Zeit mit Lebensmitteln versorgt. Kurz mit allem was sie brauchen, um in Amerikas nördlichem Gebiet ein neues Leben zu beginnen. Die ersten Siedlertransporte sind bereits vor Monaten an Ort und Stelle im Matanuskatal. Sie gelten gewissermaßen als Quartiermacher für den größeren Strom, der ihnen folgen wird, sobald das Gebiet abgesteckt und die Vorarbeiten eingeleitet sind. Mächtige Zeltstädte erheben sich hier und erwarten ihre zukünftigen Bewohner, die die Wirtschaftsnot von ihrer heimatlichen Scholle in den Weststaaten vertrieben hat. In den ersten Wochen werden die Siedler mit den Zelten vorlieb nehmen müssen; sofort aber wird mit dem Bau kleiner Blockhäuser aus Holz begonnen werden. Das Gebiet wird jede Familie für eigenes Heim erhalten neben Gemeinschaftsbäckereien, die die Verpflegung und der Arbeit dienen sollen. Je nach der Größe der Familie wird Land zur Verfügung gestellt; aber auch das Problem des planlosen Draufloswirtschaftens will man vermeiden, deshalb wird der in der Heimat begonnene landwirtschaftliche Unterricht in bezug auf die neuen klimatischen Verhältnisse fortgesetzt. Es wächst hier so ziemlich alles: Tannenwälder an der Küste stehen den deutschen Wäldern ähnlich. Der Waldboden ist mit Beerenobst, Farnen und Pilzen bedeckt. Es gibt reichliches Unterholz und auch sommergrüne Laubbäume, besonders weiter im Osten, wo sämtliche Getreidearten außer Mais auch Trauben und Pfirsiche zur Reife gedeihen.

Nach den ersten Jahren muß der neue Farmer mit der Abzahlung beginnen; aber da weiter im Norden von Alaska fast alle Lebensmittel eingeführt werden müssen, ist der Absatz der Feldfrüchten gesichert. Man hofft zuversichtlich auf das Gelingen dieses Kolonisationsversuches dieser tapferen Pioniere, und zweifelnden bricht einer auf, um weiter nach dem Norden in die Einöde zu ziehen, wo das Gold von Nome noch immer lockt.

Mit ‚Osas Arche' in die Tierwelt Afrikas

Die Flugexpedition des Forscherpaares Martin und Osa Johnson

Das bekannte amerikanische Forscherehepaar Martin und Osa Johnson hat vor kurzem seine jüngste Forschungsreise in das Innere Afrikas beendet. Ihre Erlebnisse und Arbeiten auf dieser Reise sind in dem bereits durch den gleichnamigen Film gewordenen Buche „Bavuna" von Martin Johnson in der anschaulichsten Weise geschildert („Bavuna. 100 000 Kilometer in den Dschungeln". Mit 102 Abbildungen und einer Karte. Broschiert 6 RM. gebunden 7 RM. Verlag Brockhaus, Leipzig). Aber während die vorausgegangenen Expeditionen zuerst mit Trägerkolonnen, dann mit Autos unternommen wurden und den Forschern reiche Ergebnisse erbrachten, sagt Johnson von der jüngsten Reise, sie sei „die wundervollste, abenteuerlichste Forscher-Fahrt" ihres Lebens gewesen. Die Besonderheit dieser Fahrt bestand nämlich darin, daß sie zwei riesige Wasserlandflugzeuge mitnahmen, die zur schnellen Beförderung der Expeditionsmitglieder und ihrer Ausrüstung dienten. Eine Maschine, einen großen Zehnsitzer, tauften sie „Osas Arche" und ließen sie mit Lebensmitteln bemalen, während ihr Fünfsitzer den Namen „Geist Afrikas" führte und wie eine Giraffe angestrichen war, um die Tiere der Steppe durch dieses ihnen wohlbekannte Aeußere zu beruhigen.

Vorbereitungen und Anfahrt

Der Flug der Expedition ging zunächst von Kapstadt in Südafrika bis Nairobi in der britischen Kolonie Kenia (Ostafrika). Er war sehr anstrengend, denn das Land, durch das die Flugstrecke führte, ist zerklüftet und gebirgig. Im Südosten erreichen die Berge eine Höhe von 2000 und 3600 Meter, unregelmäßige Täler gerschneiden sie in allen Richtungen, und häufig liegt dicker Nebel über ihnen. Also ein gefahrvolles Gelände für den Flieger. Einmal waserten die Maschinen auf einem weltabgelegenen See, an den sich ein englischer Oberst und seine Frau ein Märchenschloß erbaut hatten, das selbst in Europa kaum seinesgleichen finden dürfte. Nach ihrem Eintreffen in Nairobi dauerte es noch zwei Monate, bis die Forscherpaar in das eigentliche Expeditionsgebiet aufbrechen konnte. Es gab hunderterlei zu erledigen; eine Klugezahalle mußte gebaut, Bildkammern mußten eingerigt, Pläne ausgearbeitet, Vorräte verteilt, Benzinlager eingerichtet werden. Mehrere Autos mit einer Hilfsexpedition brachen zu Land auf, um einen geeigneten Landeplatz für die Flugzeuge zu erkunden oder an einer vorher vereinbarten Stelle eigens anzulegen. Erst als schätzungsweise angenommen werden konnte, daß die Autos nach mühsamer Fahrt den ausgewählten Ort erreicht und die Vorbereitungen für die Landung getroffen hatten, konnten auch Martin und Osa Johnson mit dem Flugzeug ihre Fahrt in das ausgewählte Forschungsgebiet beginnen. Dröhnend stiegen die Maschinen zu einem der herrlichsten Abenteuer auf, die sich ein Tier- und Naturfreund überhaupt vorstellen kann. Riesige Wildherden kauchen unter den Piloten auf. Weithin bedecken Steinkolonien der durch das Gedröhn der Motoren aufgeschreckten und flüchtenden Herden die Steppe. Hunderte von großen Herden, die Tausende von Tieren zählten, bevölkerten das Land. Selbst die Forscher waren erstaunt über diesen Wildreichtum, der sich ihnen von den Fenstern der Flugzeuge aus offenbarte.

Unter Löwen, Leoparden und Nashörnern

Vom Standort der Expedition aus wurden nun häufig Entdeckungsflüge unternommen. Dabei gerieten sie nach der Landung, daß Löwen und Leoparden Angriffe auf die sich schleunigst in den Kabinen verkriechenden Insassen machten. Nicht minder wichtig für diese „technische" Expedition waren die Ansammlungen, mit denen Osa und Martin täglich zu „ihren" Löwen, Nashörnern und Büffeln ruhten. Sobald man am Ziel angelangt war, wurden die Tonfilmgeräte in Stellung gebracht und Bilder gedreht, deren Ursprünglichkeitsreiz auch den im Buche „Bavuna" wiedergegebenen Proben anhaftet. Die Johnsons machten es sich wahrhaftig auch nicht leicht. Durch eine Taktik unendlicher Geduld erreichten sie, daß sich das Wild allmählich an ihre Anwesenheit gewöhnte. Bis auf manches Großwild natürlich, das auch immer lautlich blieb. Sehr häufig war dies der Anlaß zu Begegnungen mit Nashörnern, dem (nach Johnson) cholerristischsten Tiere der Welt. Allerdings forderte das impulsivgierige Ebenaar die Wut dieser Kolosse nicht selten heraus. Martin und Osa meinten, daß ein Nashornangriff ausnahmslos — Bluff sei, daß das Tier jedesmal, wenn es dem Gegner bis auf wenige Meter nahegerückt sei, sich seitwärts in die Büsche schlagen werde. Was auch mitunter unangenehmen Zwischenfällen, der Bewois dieser Behauptung endlich scheinbar gelang, ist ergötzlich und aufregend zugleich zu lesen. Nicht minder humoristisch erscheint dem Leser des Buches, wenn nächtlicherweise ein Elefant das Dach der Johnsonschen Urwaldbehausung abstreift, so daß Land und Zweige auf die Schläfer niederprasseln, wenn Osa einen zudringlichen „König der Tiere" durch einen wohlgezielten und wohltreffenden Wurf mit einem Boppkasten mit Zwiebackmehl und eine trefflich geschleuderte Bratpfanne zu verscheuchen sucht (die Johnsons schießen bekanntlich nicht gern), oder wenn ein Leopard auf die Wildkamera springt, die dann dem eifrig furchtenden Martin ins Gesicht fliegt — aber ob all das den davon Betroffenen im Augenblick der Gefahr ebenso witzig vorgekommen ist, das sei dahingestellt.

Die Affenstadt

Der Titel des Buches — „Bavuna" — ist nach einer volkreichen, stadtähnlichen Ansammlung einer bestimmten Art von Affen, den Bavuninen, entstanden. Die beiden Forscher erlebten in der liebevollen Betrachtung der in der Affenstadt herrschenden Sitten und Gebräuche manche köstliche Stunde. Johnson selbst beschreibt die Eigenart dieser Affensiedlung folgendermaßen:

„Etwa acht Kilometer von unserem Lager entfernt hauste eine Bavuin-Kolonie — eine Herde von Pavianen — an den Ufern des Guaso-Nkiro. An dieser Stelle ist der Fluß nicht besonders breit; während der Trockenzeit ragen außerdem viele Felsen aus dem Wasser und bilden gewissermaßen eine Reihe unregelmäßiger Schrittsteine, auf denen die Paviane und sonstigen Affen nach Belieben hinüber und herüber wechseln können. Auf einer Seite des Wassers findet sich zudem eine Felsklippe, deren Vorderseite mit Simsen und sogar kleinen höhlenartigen Löchern durchsetzt ist. Auf diesen Felsvorsprüngen und in diesen Löchern verbrachten die Bavuine die Nacht. Nun werden die Paviane, wie ich schon lange wußte, ständig von den Leoparden bedroht, die nachts herumstreifen, wenn die Paviane schlafen. Ich möchte wohl glauben, daß diese Affen einen bedeutenden Teil der Leopardenmahlzeiten bilden; denn der Pavian ist gewöhnlich Baumbewohner, und der Leopard weiß tadellos Bäume zu erklettern. Aber hier auf den Felsvorsprüngen und in den Löchern vermochte kein Leopard an die Bahuine heranzukommen, so daß hier wohl schon ganze Pavianegeschlechter gehaust haben mochten. Jedenfalls war es ein ausgezeichneter Ort, um Aufnahmen von den Tieren zu bekommen; denn sie verließen wahrscheinlich die Nähe ihrer Wohnstätten nur, wenn sie arg belästigt wurden".

Urwaldkonzert

An einer anderen Stelle des Buches schildert Johnson ein anderes typisches Urwalderlebnis, daß einen der stärksten Eindrücke auf die Forscher hinterlassen hat: „Wir hatten einen ereignisreichen Tag hinter uns und waren müde, begaben uns also früh zur Ruhe. Ich selbst schlief auch augenblicklich ein und erhörte mich nicht bis zum Morgen, doch auf einmal wurde ich wach; das allerschwächste Licht der frühen Morgendämmerung begann gerade, sich durch die Zeltspitze über mir zu zeigen: nie habe ich wohl soviele Vögel zusammen singen gehört. Ich schrick mich geräuschlos aus dem Zelt, um Ausschau zu halten und zu lauschen. Da lag ich denn Hunderte von Webervogelnestern den ganzen Bach entlang von den Bäumen herunterhängen, einige an schwanken Zweigen baumelnd, die sie nur ein kleines Stück über dem Wasser schweben ließen und überall fangen die Weber, als wollte ihre Kehle platzen. Das war fürwahr ein Wecker, der jeden auf die Beine brachte. Als ich schaute und lauschte, tauchte Osa hinter mir auf. Was hat, so dachten wir, wohl die Kultur zu bieten, das halb so wundervar ist wie solch ein Morgen in der „Wildnis des dunkelsten Afrika"?

In den Darstellungen Johnsons wird dem Leser das Tierleben der Wildnis in einer ganz eigenartigen Weise vorgeführt. Nicht Abenteuer und Jagderlebnisse haben die Forscher in die Wildnis geführt, und nicht als Feinde treten sich hier Mensch und Tier gegenüber, sondern der Forscher sucht das Zutrauen der Tiere zu wecken, um sie beobachten zu können. Daher fesselt die Darstellung den Leser nicht nur, sondern gibt ganz neue aufschlußreiche Einblicke in das vielfach noch unbekannte, eigenartige Leben der Wildnis. Und das gibt dem Buche Johnsons den besonderen Reiz.

Auf dem Wege in die Mandschurei

In den letzten Wochen sind bekanntlich die japanischen Garnisonen in Nordchina und Mandschukuo erheblich verstärkt worden. Hier sehen wir den Abmarsch der ersten Infanterie-Division zum Bahnhof in Tokio. (Weltbild, K.)

Der Negus in Gibraltar

Auf seinem Wege nach der englischen Hauptstadt hat der Negus Gibraltar passiert. Wir sehen ihn hier mit dem Kronprinzen (links) unterwegs zum Gouverneurspalast von Gibraltar, wo ein Empfang der zivilen und Marinebehörden stattfand. (Pr.-Bild-Zentr., K.)

„Pipsi!"

Wer weint um mich?"

Kann man aus dem Nest gefallene Vögel großziehen?

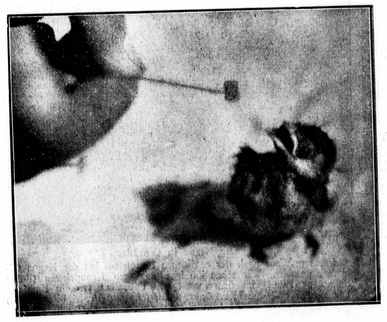
Jeden Sommer gehen Abertausende von jungen Vögeln zugrunde. Raubtiere und Raubvögel holen sich unzählige von den kleinen wehrlosen Tierchen aus dem Nest. Krankheit und schroffe Witterungsumschläge sind auch oft am Tode vieler Nestvögel schuld.

Beinah unrettbar verloren sind wohl auch alle aus dem Nest gefallenen kleinen Vögel. Nicht etwa darum, weil die Elterntiere sie verlassen und sie verhungern lassen, nein, die beste Pflege wird auch diesen „Ausreißern" zuteil. Man hat sogar oft beobachten können, daß die beiden alten Vögel das arme aus dem Nest gefallene Kind wieder ins Nest bringen, indem sie sich eng von beiden Seiten an das Kindchen heranstellen und es so stützend auf die Flügel nehmen und es so zu einem rettenden Baum oder Strauch hochheben. Nein, nicht weil die Eltern sie verlassen, sondern weil der Erdboden so voll aller Gefahren ist, denen das kleine Tierchen nicht gewachsen ist. Einer der größten Feinde ist dabei wohl der Mensch. Selten aus Bösartigkeit, meistens sogar aus Gutmütigkeit. Gerade die Kinder wollen sicherlich das Beste, wenn sie sich eines armen „verlassenen" Vögelchens annehmen. Sie bedenken nicht, daß die Eltern das Vogelkind noch lange nicht verlassen haben, daß sie es aber bestimmt verlassen werden, wenn sie lange Menschen um ihr Kind sehen. Die schlechteste Elternpflege ist immer besser als die beste Pflege der Stiefeltern. Der natürliche Kampf ums Dasein ist immer besser als ein Siechtod durch Unkenntnis und Nachlässigkeit der Pflegeeltern.

Darum soll sich jeder, der durch Zufall einen noch nicht flüggen Vogel findet, überlegen, ob er auch wirklich in der Lage ist, dem Tierchen die natürliche Pflege zu bieten. Dann muß er feststellen, ob sein Mitleid mit dem „Kinde" nicht vollkommen unbegründet sei. Stellt man aber fest, daß der Vogel so unrettbar verloren ist, so ist es Menschenpflicht, sich seiner anzunehmen.

Was ist das für ein Vogel, soll die erste Frage sein. Und sie ist bei einem unförmigen Federbällchen nicht leicht zu beantworten. Ist es ein Insektenfresser, oder braucht er Sämerei als Futter? Ist er noch ganz jung, so bereitet man ihm ein warmes Nest, ein Körbchen, eine kleine Schachtel, die weich gepolstert ist und durch eine Wärmeflasche etwas erwärmt wird. Ist er schon größer, so setze man ihn auf ein Aestchen, welches man in ein Zimmer, wo er sich aufhalten kann, stellt. In einen Käfig soll man einen kleinen Vogel nicht tun. Er kann versuchen, sich aus seinem Gefängnis zu befreien, er wird versuchen, den kleinen Kopf zwischen die Stäbe zu zwängen und kann sich auf diese Weise aufhängen.

Relativ leicht ist eine Drossel aufzuziehen



Eine Schwalbe lernt in Gefangenschaft schwer fliegen

Das Füttern ist einfacher, als man es sich denkt. Ein kleiner Vogel reagiert immer auf einen Ton. Ein leises Pfeifen wird ihn eher dazu verleiten, den Schnabel aufzutun, als die schönsten Leckerbissen, die man ihm vorhält. Hat er den Schnabel geöffnet, so schiebe man mit einem Hölzchen das Futter ihm weit in den Hals. Zuerst geht es etwas ungeschickt, später gewöhnen sich beide sehr gut daran. Als Futter gebe man einem Insektenfresser vor allem Fliegen, Mücken, Mehlwürmer, kleine Stückchen geschabten Fleisches, dann zwischendurch einen Brei aus Eierzwieback, Eigelb, dem man etwas Futter für kranke Stubenvögel beimischt. Die Nicht-Insektenfresser können ausschließlich dieses Futter bekommen, aber trotzdem wird ihnen ein Wurm oder eine Fliege niemals schaden.

Es macht zweifellos viel Arbeit, einen jungen Vogel großzuziehen. Und wer keine Geduld hat, der fange erst lieber gar nicht an. Denn solch ein Tierchen braucht richtige Pflege, die viel Zeit in Anspruch nimmt. Man muß sehr darauf achten, daß es kein Ungeziefer bekommt. Darum soll man es öfters mit einem Insektenpulver für Stubenvögel bestreuen. Das Nestchen muß einige Male am Tage gereinigt werden.

Sauberkeit, Wärme und Ruhe sind die besten Gebote für die Kleinkinderpflege.

Pipsi wird im Nestchen gefüttert

Photos (4) Dagmar Aßmus, Bavaria-Verlag

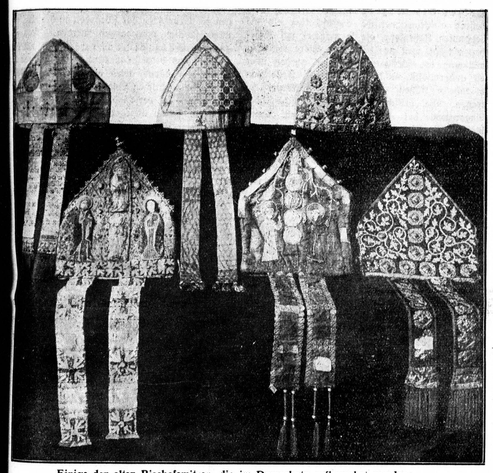
(Eigene Klischeeherstellung)

Ein Schatz tritt aus der Verborgenheit

Das neuerrichtete Dommuseum in Halberstadt

Die Domkirche in Halberstadt, des ehemals von Karl dem Großen gegründeten Bistums am Harz, hat ihren Kirchenschatz seit dem Mittelalter sozusagen unversehrt und ungeschmälert bewahrt. Ein freundliches Geschick waltete über diesen Schätzen, die allen Entführungen, Veräußerungen, Plünderungen, allen Gefahren durch Krieg oder Feuer entgangen sind. Es ist gut gewesen, daß der Halberstädter Schatz Jahrhunderte hindurch verborgen war, daß man oft nur mühevoll von seiner Existenz wußte und daß nur selten ein Sterblicher die Herrlichkeiten mit Augen sehen durfte. Als die Reformation in Halberstadt eingeführt und die liturgischen Geräte und Gewänder nicht mehr benutzt wurden, waren die damaligen Halberstädter einsichtig genug, ihre Reichtümer der Verborgenheit anheim zu geben. In ihr blieb der Schatz, und man nicht hie und da kunstbeflissene Domherren und einige wenige andere gelehrte Männer von dem Schatze erzählt hätten, so wäre wahrscheinlich nicht einmal das Wissen darum mehr gewesen. Nur die stillen Kenner in das, was sie uns zu sagen haben und was über das rein Kunstgeschichtliche hinausgeht, vorbehalten bleiben. Wer aber versehend durch diese wundervolle Schau größter und edelster Kostbarkeiten gegangen, wer voll Staunen und uneingeschränkter Bewunderung vor dem Glänzen und Funkeln der edlen Stoffe, Steine und Metalle geweilt, dem ist als wäre er durch ein Zauberschloß geführt worden und hätte ein Traumland von saenhafter Schönheit durchschritten. Selten ist uns die Größe dessen, was wir Kunst des Volkes nennen, so eindrucksstark aufgegangen wie hier, wo ein Volk seinen Glauben an Gott in Gold und Edelstein, in Juwelen, Stoffen und Malereien hat Form werden lassen, in die es zugleich das Letzte und Edelste seiner Art hineingelegt hat als kostbares Erbgut für kommende Geschlechter. Der Hymnus, den diese toten und doch so ungemein lebendigen Stücke der Domsammlung nach Jahrhunderten immer noch singen, ist herrlich und rauscht in die Stille unserer Seelen mit mächtigen Weisen.

*



Einige der alten Bischofsmitren, die im Domschatz aufbewahrt werden

und heimlichen Verehrer dieser großen Kunstwerke wußten um den Schatz und sehnten mit Ungeduld den Tag herbei, an dem die Schatzkammer sich öffnen und der Schatz ans Tageslicht treten würde. Dies ist nun geschehen. Vor einigen Wochen wurde der Halberstädter Domschatz durch den Reichsminister Kerrl wieder der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Schritt(e) Jahrelang hat man restauriert und ausgebessert. Der ehemalige Domremter, der Kapitelsaal und die eigentliche Schatzkammer wurden einer gründlichen Renovierung unterzogen. So waren geeignete Räume geschaffen, die, untrennlich mit dem Dome verwachsen, die Zugehörigkeit des Schatzes zum alten Heiligtum deutlich zum Ausdruck bringen und zugleich aber auch eine ganz neuzeitliche Auferweckung des Alten durch moderne Schaustellung ermöglicht haben.

Ein Domschatz ist kein Museum. Das Museum birgt Stücke verschiedener, manchmal völlig unbekannter Herkunft, und setzt sich zusammen aus mannigfaltigen Erwerbungen, oft es durch Kauf, Schenkung oder Leihgaben. Ein Domschatz aber ist bodenständiger, ist gewachsen und hat dieselbe Tradition wie der Dom. So auch in Halberstadt. In der auch bedeutenden Bestand der Halberstädter Domkirche gehört hätte. Das allein schon macht diese Sammlung überaus ehrwürdig. Wenn uns heute das Gefühl für angestammte, mit der Scholle verwurzelte Ahnenart wieder zu eigen geworden ist, so hat man hier das Empfinden, einmal ganz stark in den uralten schicksalhaften Bindungen zu stehen, die Blut mit Blut, Mensch mit Mensch, Volk mit Volk und diese alle mit dem Herzgott verknüpfen zum großen Rhythmus des Wallens durch die Jahrtausende, des Gehens und Schreitens hin zur letzten Erfüllung.

*

Es ist unmöglich, den Reichtum des neuen Dommuseums in wenigen Stunden voll auszuschöpfen. Die vielen Besucher, die von jetzt ab durch die Räume schreiten, können in den meisten Fällen nur einen flüchtigen, mehr stimmungsmäßigen Eindruck mitnehmen. Das Ernstere wird ernstem Studium der einzelnen Objekte und längerer, liebevoller Versenkung vorbehalten bleiben müssen.

Im ersten Raum, dem eigentlichen Remter, ist die Gewändersammlung ausgestellt. Was man sieht, sind die wertvollsten Stücke, aber bei weitem nicht alle; ein großer Teil ist in einem Depotraum dem Studium der Fachleute zugänglich. Unvergleichlichen Wert haben diese priesterlichen Gewänder, Meßgewänder, Dalmatiken, Chormäntel, Stolen, Manipel und Bischofsmützen. Alle Jahrhunderte, vom 12. angefangen, sind hier vertreten; byzantinische Seidengewebe, venetianischer Samt, italienische Brokatmuster, Perlen- und Korallenstickerei, Silberflitter und gestanzte Goldplatten. Neben den aus dem Orient und dem Süden eingeführten Stoffen sehen wir auch bedeutende einheimisch-sächsische Gewebe und Stickereien, die für ein hohes Können der sächsischen Kunstschulen beredtes Zeugnis ablegen. Sechs ganz erlesene Bischofsmützen ruhen in einem Schrein und funkeln im Schmucke ausgesuchter Kostbarkeiten. Weltberühmt sind die Halberstädter Wirkteppiche und Altarbehänge aus der romanischen und gotischen Zeit.

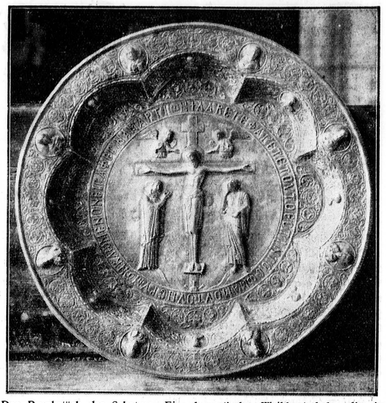
Vom Remter geht es in den ehemaligen Kapitelsaal, in dem Plastiken und Tafelmalereien untergebracht sind. Manche Malereien sind noch wenig beachtet, obwohl sie Meisterwerke berühmter Schulen zu sein scheinen. Dann betritt man für einen Augenblick das Querschiff des Domes, genießt einen überraschenden Blick auf den prachtvollen romanischen Triumphbogen mit der feierlichgroßen Darstellung des Kreuzestodes des Herrn, — um dann in die Schatzkammer einzutreten. In den Vitrinen, die sich an den Wänden des dunklen Raumes entlangziehen, blitzen die Lichtquellen auf, und geblendet von der Fülle des aufleuchtenden Glanzes wagt man in dem todstillen Raum auf die Herrlichkeiten einer ewigkeitsgesättigten Kultur zu schauen.

Die kostbarsten Stücke stehen an bevorzugtem Platz: das Konsulardiptychon aus Ostrom, eine Elfenbeindoppeltafel aus dem 5. Jahrhundert mit antiken Schnitzarbeiten, ist das früheste Stück. Es folgt eine Kreuzigung auf einer Silberplatte, syrischen Ursprungs, 7. Jahrhundert. Zwei Blätter sind Reste einer Handschrift über Heilpflanzen, die im Anfange der abendländischen Völkergemeinschaft, im 7. Jahrhundert, entstand und die Antike in das Mittelalter überleitet. Dann ist ein Elfenbeindeckel auf einem Evangeliar zu erwähnen, das vermutlich von Ludwig Fr. dem Halberstädter Bischof Haimo im 9. Jahrhundert geschenkt worden ist. Eine orientalische Schachfigur aus Bergkristall soll Karl d. Gr. gehört haben, dem man überhaupt hier immer wieder begegnet. Halberstadt ist seinem Gründer in allen Jahrhunderten dankbar verbunden gewesen. — Es folgen die Goldschmiedewerke: Eine goldstrahlende mit Steinen gezierte Reliquientafel, eine byzantinische Patene, von 1200 etwa, weltberühmt. Selten und interessant ist ein vergoldeter Wärmeapfel mit figürlichen Darstellungen aus dem 13. Jahrhundert, der mit warmem Wasser gefüllt wurde und zur Erwärmung der Hände während der langen Wintergottesdienste diente. Dazu daneben eine beispiellose Fülle von Reliquienbehältern aller Art vorhanden ist, ist nicht überraschend bei einem Schatze, dessen wertvollste Bestände aus dem byzantinischen Osten stammen und von Kreuzfahrern nach dem Abendland gekommen sind. Venezianische Kreuze aus Bergkristall, Einbanddeckel in Filigranschmuck, orientalische Beinkästen, Reliquienarme mit antiken Gemmen, Kelche mit Perlen usw. sind in Glanzstücken vertreten. Bedeutend ist auch die Ausstellung mittelalterlicher Prachthandschriften des Domes, die hier erstmalig zugänglich gemacht wurden und die zeigen, wie auch die Miniatur- und Schreibkunst in dem niedersächsischen Bischofssitz am Harz eine beachtenswerte Blüte erreicht hat.

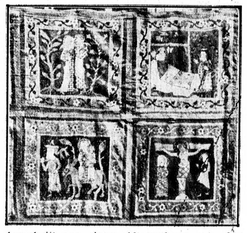
*

Ein Stück Mittelalter ist in unseren Tagen lebendig geworden. Es ist mehr als Erinnerung, mehr als interessantes Schauobjekt. Es will sich uns darbieten, als lebendiges Strömen von Kräften, die es gilt, auch heute [illegible] im aufbauenden Sinne zu nutzen.

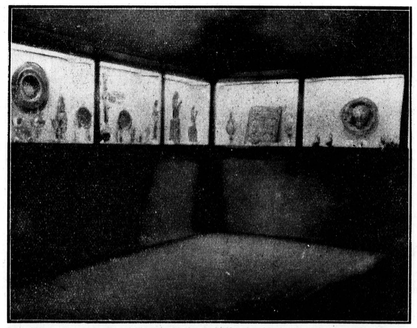
H. F.



Das Prunkstück des Schatzes: Eine byzantische Weihbrotschale, die im Jahre 1205 von Bischof Konrad aus Byzanz mitgebracht wurde.



Ausschnitt aus einem Altarumhang aus dem 13. Jahrhundert mit wundervollen Stickereien,



Ein Blick in den Ausstellungsraum, der für den Domschatz neu hergerichtet wurde.

Unsichtbare Lichtquellen bestrahlen die Werke der Edelmetallkunst, die in den Vitrinen dieser Schatzkammer ausgestellt sind.

Eine große Seltenheit: Ein Schrank aus romanischer Zeit, nach dessen Neigung eine schöne Verkündigungsdarstellung auf den Türen zu Tage trat. Die Innenseiten der Türflügel tragen auf Goldgrund die Bilder der heiligen Kaiserin Kunigunde und der hl. Katharina.

Photos: Kohler & Liemann (3), Franke (2). (Eigene Bildanfertigung).

Kaninchen helfen Devisen sparen

Deutsche Angorakaninwolle — unsere edelste Wolle

Die Kaninchenzucht besteht in Deutschland nachweislich seit dem Jahre 1763. Sie war im Laufe der letzten 100 Jahre wieder etwas in Vergessenheit geraten und wurde nur noch hier und dort betrieben. In lebhafter Erinnerung ist sie uns allen jedoch aus der Kriegszeit geblieben, wo sie in allerstärkstem Umfange wieder aufkam. In kleinen Haushaltungen, bei Kleingärtnern und Laubenbesitzern war das Kaninchen ein willkommener Fleischlieferant. Das Fell galt hierbei nur als Abfallprodukt und wurde dem Rohproduktenhändler zur weiteren Auswertung überlassen. Die Züchtung regulierte sich lediglich nach dem Gesichtspunkt, ob sie wegen des Fleisches oder wegen des Felles betrieben wurde.

Heute jedoch hat sich ein dritter, weitaus wichtigerer Verwertungszweck in den Vordergrund geschoben. Da in unserer Devisenbilanz die Wolleinfuhr einen der Hauptposten darstellt, ist es erklärlich, daß man sich heute auch in dieser Beziehung um eine Eigenerzeugung bemüht. Und die ermöglicht neben dem Schaf das Kaninchen, richtiger das Angorakaninchen, eine Spezialzüchtung, die sich allein als genügend lohnend für die Wollproduktion erwiesen hat. Die Zucht des Angorakaninchens wird in Deutschland erst seit der Nachkriegszeit an einzelnen Stellen betrieben, obwohl nachweislich schon Friedrich der Große versucht hat, diese Tiere, die lediglich eine bestimmte Rasse unseres Hauskaninchens darstellen, im damaligen Brandenburg in größerem Ausmaße heimisch zu machen. Die Versuche sind nicht geglückt. Einmal wohl, weil sich bald die Kriegswirren bemerkbar machten, und zum anderen — das ist sicherlich der Hauptgrund —, weil es an geeigneten Spinnereien fehlte, die imstande waren, diesen edelsten Bekleidungsstoff richtig zu verabeiten. In Südfrankreich dagegen, in der Gegend von Lyon, züchtet man schon seit Jahrhunderten das Angorakaninchen. Und auch aus England haben wir viele Jahrzehnte hindurch Angorawolle eingeführt, die meist immer nur zu besonderen Luxuszwecken verwandt wurde. Nunmehr aber gibt es auch in Deutschland etwa 5000 bis 6000 Züchter, die gegen 200 000 Tiere besitzen. Eine weitere Steigerung der Angorakaninchenzucht hängt lediglich davon ab, ob es gelingt, den Absatz dieses edelsten Wollproduktes soweit zu vergrößern, daß es überall da, wo seine Anwendung möglich ist, tatsächlich benutzt wird.

Ein Angorakaninchen bringt im Jahre etwa 250 Gr Rohwolle. Die Fütterung ist die gleiche wie bei den gewöhnlichen Kaninchen, nur müssen die Tiere in geräumigen, sauberen Ställen, und nicht auf Stroh, sondern auf einem Lattenrost gehalten werden. Ist die Wolle verarbeitet d. h. aus der Spinnerei zurückgekehrt, so wartet ihrer eine vielfältige Verwendung. Wer einmal zu gleicher Zeit versponnene Schafwolle und Angorawolle in den Händen hielt, ist überrascht von der geradezu unvergleichlichen Weichheit dieses neuen deutschen Erzeugnisses. Nach Untersuchungen des Staatlichen Material-Prüfungsamtes hat die Angorawolle eine höhere Wärmekraft als die beste Schafwolle. Auf diese Weise kann man Bekleidungsstücke aus Angorawolle, um nachher über den hohen Preis ungerechtfertigt zu klagen. Man muß einmal mit der Hand über einen Pullover aus Angorawolle gestrichen haben, um den Unterschied gegenüber jeder anderen Kleidungsfaser zu fühlen. Wie schön weich, zart und seidenglatt ist dieser gegenüber einem anderen.

Höchste Sauberkeit ist Vorbedingung
Die Tiere werden regelmäßig gekämmt und gebürstet.

Vor allem aber setzt sich die Angorawolle als Helfer des Arztes durch. Sie hat noch bessere elektromagnetische Eigenschaften als die bekannten Katzenfelle, die ja mancher mit Unbehagen trägt, weil sie selten dem Tiere mit Einwilligung des Besitzers abgezogen wurden oder es andererseits nicht angenehm ist, Felle von verendeten Katzen auf dem bloßen Körper zu tragen. Die örtlich wärmende Eigenschaft der Angorawolle hat sich nach dem Urteil vieler Aerzte besonders bei Rheuma, Ischias und Nervenleiden bewährt. Sie wird weiter gegen Nieren- und Darmkrankheiten, Bronchialkatarrh, Erkältungen und zur Vorbeugung gegen Grippe empfohlen. Das leicht waschbare Unterzeug, das man sich auch leicht selbst stricken kann, schmiegt sich wunderwoll an, trägt in keiner Weise auf und wird auch von Leuten gut vertragen, die Schaf- oder gar Baumwolle nicht auf der bloßen Haut tragen können.

Die größte Anwendungsmöglichkeit der Angorawolle besteht jedoch in der Beimengung zu anderen Faserstoffen. Es wird sich immer mehr einbürgern, daß Angorawolle spröden Bekleidungsstoffen beigegeben wird, um ihnen die nötige Griffigkeit und das richtige Gewicht zu geben. Die besonders wärmende, dabei aber nicht hitzende Eigenschaft der Angorakaninwolle kann man u. a. dazu benutzen, sie mit Kunstseide zusammen zu verarbeiten und dadurch der Kunstseide das oft unangenehm kühlende Gefühl zu nehmen.

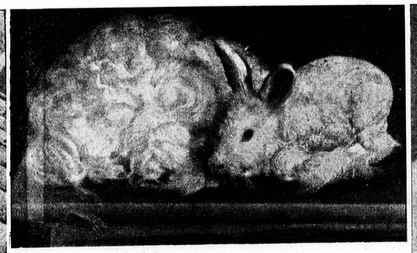
Gerade diese Beimengungsmöglichkeit, die eines der Hauptabsatzgebiete der Angorawolle darstellt, hat aber mehrfach zu Unträglichkeiten geführt insofern, als der Prozentsatz der Angorawolle, bei einem minderwertigen Stoff höher angegeben wurde, als es wirklich der Fall war oder gar das ganze Stück mit dem Wort „Angora" bezeichnet wurde, das den gestellten Erwartungen nachher natürlich in keiner Weise entsprach. So ist der gute Ruf der Angorawolle, die Tausenden von Kleinsiedlern und Züchtern besonders in den Notstandsgebieten Arbeit und Brot gewährt, mitunter gefährdet und mißbraucht worden. Dem wird jetzt von seiten der Zuchtvereine im Einvernehmen mit dem Präsidenten des Werberates der deutschen Wirtschaft energisch gesteuert.

Die Reichsfachgruppe Kaninchenzüchter e. V. läßt durch Beauftragte im ganzen Reiche Proben von Angorawolle ankaufen, die unter treuhänderischer Aufsicht gesammelt und dann mit den Bezeichnungen festgehalten werden. Diese Proben werden genauestens auf ihre Bestandteile untersucht, und wenn sich herausstellt, daß die Beschaffenheit der Wolle nicht mit der angegebenen Kennzeichnung übereinstimmt, wird gegen die verantwortlichen Hersteller wegen Verstoßes gegen die Grundsätze der Wahrheit in der Werbung unnachsichtlich vorgegangen werden. Das eingeführte Gütezeichen, der „Adler mit dem Hasen", das bald jeder deutschen Hausfrau bekannt sein dürfte, wird ein wirksames Mittel sein, der deutschen Angorawolle zum Siege zu verhelfen. In verschiedenen Farben ausgerüstet, wird es genau angegeben, ob das betreffende Stück reine Angorawolle oder nur einen bestimmten Prozentsatz enthält.

„So ein Karnickel," sagt man oft, wenn man jemandem nicht ganz wohlgesonnen ist. Wer

Der halbe Hase (grün) bedeutet, daß in dem vorliegenden Stück weniger als 50 Prozent deutscher Angorakaninwolle verarbeitet sind.
(Presse-Photo 3, Selle-Eysler 3, K.)

Das Gütezeichen für Angorakaninwolle
Der rote Hase mit dem Adler garantiert für über 50 Prozent Angorakaninwolle.



Ein ganzer Berg Wolle von einem einzigen Kaninchen. Er ist größer als das frisch geschorene Tier selbst.

Im Fressen sehr genügsam, wird doch die Mahlzeit stets mit Sehnsucht erwartet. Beachtenswert sind die einfachen Holzställe ganz ohne Stroh. (Bild links.)

Ein eleganter Pullover aus reiner Angorakaninwolle. (Bild rechts.)

Die letzten Jahre Ludwigs II. von Bayern

Am 13. Juni sind 50 Jahre seit dem tragischen Tode König Ludwigs II. von Bayern vergangen.

Etwa zehn Jahre vor seinem Tode begann König Ludwig einsam zu werden. Er hatte Schlösser gebaut und sich mit einer phantastischen Pracht umgeben, die seinen romantischen Vorstellungen entsprach. Er hatte Künstler an seinen Hof gezogen. Richard Wagner nach München berufen und ihn wieder verloren. Er fühlte sich in einer widerspenstigen Welt und hatte mit dem Schicksal, das er nicht zu bezwingen vermochte. Dazu kam die geistige Erkrankung seines Bruders Otto, die ihn für die ganze Zukunft Dunkles ahnen ließ. Zwiespalt rangen in seinem Innern, und sein Hang zur Einsamkeit wuchs sich wie bei einem Weltflüchtigen zur Menschenscheu aus. Dieses Einsamkeitsbedürfnis wurde bereits als Anzeichen einer geistigen Erkrankung gedeutet, wenn auch das Versinken in völlige Nacht erst viel später blieb. Aus tausend Umblütterungen fand des Prinzen Luitpold psychiatrisch geschultes Auge immer wieder den Weg in das Licht des Tages. Bewußtseins; aber gerade das war gefährlich, denn er verstand es dadurch, seine Umgebung zu täuschen. Während er selbst sich genau wußte, wie es um ihn stand, glaubte man also plötzlich durchdringen von Klarheit und Unbeirrbarkeit seiner Stellung, daß es ihm unmöglich war, sich einem Eingriff nicht gestattet, obwohl der Prinz Jahnschmerzen litt und früh die Zähne verlor. Eigentliche Freunde besaß er kaum mehr. In früheren Jahren hatte ihm der Freund von Thurn und Taxis nahegestanden. Nun waren beide begeisterte Wagnerfreunde, und Ludwig ließ ihm eine silberne Lohengrin-Büste machen; denn der Prinz hatte eine schöne Stimme und beherrschte seine Partie vollkommen. Die Szene wurde durch in voller Naturtreue auf dem Wasser des Sees dargestellt. Der silbern gerüstete Schwan in einem kunstvollen Nachen, von einem natürlichen Schwan gezogen usw...

Über diese Zeiten waren lange vorbei. Voller Scheu blieb der König jetzt in seinen Bergen. Plötzlich fühlte er sich schon bedroht von dem Argwohn der furchtbaren Krankheit. Er sagte sich los von Schloß, von Hütte zu Hütte. Auch sich im Wetterscheingehöfte in seinem Wagen ein, um in der nächsten Stunde wieder mit Hunderten und mit fegenden Pferden durch Sturm und Nebel zu reiten. In der Einsamkeit der Berge hörten die Bewohner schon von weitem den Hufschlag. Wie ein blitzender Komet zuweilen sucht es an ihren Fenstern vorüberzuhuschen. Erschauernd sahen sie dem Zuge nach, der ist der König vorbei, flüsterten sie, wie in einem magischen Alpdruck befreit. Eine lange Unterbrechung brachte in dieser Zeit die Episode der Schweizer Reise des Königs mit Josef Kainz. Es sollte eine Freundesfahrt fürs Leben werden; aber Kainz hatte in des Königs Augen versagt. Der Künstler verschmähte, königlicher Freund geehrt zu werden. Das vielleicht mehr als Kainz geben konnte.

Zusammenbruch und „Regentschaft"

Die Dinge um den König spitzten sich immer mehr zu. Die Schuldenlast, hervorgerufen durch die Baulust des Königs, war angewachsen. Es stellte sich die Notwendigkeit heraus, einen Regenten einzusetzen und den König zu entmündigen. Ein Gutachten über den geistigen Zustand Ludwigs, von vier Irrenärzten unterzeichnet, lautete: „Durch die Krankheit die Willensfreiheit völlig ausgeschlossen, daß der König an der Führung der Regierung dadurch behindert ist; diese Behinderung nicht nur über ein Jahr hinaus, sondern voraussichtlich lebenslänglich dauern." — Prinz Luitpold, der ausersehene Regent, hatte bisher dem Plan auf Entmündigung Ludwigs Widerstand entgegengesetzt. Jetzt begann sich seine Haltung zu ändern. Eine „Staatskommission" wurde eingesetzt, um dem König vor der Ernennung der Regentschaftsproklamation von dem bevorstehenden Schritt Mitteilung zu machen. Befanden sich darunter bereits die Aerzte und das Protokoll unterzeichnet hatten, mit dem Personal. Zu den Irrenärzten gehörte der Direktor der Münchener Kreisirrenanstalt Hofrat Dr. von Gudden und sein Assistent Dr. Müller.

Zunächst suchte die Kommission nach Schwanstein, wo der König weilte. Dr. Müller berichtet darüber: „Am Hauptportal fanden wir die Gendarmen, die uns höflich aber energisch den Eintritt verwehrten. Was half das uns; Euer König ist geisteskrank. Sie wiesen das angebotene Beglaubigungsschreiben zurück und blieben bei ihrem Ausspruch: Der König hat uns befohlen, niemand ins Schloß zu lassen, und wir gehorchen ohne Rücksicht auf die Folgen." Die Kommission zog sich nach fruchtlosen Verhandeln nach Hohenschwangau zurück, während der König noch unbelästigt auf seiner Burg zu Schwanstein blieb und eine Kundgebung an sein Volk verfaßte, die etwa folgendes enthielt: „Ich, Ludwig II., König von Bayern, sehe mich veranlaßt, an mein geliebtes bayerisches Volk und an die gesamte bayerische Nation folgenden Aufruf zu erlassen . . . Ich fühle mich körperlich und geistig so gesund wie jeder andere Mensch, und der geplante Hochverrat ist so überraschend, daß mir keine Zeit bleiben wird, Gegenmaßregeln zur Vereitelung der vom Ministerium beabsichtigten Verbrechen zu treffen. Falls die geplanten Gewaltakte zur Ausführung kommen und Prinz Luitpold ohne meinen Willen die Regierungsgewalt an sich reißt, beauftrage ich meine treuen Freunde, mit allen Mitteln und unter allen Umständen meine Rechte zu wahren . . ." Diese Kundgebung gelangte nicht zur Verbreitung, da am 10. Juni 1886 die Rezentschaft des Prinzen Luitpold proklamiert worden war. Am 11. Juni erschien die Staatskommission mit den Irrenärzten zum zweiten Mal auf Neuschwanstein. Durch eine List gelang es. Das Zimmer Ludwigs zu betreten, wo Dr. v. Gudden dem König entgegentrat und ihm die Mitteilung von der Uebernahme der Regentschaft überbrachte. — „Ich habe den Befehl, Majestät nach Schloß Berg zu begleiten und zwar noch in dieser Nacht . . ." Der König stieß nur ein kurzes, schmerzliches Ach aus und wiederholte dann immer wieder: „Ja, was wollen Sie denn, ja, was soll denn das?"

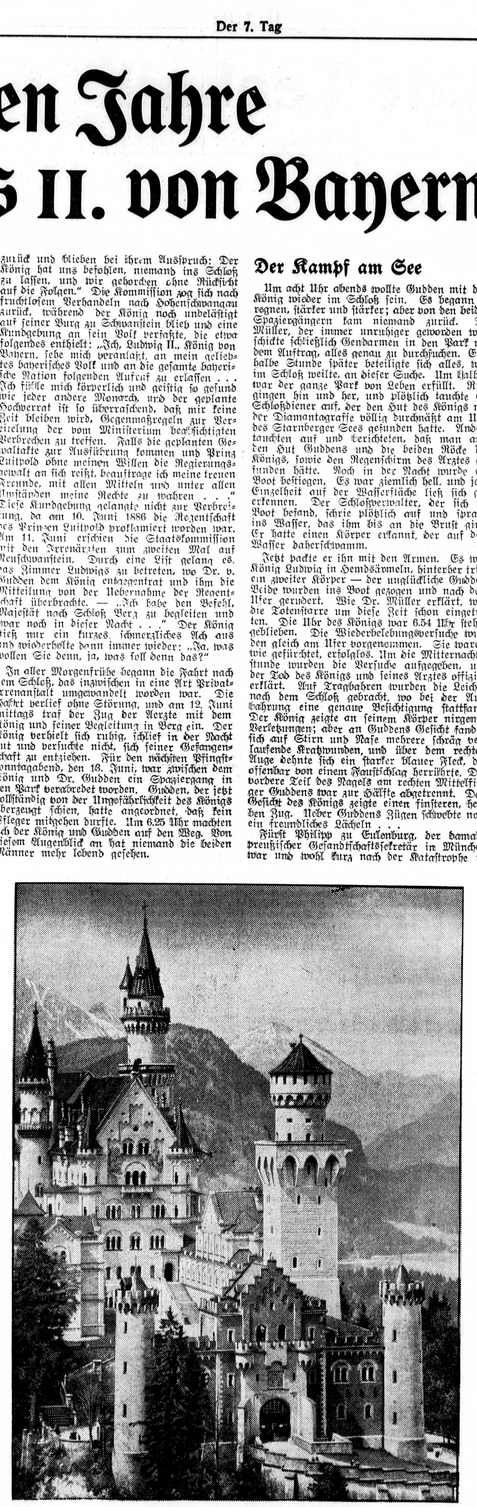
In aller Morgenfrühe begann die Fahrt nach dem Schloß, das inzwischen in eine Art Privatirrenanstalt umgewandelt worden war. Die Fahrt verlief ohne Störung, und am 12. Juni mittags traf der Zug der Aerzte mit dem König und seiner Begleitung in Berg ein. Der König verhielt sich ruhig, schlief in der Nacht gut und versuchte nicht, sich seiner Gefangenschaft zu entziehen. Für den nächsten Pfingstsonntagabend, den 18. Juni, war zwischen dem König und Dr. Gudden ein Spaziergang in den Park verabredet worden. Gudden, der jetzt vollständig von der Unzurechnungsfähigkeit des Königs überzeugt schien, hatte angeordnet, daß kein Pfleger mitgehen durfte. Um 6.25 Uhr machten sich der König und Gudden auf den Weg. Von diesem Augenblick an hat niemand die beiden Männer mehr lebend gesehen.

Der Kampf am See

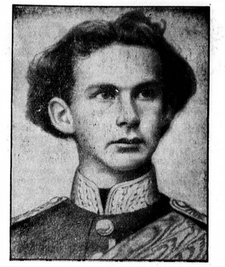
Um acht Uhr abends wollte Gudden mit dem König wieder im Schloß sein. Es begann zu regnen, stärker und stärker; aber von den beiden Spaziergängern kam niemand zurück. Dr. Müller, der immer unruhiger geworden war, schickte schließlich Gendarmen in den Park mit dem Auftrag, alles genau zu durchsuchen. Eine halbe Stunde später beteiligte sich alles, was im Schloß weilte, an dieser Suche. Um Mitternacht war der ganze Park von Leben erfüllt. Rufe gingen hin und her, und plötzlich tauchte ein Schloßdiener auf, der den Hut des Königs mit der Diamantagraffe völlig durchnäßt am Ufer des Starnberger Sees gefunden hatte. Andere tauchten auf und berichteten, daß man auch den Hut Guddens und die beiden Röcke des Königs, sowie den Regenschirm des Arztes gefunden hätte. Noch in der Nacht wurde ein Boot bestiegen. Es war ziemlich hell, und jede Einzelheit auf der Wasserfläche ließ sich gut erkennen. Der Schloßbeweibter, der sich im Boot befand, schrie plötzlich auf und sprang ins Wasser, das ihm bis an die Brust ging. Er hatte einen Körper erkannt, der auf dem Wasser daherschwamm.

Jetzt packte er ihn mit den Armen. Es war König Ludwig in Hemdsärmeln, hinterher trieb ein zweiter Körper — der unglückliche Gudden. Beide wurden ins Boot gezogen und nach dem Ufer gerudert. Wie Dr. Müller erklärt, war die Totenstarre um diese Zeit schon eingetreten. Die Uhr des Königs war 6.54 Uhr stehengeblieben. Die Wiederbelebungsversuche wurden gleich am Ufer vorgenommen. Sie waren, wie gesürchtet, erfolglos. Um die Mitternachtsstunde wurden die Versuche aufgegeben, und der Tod des Königs und seines Arztes offiziell erklärt. Auf Tragbahren wurden die Leichen nach dem Schloß gebracht, wo bei der Aufbahrung eine genaue Besichtigung stattfand. Der König zeigte an seinem Körper nirgends Verletzungen; aber an Guddens Gesicht fanden sich auf Stirn und Nase mehrere schräg verlaufende Kratzwunden, und über dem rechten Auge dehnte sich ein starker blauer Fleck, der offenbar von einem Faustschlag herrührte. Der vordere Teil des Nagels am rechten Mittelfinger Guddens war zur Hälfte abgetrennt. Das Gesicht des Königs zeigte einen finsteren, herben Zug. Ueber Guddens Zügen schwebte noch ein freundliches Lächeln.

Fürst Philipp zu Eulenburg, der damals preußischer Gesandtschaftssekretär in München war und wohl kurz nach der Katastrophe in



Schloß Neuschwanstein, in dem König Ludwig bis zu seiner Internierung (10. Juni) lebte
(WV-Archiv)



König Ludwig II. von Bayern
(Graph. Werkstätten, K.)

Starnberg eintraf, schildert in einem Brief die Stimmung des Pfingstmontagmorgen: „. . . Die Stille des Todes lag über Schloß Berg, und leichendlaß, wie erstarrt, keines Wortes mächtig, standen die Diener im Hof, auf den Gängen, als ich zu dem Zimmer eilte, wo der unglückumsponnene König, ein wohnsinniges Lächeln auf den verblaßten Lippen, die schwarzen Locken kühn um die weiße Stirn wallend, tot auf sein Bett niedergelegt worden war. Auf meine entsetzte Frage erhielt ich kaum eine Antwort. Ich mußte mir selbst zusammenreimen, was geschehen war. Da lag im Nebenzimmer Dr. Gudden tot . . . Ich sah die Narbe auf seiner Stirn, die fürchterlichen Strangulationsmarken an seinem breiten Halse. Er war von seinem König erwürgt worden . . ."

Der Vorhang fällt über dieser letzten düsteren Szene des Königsdramas am Starnberger See. Sein Gedicht: „Er war ein König" schließt Fritz v. Ostini mit den Worten:

„. . . Und immer tiefer sank auf ihn die Nacht
Mit ihrer Träume rätselvoller Pracht.
Und er verlor die Welt auf ihrer Bahn.
Er war ein König — und er starb daran."

Ginsterblüte

Von Karl Burkert

Sie ist ein Erlebnis meiner Kindeszeit, und sie wandert mit ihr durch das Kreisen der Jahre. Noch heute hat sie Gewalt über mich. Ein Gedanke daran, ein Wort davon, und es zieht mich hinaus zu den Waldern. „Weiterer unnütz" benannten wir sie mit dem einfältigen Mund unseres Dorfes. Ich meine nicht, wir hätten uns vieles darunter vorgestellt. Aber schaue und sinne ich jetzt über die lange Strecke all der verronnenen Zeit zurück, so könnte mir manches einfallen.

An den schwefelgen Blütenbuschen dunke ich, den wenn hin und wieder in der Morgenfrühe am Fensterlad einer Schlafkammer betaube hammeln sah und den irgendwer zu nächtlicher Weile dort aufgehängt haben mußte. Ich sehe einen Sonntagsburschen auf dem Kirchsteig daherstolpern, einen blitzgrellen Zweig hinter dem Ohr, und sehe eine runde, hübsche Bäuerin hinter ihm dreinsäumen, der es schier noch gelber zwischen den Fingern brennt.

Ein junger, frommer Mühlknecht steht mir im Gedächtnis. An mir und meinen Gänsen vorbei, die ich am hinsenstillen Waldweiher hirtete, schlich er sich um den Abend, Hand in Hand mit einer frischen, heißmaligen Magd, in die ausgestreckte, ginsterüberflammte Heide hinein. Ich kann nicht sagen, wie weit. Noch weniger, was sie dort suchten. Und auch die alte, verzwirnte Spinnwettrosel will ich dabei nicht vergessen. Die Spinnwettelei, die allemal um diese Zeit noch um ein Stück närrischer denn sonst umherlief und mit ihrem krummen Handstecken auf alle die lodernden Ginsterflammen, die ihr in den Weg kamen, einhieb, daß die Blüte nur so davonspritzte. Ich weiß noch heute nicht, warum sie das tat. „Weiberunruh"! — Was mochte es auf sich haben mit diesem seltsamen Namen? Mich dünkt, eine ganze kleine Dorfchronik ließe sich um dies mystische Wort herumflechten. Lauter Geschichten auf Goldgrund sollten es werden. Wie Legenden sollten sie strahlen. Der junge Lenzhimmel müßte sein starkes Blau dazu herleihen, und hochgeballte, schneeklare Wolkenwesen müßten in die Stille dieser Geschichten hereinliehen.

Auch eine Zugharmonika gehört notwendig dazu. Der Schmiedsgeselle läßt sie tönen, draußen vor dem Dorf auf einem nelkenroten, sanften Sandbühel. Wir Bubengevölk liegen um ihn herum und blinzeln mit schmalgeschlitzten Augen nach den fernen, sonnendunstigen Föhrenhölzern hin. Auf und nieder an ihren Säumen zuckt es von gelbschwelenden Bränden. Es könnt' einem schier angst werden, wie das lockt und lechzt und gierig tut. Wie das begehrt und seinen Fraß will. Wie das herüberdroht nach dem halbschossigen Korn und nach den zundertrockenen Scheuern der Bauern. Ginsterblütel! Ein Erlebnis für mich. Gott weiß es, wie oft schon ich ihm begegnet bin. Ginster auf den Bozsenbergen. Ginster an Bahndämmen und auf Schuttkalden, Ginster in Masuren. Ginster im heiligen Tirol. Ginster um künstliche Waldhäuser herum. Wo immer ich die Ginsterblüte sehe, entfesselt sich meine Erinnerung: Kohlenmeiler lohe ich blau verkäuseln. Die Harzaroma der Wälder bekomme ich zu riechen. Die Heidelerche höre ich dudeln, einen Schmiedehammer durchs baumverdickte, sonnenverschlafene Dorf klingeln. Sterndurchstrahlte Mitsommernächte schütten auf mich ihren Glanz. Die ganze Süße der Heimat erschließt sich mir in diesem einzigen Wort.

Forschende Technik

Neue Aufgaben – neue Erfolge deutscher Ingenieure

„Rast ich, so rost ich!" Es gibt kaum ein Wort, das so gut auf die Arbeit unserer Techniker anzuwenden wäre. Ihr Arbeitsgebiet ist so allumfassend, daß es eigentlich nichts im kulturellen Leben der Völker gibt, was nicht von der technischen Forschung und Wissenschaft befruchtet würde. Gewöhnlich steht allerdings der Ingenieur im Schatten seiner Arbeit, d. h. der Lichtkegel der öffentlichen Meinung trifft ihn weniger, als das Schaffen vieler anderer wissenschaftlicher Berufe getroffen wird. Dennoch finden Mitteilungen über neuere technische Forschung immer die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit.

Holz im Maschinenbau

Die Zeiten schienen vorbei, in denen selbst Dampfmaschinen zu einem erheblichen Teil aus Holz erbaut wurden. Es war früher der gegebene Werkstoff und man muß es feststellen, nicht der schlechteste. In Schweden, das durch seine guten Holzsorten bekannt ist, liefen noch bis zum Jahre 1925 große Pumpen aus Holz, die vor 375 Jahren erbaut wurden. Und eine über 80 Jahre in Betrieb gewesene Dampfmaschine der ersten hölzernen Tauart wurde erst Mitte der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland außer Wirksamkeit gesetzt. Kein Wunder also, wenn der neuzeitliche Maschinenbau wieder der Verwendung von Holz sein Augenmerk zurichtet. Die Techniker haben zudem die Möglichkeit, durch geeignete Vorbereitungsvorschriften das Holz wetterbeständiger zu machen, so daß viele Maschinenteile, für die bisher nur Eisen oder seine Legierungen in Frage kamen, wieder aus Holz hergestellt werden können. Selbstverständlich nimmt man in erster Linie einheimische Holzarten, und so ergibt sich neben dem konstruktiven Erfolg die Tatsache, daß den heimischen Werkstoffe in verstärktem Umfange herangezogen werden. Die Forscher haben ferner ermittelt, daß Holz im Verhältnis von Raumgewicht und Festigkeit dem Metall vielfach überlegen sind. Möchten Minuten und Sekunden können aus Holz hergestigt werden. Holz nimmt man als Lagermaterial für die Walzen in Walzwerksbetrieben, Lager aus Holz finden sich aber auch in Textil- und Druckmaschinen und an Schiffs- und Turbinenwellen. Riemenscheiben und Luftschrauben werden aus Holz gebaut, die chemische Industrie gebraucht Filter und Rührwerke und Pressen aus diesem Material. An den großen Gattern in den Sägewerken bestehen die Lenkerstangen und Pleuel aus hartem Holz; es hat sich bei diesen schnell bewegten Maschinenteilen stets Beste bewährt. Die Verkleidungen von Maschinen werden immer aus Holz gefertigt, und im Wagen- und Autobau, auf Bootswerften und im Schiffbau, ferner bei der Herstellung von Flugzeugen ist es ein Werkstoff, der in steigendem Maße verwandt wird. Es wird künstlich getrocknet, zu großen Sperrholzplatten wasserdicht verleimt, durch Tränken gegen äußere Einflüsse haltbarer gemacht und schließlich durch Pressen, Walzen und Schlagen geformt und verredelt und vorgeformt

Glas in der Kabelindustrie

Im Kaiser-Wilhelm-Institut für Silikatforschung ist man dem Glas als Roh- und Werkstoff näher getreten. Die Forschungen galten insbesondere den Glasspinnten, worunter Glasfäden von geringstem Durchmesser verstanden werden. Glas spielt bei der Herstellung von modischen Kleidungsstücken seit einiger Zeit als schmückendes Material eine erhebliche Rolle, doch sind Glasgespinste nicht so neu, wie gewöhnlich angenommen wird. Schon vor 38 Jahren zeigte man auf der Weltausstellung in Chikago Stoffe aus Glasspinnt, die unserer Kunstseide ähnlich waren. Doch beherrschte man damals den Fabrikationsvorgang noch nicht so gut wie heute. Durch Schleudern von flüssiger Glasmasse oder von flüssiger Hochofenschlacke können jetzt Glaswollen erzeugt werden, deren Fäden zweitausendstel Millimeter Durchmesser nicht überschreiten. So ist die Feinheit des Rohstoffes völlig beseitigt worden, und die Erzeugnisse lassen sich als hochwertige Isolationen bei der Kabelherstellung verwenden. Wann wie Glasgespinste als Ersatzstoffe haben werden, ist allerdings noch nicht vorauszusehen, obschon sich eine Beimischung zu Wolle und Seide sehr wohl denken läßt. Natürlich wird sich „Glaswolle" immer mehr auch in anderen Industriezweigen einführen. Die Herstellung von künstlichem Gummi ist weiten Volksschichten endgültig der letzten Autoausstellung in Berlin bekannt geworden. Es muß dabei darauf hingewiesen werden, daß der jetzt noch ziemlich hohe Preis sich aus der noch nicht eingelaufenen Großherstellung künstlichen Gummis ergibt.

Filmaufnahmen im Automotor

Man kann es verstehen, daß unsere Techniker und Chemiker das Verlangen spürten, den Vorgang der Verbrennung von Treibstoffen im neuzeitlichen Motor direkt zu beobachten, um Rückschlüsse auf die Güte und die Verwendbarkeit der Treibstoffe ziehen zu können. Zwar hat man gelernt, mittels Röntgenstrahlen Eisen und Stahl durchdringen zu können, woraus sich wichtige Erkenntnisse für die Ausmahl der Baustoffe ergaben, aber das menschliche Auge konnte selbst bei stärkster Lichtquelle nicht in das Innere eines Motorenzylinders dringen. Da kamen die neuen feuerfesten Glasarten den Forschern zustatten. In dem oben befindlichen Explosionsraum eines Zylinders wurde ein Fenster eingesetzt, und nun konnte der Verbrennungsvorgang genau und in allen Einzelheiten beobachtet werden. Es wurden mit der Filmkamera sogar Zeitlupenaufnahmen gemacht, Zündung und Flammenbildung wurden studiert und so besonders beim neuzeitlichen Dieselmotor der Wert der verschiedenen Brennstoffsorten genau festgelegt. Die Theorie des Verbrennungsvorganges konnte auf diese Weise durch die Beobachtung und den praktischen Versuch erweitert werden.

Was halten die Metalle aus?

Man sollte meinen, daß die Konstrukteure bei der Planung von Maschinen und Eisenbauten die Festigkeitseigenschaften der Baustoffe genau kennen und danach die Formen bestimmen können. Gewiß, die Festigkeitslehre ist eines der Grundfächer der technischen Hochschulen, was allerdings nicht bedeutet, daß sie nun für alle Zeiten unwandelbar fest läge. Eine solche Umwandlung hat sich denn auch in den letzten Jahren vollzogen und hat Ergebnisse gebracht, die den ältesten Erkenntnissen oft entgegenstehen. Die Festigkeit der Bauten, so erkannte man neuerdings ist sowohl durch den Werkstoff als auch durch die Formgebung bestimmt. Die Anwendung des Maier-als bestimmt. Die Anwendung des Maier-als dieser Erkenntnis kommt dem Maschinen- und Stahlwerksbau insofern zugute, als jetzt auch der Leichtmetallbauweise Bedeutung beigemessen wird, die bisher verschlossen waren. Es kommt um es allgemeinverständlich auszudrücken, nicht darauf an, für ein bestimmtes Bauwerk Eisen oder Stahl anzuwenden, um die verlangte Tragfähigkeit zu erreichen, sondern darauf, dem Metall die richtige Form als Träger, Schiene oder Maschinenteil zu geben. So läßt sich denn auch Leichtmetall in der richtigen Regierung zu Konstruktionen verarbeiten, die diesem nur wenig überlegen sind. Feste Werkstoff bisher verschlossen waren. Höhere Sicherheit und größere Wirtschaftlichkeit — das ist es, was die neue Festigkeitslehre gebracht hat.

Nicht nur der Leichtmetallbau wird davon betroffen, sondern beispielsweise auch der moderne Motorenbau. Eines der formvollig komplizierten Maschinenelemente ist die wieder so heikle Kurbelwelle. Sie wurde bisher im Gesenk aus feinem Stahlsorten geschmiedet, um dann erst der gleichfalls nicht billigen Bearbeitung zugeführt zu werden. Man hütete sich streng, den Faserverlauf des Metalles zu zerstören, weil sonst die Beförderung unmöglich geworden wäre.

Versuchen wieder zum Guß von Kurbelwellen aus hochwertigen Gußeisensorten zufriedigekehrt mit dem Erfolge, daß die Kurbelwellen wesentlich billiger herzustellen sind.

So arbeitet die technische Forschung auf vielen Gebieten an der Auffindung und Anwendung neuer und anderer Werk- und Rohstoffe und deren richtigen Einsatz in der Industrie und der Wirtschaft.

Flugzeuggeschwindigkeiten in Maschinen

Es ist immer eine ehrende Anerkennung deutscher Arbeit, wenn fremde Staaten bei uns Großmaschinen bestellen. In Berlin-Siemensstadt entstehen gegenwärtig vier gewaltige Strom-Großerzeuger für das Wasserkraftwerk Noalajärvi in Finnland. Deren erste in diesen Tagen die Laufprobe glänzend bestanden hat.

Die Festigkeit einer solchen Maschine zu erproben, ist keine Kleinigkeit. Wenn der Läufer schon tödlich ist Umdrehungszahl erreicht hat, dann macht er 265 Touren in der Minute. Das will angesichts der 4000 Umdrehungen moderner Automotoren nicht viel besagen, erscheint jedoch in einem anderen Lichte, wenn berechnet wird daß dieser Läufer einen Durchmesser von fast acht Meter hat. Jeder Punkt am Umfange bewegt sich dann mit einer Geschwindigkeit von 110 Meter in der Sekunde. Das ist schneller als ein Schnellflugzeug fliegt und entspricht einer Stundengeschwindigkeit von fast 400 Kilometer. Daß bei solcher Beanspruchung die umfangreichsten Vorsichtsmaßregeln in der Werkstatt getroffen werden müssen, versteht sich von selbst. Tiefe Schiendergruben werden gebaut, die die diesem nur wenig überlegenden Werkstoff bisher verschlossen waren. Höhere Sicherheit und größere Wirtschaftlichkeit — das ist es, was die neue Festigkeitslehre gebracht hat.

Nicht nur der Leichtmetallbau wird davon betroffen, sondern beispielsweise auch der moderne Motorenbau. Eines der formvollig komplizierten Maschinenelemente ist die wieder so heikle Kurbelwelle. Sie wurde bisher im Gesenk aus feinem Stahlsorten geschmiedet, um dann erst der gleichfalls nicht billigen Bearbeitung zugeführt zu werden. Man hütete sich streng, den Faserverlauf des Metalles zu zerstören weil sonst die Beförderung unmöglich geworden wäre.

Neuerdings ist man nach Entwicklung entsprechender Verfahren wieder zum Guß von Kurbelwellen aus hochwertigen Gußeisensorten zufriedigekehrt mit dem Erfolge, daß die Kurbelwellen wesentlich billiger herzustellen sind.

So arbeitet die technische Forschung auf vielen Gebieten an der Auffindung und Anwendung neuer und anderer Werk- und Rohstoffe

Der Ehrendienst der deutschen Frau

Neben dem Mann steht als Arbeitskraft die Frau. Tag für Tag sitzt sie an der Schreibmaschine, hinter Büchern, steht hinter dem Ladentisch oder an den Maschinen der Fabrik. Der Beruf füllt sie aus, er ist Inhalt ihres Lebens auf Jahre hinaus geworden. Auch auf ihrem Gesicht liegt — wie bei dem Manne — bald der Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit, wenn es gilt, eine Arbeit besonders sorgfältig auszuführen oder der Ausdruck fliegender Hast, wenn eilige Arbeiten zu bewältigen sind. Und nach Feierabend, wenn die Straßen sich füllen, liegt auf dem Gesicht arbeitender Frauen noch jener Abglanz der Tagesarbeit, der sich nach Jahren ihren Zügen einprägt. So lebt sich die Frau tief in die Gedankenwelt der Arbeit hinein. Entfernt sie sich nun immer mehr von ihrer eigentlichen Aufgabe, in erster Linie Frau und Mutter zu sein?

Wir haben uns in den vergangenen Jahren hierüber manchesmal Gedanken gemacht, aber nichts dazu getan, irgendeine Aenderung herbeizuführen. Es sollen hier die Dinge der Vergangenheit, in der nur die weibliche Arbeitskraft vorzog, weil sie billiger war als die männliche, nicht berührt werden. Frauenarbeit wird heute nicht mehr nach Lohngrundsätzen betrachtet, sondern nach natürlichen Notwendigkeiten.

Im nationalsozialistischen Staat wird die Berufstätigkeit der Frau keineswegs, wie eine tendenziöse Hetze gewisser ausländischer Kreise behauptet, grundsätzlich abgelehnt.

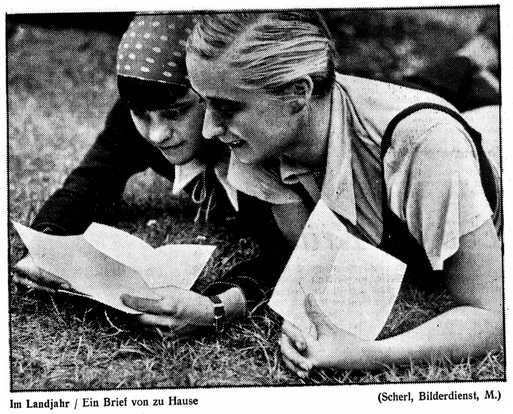
Wir wollen von jenen „besseren Töchtern" nichts wissen, die nach ihrer Schulzeit behütet, umsorgt und unfähig im Elternhause auf die Heirat warteten. Es gibt genügend Berufe, die von einer Frau ausgefüllt werden können und es gibt auch genügend Berufe, in denen Frauen aus ihrer natürlichen Veranlagung heraus Besseres leisten als der Mann. Es gibt auch nicht zuletzt Aufgaben für die deutsche Frau, die im Gemeininteresse des deutschen Volkes ehrenamtlich erfüllt werden müssen und zwar wohl vornehmlich von jenen Frauen, die auf berufliche Tätigkeit nicht unbedingt angewiesen sind.

Für den ersten Augenblick mag es scheinen, daß noch viele Jahre vergehen müssen, bis man aus allen den hier angeführten Wirrnissen mißverständener Arbeitspolitik, notwendiger brutaler Verschiebungen oder hocherfreulicher Interessenlosigkeit an der Aufgabe der Frau im Volke herausgefunden hat.

Es ist selbstverständlich, daß mit althergebrachten Sitten und Gebräuchen oder mit dem Ehrgeiz, Berufe ergreifen zu wollen, die nicht ihrer Veranlagung entsprechen, gebrochen werden muß. Wenn auch die Organisation des weiblichen Arbeitsdienstes hinter der des männlichen Arbeitsdienstes an Größe und Umfang noch erheblich zurücksteht, so bedeutet das nicht, daß die Aufgaben des Frauenarbeitsdienstes weder in praktischer noch in erzieherischer Hinsicht geringer sind. Mit zur Einführung der allgemeinen weiblichen Arbeitsdienstpflicht ist der Weg nicht mehr allzu weit, und die weibliche Arbeitsdienstpflicht ist genau so notwendig wie der Pflichtdienst der Männer. Gelegentlich der Tagung des Reichsarbeitsdienstes, die kürzlich auf der Wartburg stattfand, wurde bereits verkündet, daß nunmehr der weibliche Arbeitsdienst direkt dem Reichsarbeitsführer unterstellt und aus der Verwaltung der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung herausgehoben ist. Damit ist der erste Schritt zur einheitlichen staatlichen Lenkung des gesamten deutschen Arbeitsdienstes getan.

Die Aufgaben des weiblichen Arbeitsdienstes werden nicht anders als bisher sein, nur mit dem Unterschied, daß der weibliche Arbeitsdienst sich nicht mehr aus Freiwilligen, sondern aus Pflichtigen zusammensetzt. Da wird das Mädel aus dem Büro neben dem Mädel der Fabrik, das Mädel vom Lande neben der Tochter des „Großen Hauses" ein und dieselbe Arbeit verrichten.

Dort draußen, wo der männliche Arbeitsdienst Neuland geschaffen hat, wo Neusiedlungen entstehen, wird der weibliche Arbeitsdienst den Siedlerfrauen zur Hand gehen, wird helfen, diese Neusiedlungen aufbauen. Der männliche und der weibliche Arbeitsdienst werden also Hand in Hand arbeiten. Der junge Mann wird neuen Raum gewinnen, das Mädel wird helfen ihn zu bebauen und zu bewirtschaften. Die gesamte Jugend wird also um die Nahrungsfreiheit des deutschen Volkes ringen.



Im Landjahr / Ein Brief von zu Hause (Scherl, Bilderdienst, M.)

Das Mädel aus dem Büro wird seine blasse Farbe verlieren, es wird draußen auf dem Lande am Boden arbeiten, gesunde Landkinder sehen und pflegen, die schwere ländliche Hausarbeit kennenlernen. Es wird wissen, daß nicht allein die Arbeit hinter der Schreibmaschine den ganzen Menschen beansprucht, sondern auch die Tätigkeit als Hausfrau. Und das Mädel aus der Fabrik wird die gesunde Luft des Landes nehmen, es wird sehen, daß Blut und Boden es geben. Ebenso das Mädel, das nicht unbedingt auf Verdienst angewiesen ist. Es wird sich zunächst in dem Kreis schaffender Menschen fremd fühlen. Bald aber wird es erkennen, daß Arbeit das Dasein erst lebenswert macht. Es wird mit den praktischen Verrichtungen, es wird mit den primitivsten Lebensformen, es wird mit den Nöten der Arbeitsmänner für die Pflege und Erhaltung des Arbeitsdienstgeistes sorgen, und zwar nicht in überlebten Vereinsideen, sondern in praktischer Arbeit und weiterer Formung der Jugend. Die Männer werden durch den Arbeitsdank der Organisation aller schaffenden Volksgenossen, der Deutschen Arbeitsfront, zugeführt. Die Mädel aber den BDM-Frauenschaften. Dort, in der Deutschen Arbeitsfront und in den Frauenschaften soll sich das Arbeitsdiensterlebnis immer wieder erneuern und vertiefen im Dienst an der deutschen Nation. Brauchtum und Sitte erhält, auch dann, wenn das Schicksal mit unerbittlicher Härte an das Leben der jungen Menschen herantritt.

Auch hier wird der Arbeitsdank, wie bei den Arbeitsmännern für die Pflege und Erhaltung des Arbeitsdienstgeistes sorgen, und zwar nicht in überlebten Vereinsideen, sondern in praktischer Arbeit und weiterer Formung der Jugend. Die Männer werden durch den Arbeitsdank der Organisation aller schaffenden Volksgenossen, der Deutschen Arbeitsfront, zugeführt. Die Mädel aber den BDM-Frauenschaften. Dort, in der Deutschen Arbeitsfront und in den Frauenschaften soll sich das Arbeitsdiensterlebnis immer wieder erneuern und vertiefen im Dienst an der deutschen Nation. Brauchtum und Sitte erhält, auch dann, wenn das Schicksal mit unerbittlicher Härte an das Leben der jungen Menschen herantritt.

Gewiß könnte man auch hier — wie bei dem männlichen Arbeitsdienst sagen: „Wird denn das Arbeitsdiensterlebnis nicht kläglich durch die dazwischen liegenden Jahre verwischt sein. Ist der Eindruck dieses Erlebnisses so groß, daß er

Im Juni essen wir

noch häufiger als im Mai die erfrischenden

Spargelgerichte:

Die Spargelsuppe erweitern wir zum Hauptgericht durch Einkneten von Semmelwürfeln oder Grieß und durch Einlage von Fleischklößchen oder geschnittenen Kalbfleischstückchen.

Spargel dünsten wir mit Butter, Salz und Zucker, lassen ihn abtropfen und geben ihn mit Butter, Kopfsalat und Bratkartoffeln als Festtagsgericht. Spargel mischen wir mit Makkaroni in einer Mayonnaise oder Marinade als Salat zum Abendbrot oder geben 3—4 Zentimeter lange Spargelstücke in einer kräftig abgeschmeckten Kräutertunke.

Spitzkohl oder Wirsingkohl werden mit Hammelfleisch und Kartoffelscheiben in wenig Fett und Wasser gedünstet. Wir können auch eine helle Mehlschwitze herstellen, den gut gekochten Kohl untermischen und dazu Bratwürste oder geschmortes Rinderherz mit Kartoffelbrei geben.

Kohlrabi wird mit den Stengeln fein geschnitzt, in wenig kochendem Salzwasser gedünstet, in Fett leicht geschwenkt oder in einer hellen Mehlschwitze mit Bratkartoffeln zu kurz gebratener Leber gereicht oder das Gemüse mit Senfeiern, die wir viertellen oder halbieren, und Salzkartoffeln zum Mittagessen gegeben.

Karotten und junge Mohrrüben kommen auch auf den Markt. Wir dämpfen sie, schmoren sie in wenig Fett und bestreuen sie mit Petersilie. Sie schmecken gut zu Schweine- und Rindergulasch.

Kerbel ist schon lange wieder da! Wir stellen eine helle Mehlschwitzsuppe her, die wir kräftig mit gehacktem Kerbel abschmecken. Hinterher reicht man einen Hefeflockenkranz mit Gemüseeinlage. Oder wir geben

Kerbelunke zu gedünstetem Fisch oder zu grünem Salat.

Kopfsalat in verschiedenen Dickmilch mit Zucker abgeschmeckt, Gurken- und Kopfsalat in Kräutertunke! Vom

Mangold stellen wir aus den Blättern ein spinatähnliches, von den Stielen ein kohlrabiähnliches Gericht her.

Sauerampfer ist eisenhaltig; er sollte viel mehr angebaut und verwendet werden für unsere aufwachsende Jugend. Gut gewaschen, tropfnaß in den Kochtopf gebau, kurz gekocht, fein gehackt und entweder zu Sauerampfersuppe verwendet, die mit Kartoffelmehl und Sahne bindig gemacht und mit Zucker abgeschmeckt wird oder zu kompottähnlichem Gemüse durch die Maschine gedreht und mit Zucker — in manchen Gegenden auch mit Honig — zubereitet.

Die Hausfrau verwendet am Anfang des Monats noch

Rhabarber, dann

grüne Stachelbeeren, die sie als Stachelbeersuppe mit Sago oder Kartoffelmehl bindig macht, Grießauflauf mit Stachelbeeren einlage.

Hefeflockenflammeri und Graupenflammeri mit Stachelbeertunke.

Wir trinken jetzt noch mehr

Buttermilch, essen viel

Dickmilch und viel Quarkbrot mit Radieschen, Schnittlauch oder Zwiebel bestreut.

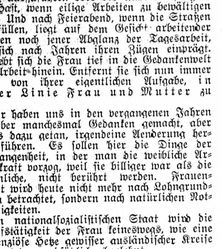
Die ersten Erdbeeren mischen wir mit durchgeschlagenem Quark zur Maksasspeise, gerührtes Vollkornbrot macht die Speise kräftiger.

Aber wir mischen die ersten Kirschen und Erdbeeren, zuckern gut und geben einen halben Pfund Puddingvollwerkammeri darüber. Festlieger und gefüllte Eier ist ein Hochgenuß. Oder den wir unserer heranwachsenden Jugend viel häufiger als bisher reichen wollen. In allen Gemüsearten, auch zum Mischgemüse, kann Zuckermaterial aus England zur Verwendung, geben wir zweimal wöchentlich wie bisher.

Fischgerichte. Der leichtverdauliche, besonders wohlschmeckende und sorgfältig zubereitete Fisch bietet eine sehr willkommene Abwechslung in dem Speisezettel der wärmeren Jahreszeit. Wir haben die örtlich angebotenen Süßwasserfische, die wir nie mehr kochen sollten, sondern stets dämpfen oder dünsten. Im übrigen hat die auf schnellstem Wege herangebrachten Seefische, die sie backen kann und zur Erhaltung aller Nährstoffe weder panieren wird. Die Matrele gebacken, gebräunt, das Aal in Gelee mit Bratkartoffeln, der Felchen mit Kopfsalat, Goldbutt mit Kartoffelsalat, Fischfilet mit Gemüse, Hering marinniert als Abendgericht.

(Entnommen der Zeitschrift „Deutsche Hausfrau in Wirtschaft", Organ des Deutschen Frauenwerks.)

Schachaufgabe



Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung: (18 Figuren): Weiß (8 Figuren): König d 8, Dame g 3, Springer e 6, h 7, Läufer d 7, f 4, Bauer c 2, Turm e 1. — Schwarz (10 Figuren): König d 5, Springer a 6, e 5, Läufer d 4, Bauer c 4, c 5, d 6, f 5, f 6, g 4.

Gleichklang von der Wasserkant.

Kehrt von weiter Fahrt das Schiff zurück,
Grüßt die B des Schiffers froher Blick,
Aller Not in Sturm und dunkler Nacht
Hilfreich sie ein plötzlich Ende macht.

Schreck und Grausen jagt durchs Schiff sich fort
Gellt der Ruf: ein Mann ist über Bord,
Alle Hilf' ist oft verzeblich dann,
Zieht den H der arme Schwimmer an.

Wo die B die grünen Ufer säumt
Auf dem K man gern die Stund' verträumt,
Dringend zieht es einen weit hinaus,
Kommen Schiffe, fahren Schiffe aus.

Sie wissen Rat.

Max und Flax treffen sich auf der Landstraße. Zehn Kilometer ist der Heimatort entfernt. Max hat ein Fahrrad, Flax will nach Hause laufen. Max macht folgenden Vorschlag: „Jeder von uns würde zu Fuß in zwei Stunden, mit dem Fahrrad in einer halben Stunde zu Hause sein. Wir wollen nun gleichzeitig aufbrechen, ich zu Rad, du zu Fuß. Beim ersten Kilometerstein lege ich das Rad hin und gehe zu Fuß weiter. Wenn du das Rad erreichst hast, setzt du dich drauf, fährst zum nächsten Kilometerstein und überläßt das Rad mir wieder, während du weitergehst. So wollen wir beide bis nach Hause abwechselnd fahren und laufen. Wir kommen schneller hin, als wenn wir beide zu Fuß gingen." Dieser Vorschlag wurde ausgeführt. War er richtig und wie lange dauerte es, bis Max und Flax die Stadt erreichten?

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 1. Wasserpflanze, 4. Blutgefäß, 7. Gutschein, 8. Bad in Hessen, 10. weiblicher Name, 12. kirchlicher Würdenträger, 13. Titel, 14. Versicherung, 15. Stadt in Brasilien, 16. Figur aus dem Nibelungenlied, 17. Behälter, 19. Göttergeschlecht, 20. englischer Adelstitel, 21. wie 20., 22. griechische Göttin, 24. Wasser in fester Form, 25. Pfütze, 26. Vorgebirge des Harz, 27. weiblicher Name. — b) Von oben nach unten: 1. männlicher Name, 2. weiblicher Name, 3. Spieß, 4. Teil des Baumes, 5. Stadt in Altgriechenland, 6. Soldat, 7. männlicher Schmud, 9. Denkzeichen, 11. Halenfisch in Arabien, 18. bekanntes ehemaliges Berliner Theater, 19. Erdteil, 23. Spottname für den Amerikaner, 24. Gemeinschaft.

Magisches Doppelquadrat.

9	16	11	13	3
14	7	10	1	14
7	5	8	1	14
6	3	2	6	13
15	3	11	12	13

Die Ziffern in vorstehender Figur sind durch Buchstaben zu ersetzen, es ergeben dann die fünf Querreihen Wörter mit folgender Bedeutung: 1. Zimmerpflanze, 2. Insel im Züricher See, 3. Stadt in Mähren, 4. Edelfisch, 5. russisches Längenmaß. Hat man die Wörter gefunden, so ergeben die durch Unterstreichen hervorgehobenen Felder ein auf der Spitze stehendes Quadrat, wenn man mit dem mittelsten Buchstaben der obersten Reihe beginnt und von rechts nach links liest, eine winterliche Naturerscheinung.

Versteckrätsel.

In jeder der folgenden Dichterstellen ist ein Wort, das einen geographischen Namen in sich birgt, enthalten.

1. Hangen und Bangen in schwebender Pein. (Goethe.)

2. Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß. (Goethe.)

3. Dem wackern Mann vertraut ein Weib getrost, und wär' er Freund, ein zweifelhaft Geschick. (Goethe.)

4. Der Herr muß selber sein der Knecht. (Rollenhagen.)

5. Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt, solang er noch an die drei Worte glaubt. (Schiller.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

Lösung:

1.) f 4 — f 5, T h 5 × f 5; 2.) Lb2—e5 beliebig; 3.) Turm d 3 gibt matt. — Schlägt z. B. 2., der schwarze Turm den Läufer e 5, so folgt natürlich T d 3 — e 5 matt.

Verschmelzungsaufgabe.

Benzion, Ferdinand, Iferlohn, Netzdenz, Guatemala, Serbien, Tapezier, Eisenbahn, Rakofe. — Pfingsten.

Silbenrätsel.

1. Sukkade, 2. Tennis, 3. Aftralog, 4. Pharao, 5. Ever, 6. Languedoc, 7. Labyrinth, 8. Auflauf, 9. Ibo, 10. Figaro, 11. Daenemark. — Stapellauf des „Gorch Fock".

Anfügungsaufgabe.

Walter, Ameise, Lotto, Diwan, Mohr, Gut, Atlas, Samt, Teppich, Clau, Rache. — Blutmeister.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Elisa, 4. Ala, 11. Salat, 12. Tao, 14. Leo, 15. Somme, 16. Alm, 17. Barmen, 19. Emilie, 21. Roller, 24. Benare, 31. Abe, 32. Regel, 34. Eis, 35. See, 36. Emma, 37. Los, 38. Essen. — Von oben nach unten: 1. Kalb, 2. Else, 3. Laon, 4. Rim, 5. Gum, 6. Atem, 7. Lome, 9. Lea, 10. Tor, 12. Tal, 13. Ali, 18. Mal, 20. Inn, 21. Rast, 22. Obe, 23. Lee, 24. Erle, 25. Reis, 26. Lene, 27. Elen, 28. Oel, 29. Rio, 30. Esse, 33. Gas.

Silbenrätsel.

Berlin (Bergen, Lingen).

Haus, Hof und Garten

Das deutsche schwarzköpfige Fleischschaf

Alle deutschen Fleischschafrassen sind mit Hilfe englischer Rassen entstanden, und die ersten englischen Fleischschafe gelangten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland. Als dann später im Jahre 1870 bis 1880 die Wollpreise sanken und damit die Zucht der edlen Merinoschafe an Bedeutung verlor und auch gleichzeitig die Fleischpreise eine Steigerung erfuhren, machte sich eine starke Vermehrung der Fleischschafrassen bei uns in Deutschland bemerkbar. Wie sehr dabei die Wollpreise gesunken und die Fleischpreise gestiegen sind, zeigen folgende Zahlen: In den Jahren 1831 bis 1835 erhielt man für 1 kg Wolle 9 kg Schaffleisch, und im Jahre 1912 erhielt man für 1 kg Wolle nur 1 kg Schaffleisch.

Zu Ausbruch des Weltkrieges besaßen wir in Deutschland zahlreiche rein gezüchtete englische Fleischschafherden der Southdown, der Shropshire, Hampshire, Oxfordshire, Suffolk- und Suffolkkrasse. Als es dann an den Züchtern und Haltern lag, die Rasse und Nachzuchtgezielt auswählen zu können, was bisher nur Zufallserfolg zu erwarten, entschlossen sich zielbewußte Schafzüchter in Westfalen und Ostpreußen, die dort gezüchteten Oxfordshire- und Hampshireschafe durch Kreuzung zu vereinigen und zu einem bodenständigen deutschen schwarzköpfigen Fleischschafe zu einheitlichem Typ zu gestalten. Durch fortgesetzte systematische Zuchtwahl und unter Zuhilfenahme aller wissenschaftlichen Maßnahmen zur Förderung der Tierzucht, namentlich der Leistungsprüfung, ist es den Züchtern in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, die Vorzüge der beiden genannten Rassen zu vereinigen und das in Form und Leistung gewünschte deutsche schwarzköpfige Fleischschaf zu schaffen.

Der Körper der Tiere ist breit, tief und gut bemuskelt und wird voll fertigen, gut gestellten Gliedmaßen getragen. Das Lebendgewicht ausgewachsener Mutterschafe schwankt zwischen 55 und 60 kg und geht in Stammherden sehr oft weit über dieses Mittel hinaus. Die Haare am Kopfe und an den unteren Gliedmaßen sind schwarz oder schwarzbraun. Die Wolle ist jedoch rein weiß, leicht gewellt und mittellang. Das Vlies ist meist gut geschlossen und von ausgeglichenem Charakter. Bei Fahresschur weist die Wolle eine Länge von rund 10 cm auf. Sie besitzt Feinheit, d. h. die Wolle der schwarzköpfigen Fleischschafe ist gröber als die der Merinofleischschafe und feiner als die der weißköpfigen Fleischschafe. Geschoren wurden im Jahresmittel 4 bis 5 kg Schmutzwolle mit 50% Reinertrag (Reinwollgewicht). Dank der großen Fruchtbarkeit der männlichen und weiblichen Tiere und der häufigen Zwillingsgeburten ist das Ablammergebnis außerordentlich günstig. In Stammherden werden von 100 Mutterschafen 130 bis 150 Lämmer geboren. Letztere sind frühreif und entwickeln sich infolge der guten Milchleistung der Mütter sehr schnell. Auf den Viehmärkten sind sie eine gesuchte Schlachtware.

Deutsche schwarzköpfige Fleischschafe Zeichnung: Wolfermann (M)

Zu Haltung und Pflege stellt das schwarzköpfige Fleischschaf keine besonderen Anforderungen. Es ist infolge seiner ausgesprochenen Wirtschaftsfuttertypie — im Kleinbetriebe bei Einzelstallhaltung und auch im Schafpferch — bestens zu verwerten. Achten Schafe ferner gesund und widerstandsfähig sind und über große Gängigkeit verfügen, vermögen sie weite Märsche, ausgedehnten Weidegang, verbunden mit Pferchhaltung, gut zu ertragen. Dank aller dieser Eigenschaften haben die schwarzköpfigen Fleischschafe in Deutschland eine überaus weite Verbreitung gefunden, und sie haben sich namentlich in Gegenden mit feuchtem Klima, an der Küste, in Flußniederungen und in gebirgigen Lagen, wo die Erzeugung einer Wolle im Merinocharakter auf Schwierigkeiten stößt, bestens bewährt. In diesen Gegenden sind in Pommern, Mecklenburg, Hessen, Hannover und Ostpreußen) sind daher auch große zusammenhängende Zuchtgebiete dieser Rasse entstanden, die über erstklassiges Zuchtmaterial verfügen. Daß haben die Züchtereinigungen dieser Gebiete auf den Reichsnährstandsausstellungen mehrfach unter Beweis gestellt.

B.

Entenaufzucht für den eigenen Haushalt

Es ist nicht an die Aufzucht großer Mengen gedacht, die wesentlich anders gehandhabt werden müßte, als hier beschrieben werden soll. Vielmehr sind die kleinen Posten gemeint, von denen später wohl einige Tiere verkauft, die meisten aber im eigenen Haushalt verzehrt werden. Weist wird die Ente viel zu früh ernährt und wird damit zu einem teuren Braten. Man sollte also die im Herbst und Winter im Haushalt gebratenen Enten so spät wie möglich — im Juni ist vollkommen Zeit genug, vorausgesetzt, man ist in der Lage, sich rechtzeitig Zuchtstamm dann legt — schlüpfen lassen. Schlachtenten zum Verkauf, mit denen man doch keinen Verdienst erzielen will, sollten mit 5 bis 6 Wochen fertig sein und fortkommen, denn dann ist Stillstand im Wachstum und nur noch täglich Verlust zu buchen. Man kann Enteneier mit der Glucke oder Pute ausbrüten und die Küken auch durch diese führen lassen, wobei es allerdings gut ist, den Auslauf zu beschränken, weil es der Stiefmutter, die ja gern zu Fuß ist, einfallen könnte, ihre Spaziergänge für die schwerfälligen Entenküken allzu weit auszudehnen.

Die Aufzucht mit Kunstglucken ist aber ebenso leicht, wenn nicht sogar leichter. Dewaggluke, künstliche Glucken. Stuwwaplatten werden bei kleineren Posten, große Schirmglucken bei großen Posten ihren Zweck, richtig behandelt, ausgezeichnet erfüllen. Der Stall soll hell und luftig, der Fußboden trocken, vorteilhaft aus Holz oder Kokosfaserbelegen, auf jeden Fall saugfähig sein. Die Einstreu ist gleichfalls trocken zu halten, was am besten dadurch erreicht, daß sie dünn eingeschüttet wird, und zwar erst Torfstreu, darauf Häcksel. Damit die Enten sich nicht unnötig mit Wasser beschäftigen ist das Tontrankgefäß auf einen engmaschigen Drahtgeflechtrahmen zu setzen, der wiederum über einem Wechunkorstaß steht. Das überschwappende Wasser fließt also durch das Drahtgeflecht in das Klechkorn, das von Zeit zu Zeit entleert wird. Eine Badegelegenheit wird von der zweiten Woche an durch eine aus verzinktem Eisenblech hergestellte Wanne mit Holzaufsteg gegeben. Die Enten brauchen viel Wärme, daher sollte auf 30 Grad Celsius, ab zweiter Woche etwa 25 Grad Celsius, geachtet werden. Gegen das Ausmarschieren der kleinen Tiere in den Auslauf ist nichts einzuwenden, doch achte man darauf, daß sie nicht in einen „Grä-

Zeichnungen 1—8: Sambow (M)

Abbildung 1. Jungen Enten wird das Wasser auf einen Drahtrahmen gesetzt (Blechteller darunter), damit sie trocken bleiben. Im Napf ist ein halber Ziegelstein

scrunwald" kommen, sondern schneide das Gras vorher kurz. Sonnenbrand vertragen Enten nicht, der Auslauf muß also Schattenspender haben. Naturgemäß ist eine kleine Ente noch dumm, bleibt irgendwo sitzen, hat sich gewisser-

Abbildung 2
Das erste Bad der jungen Enten

le Kartoffelflocken, 15 Teile Fischmehl, 5 Teile Sojaschrot, 3 Teile Sand, 2 Teile Holzkohle.

Das Futter ist mit süßer Milch oder Wasser feuchtkrümelig herzustellen. Will man sich die Mühe des Selbstmischens nicht machen, so nehme man eines der im Handel befindlichen Aufzuchtfutter, die es in mehliger Beschaffenheit und gebacken gibt.

Die Futterzeiten sind regelmäßig innezuhalten, etwa um 6½, 11½, 16½, 18½ Uhr. Man bleibt, wenn angängig, stehen und nimmt den Rest gleich wieder fort, hält ihn mindestens nach einer halben Stunde ab und gibt ihn den alten Tieren.

Oberlandwirtschaftsrat i. R. Römer.

Praktischer Ratgeber

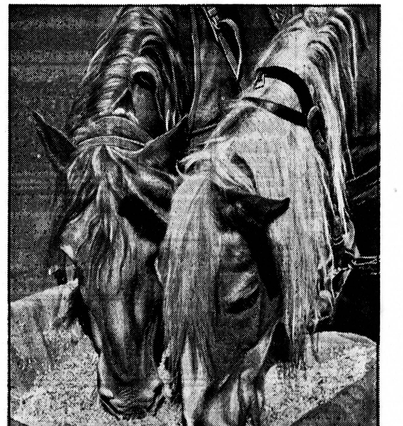
Arbeitskalender. Landtechnische Arbeiten im Juni. Die Heuernte geht los, und die trockenen und witterungsgünstigen Tage werden mit der Heumahd ausgefüllt. Selbstverständlich sind alle für die Heuernte erforderlichen Maschinen und Geräte vorhanden und gebrauchsfähig, in erster Linie die Grasmähmaschine und dann natürlich auch die Sensen. Für das Dengeln des Sensenblattes gibt es gut durchdachte Vorrichtungen, deren Leistung mindestens dem Handdengeln gleichkommt, in der Arbeitsdauer jedoch weit übertrifft. Zum Wenden des Heues gibt es Gabelheuwender und Trommelheuwender. Nach dem Trocknen des Heues wird es durch Schwadenrechen zusammengezogen, um es abladen zu können. Auch von diesen Landmaschinen gibt es verschiedene Ausführungsformen, auch in Verbindung mit Heuwerbern gebaut, so daß also die Maschine einmal als Heuwender und zum anderen als Schwadenrechen benutzt werden kann. — Die Ställe sollen jetzt mittels Antreichverrichtungen nen gewäscht werden. Hierfür hat sich Kalkmilch auch zur Bekämpfung der Obstmaden bewährt. — Hat der Bauer noch einige ruhige Tage, so wird er jetzt die für die bevorstehenden Erntemonate benötigten Mähmaschinen und andere Erntegeräte mustern, sowie auch die Fahrzeuge instand setzen. Achsen abschmieren usw., die zur Beförderung der Ernte erforderlich sind. Als Schmiermittel werden nur diese harz- und säurefreie Fette verwendet. Die an Handmaschinen vorhandenen Rollen- oder Walzlager sollten nur die vorgeschriebenen besonderen Fette etwa alle Werktage einmal erhalten. Nk.

Arbeit des Gartenfreundes im Juni. Im Laufe des Monats werden schon etliche Gemüsebeete frei. Wir lassen sie keinesfalls brachliegen, sondern pflanzen Rosen- und Grünkohl darauf. Möglich ist auch noch eine Saat von Buschbohnen und Erbsen. Erstere bringen Anfang Oktober noch eine Ernte. Die Spargelernte wird nun beendet, Johanni ist der letzte Tag des Stechens. Die Pflanzen müssen grüne Blätter bilden, um Nährstoffe fürs kommende Frühjahr zu sammeln. Die Bäume werden eingeerntet, nachdem man die Wege geladeit und mit kurzem Dünger bestreut hat. Die Tomaten bringen, wenn wir nicht aufpassen, starke Seitentriebe hervor, die später mehr Früchte tragen als der Hauptrieb. Darum müssen die Seitentriebe wiederholt ausgebrochen werden. Der Hauptrieb wird an einen Pfahl gebeftet. Küchenkräuter schneiden wir kurz vor der Blüte und bringen sie zum Trocknen in einen luftigen Raum. Außerdem darf die Hausfrau bei der Ernte nicht vergessen, daß der Winter lang ist und junges Gemüse jetzt in Gläser oder Dosen für die Zeit ohne Ernte eingekocht werden muß. — Auf den Staudenbeeten im Blumengarten gibt es schon trockene Blütenstiele, die wir abschneiden. Wir pflegen den Rasen durch Schneiden. Einebnen der Maulwurfshügel und Entfernen von Unkräutern. Wir hegen die Schlingengewächse an die Laube und beobachten, ob die Rosen vom Mehltau befallen werden. Mit einem schwefelhaltigen Mittel muß dagegen gespritzt werden, oder man verstäubt Schwefelpulver auf Blätter und Triebe. Blumenpflanzen, die im Frühbeet nicht umgesetzt wurden, werden jetzt mit einer Düngung bedacht. Bei trockenem Wetter überspritzen wir die draußen stehenden Topfgewächse mittels feiner Brause mit abgestandenem Wasser. Aber Rosenwildlinge gepflanzt hat, kann nun bald an das Veredeln denken. — Im ganzen Garten ist sodann auf gute Unkrautbekämpfung zu achten. Niemals lasse man sich Samenunkräuter so weit entwickeln, daß der Samen reif wird. Auch an dem Zaun und zwischen den Sträuchern darf die Hacke niemals ruhen. Weiterhin ist ein Bewässern für das Wachstum aller Pflanzen notwendig. Oftmals wird zu wenig gegossen, so daß die Erde nicht richtig durchfeuchtet. Und was besonders vernachlässigt wird, sind der Rasen und dann die Obstbäume. Auch diese bedürfen Wasser, sonst werfen sie viel von den jungen, sich gerade entwickelnden Früchten ab.

Schfd.

Nach der Arbeit

(Mauritius, M.)



Fridericus diktiert einen Brief

Der Große König fand einst auf dem Tisch seines Kammerlakaien einen angefangenen Brief, der folgenden Wortlaut hatte:

„Liebe Rieke, gestern konnte ich wieder nicht zu dir kommen, weil der Alte große Gesellschaft hatte und mir keine Stunde Urlaub gönnt."

Friedrich las und schüttelte ärgerlich den Kopf. Die Geschichte von der großen Gesellschaft war völlig erlogen. Der König ließ den Lakaien rufen, führte ihn am Ohr zu dem Tisch und diktierte ihm den Brief zu Ende:

„Heute kann ich leider auch nicht kommen, weil der Alte mir böse ist, und die nächste Zeit auch nicht, weil ich wegen meiner Lügenhaftigkeit auf acht Tage nach Spandau muß."

Er kennt ihn

Hänschen hat kürzlich erst gelernt, wie er grüßen soll. Wie er nun heute mit der Großmama spazieren geht, grüßt er nach jedem Auto hin.

Großmama: „Hänschen, das mußt du nicht tun. Du hast nur Leute zu grüßen, die du kennst."

Da fährt ein Auto vorbei; neben dem Chauffeur sitzt ein schöner Hund. Strahlend grüßt Hänschen und ruft beglückt: „Den Wau kenn ich!"

Einbegriffen

Lehrer: „Kurt, bilde einen Satz mit ‚Ei'!"
Kurt: „Ich habe Kuchen gegessen."
Lehrer: „Aber wo ist denn da das Ei?"
Kurt: „Im Kuchen, Herr Lehrer."

Selbst ist der Mann

„Welcher Schafskopf von Barbier hat Ihnen denn den großen Schnitt auf der Backe beigebracht?"

„Ich rasiere mich selbst."

Bescheiden

„Ich habe in meinem ganzen Leben", sagte er, „nur zwei wirklich schöne Frauen getroffen."

„So" meinte sie, „und wer war die andere?"

Richtige Antwort

„Was geschieht, wenn ein Licht in einem Winkel von 45 Grad auf einen Wasserspiegel fällt?"

„Es geht aus!"

Der schlaue Peter

Der Turnlehrer ließ eine Klasse Jungens Freiübungen machen. „Ihr legt euch jetzt auf den Rücken," so erklärt er, „hebt die Beine in die Höhe und bewegt sie, als ob ihr beim Radfahren wärt, los!"

Einer der Jungens macht nur ein paar Bewegungen, dann hielt er die Beine still.

„Warum hältst du die Beine still, Peter?" fragte der Lehrer.

„Ich hab' ja Freilauf, Herr Lehrer!" sagte Peter.

Boshaft

„Mein Vater war ein geistig sehr hochstehender Mann. Seine Intelligenz hat sich auf uns Kinder vererbt."

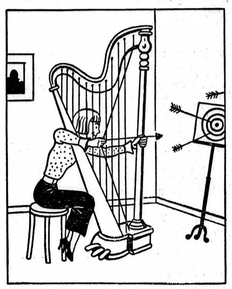
„Hm, Sie scheinen aber viele Geschwister zu haben."

Kennzeichen

„Was ist das eigentlich für ein Mensch, dieser Bender?"

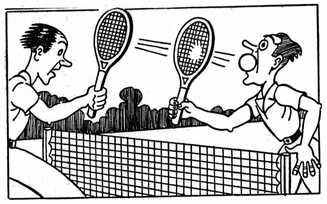
„Hör mal zu! Wenn du zwei Männer auf der Straße im Gespräch siehst, und der eine von den beiden gähnt vor Langeweile, dann ist der andere der Bender!"

Sport und Spaß



Die Harfenspielerin hat Bogenschießen gelernt

Die Köchin des Boxmeisters „Seit sie beim Kochen meine alten Handschuhe trägt, verbrennt sie sich nicht mehr die Finger."



Ein harter Bissen

„Ist das Ihr Ball, Herr Golfspieler?" — „Was hat er denn kaputtgeschlagen?" — „Gar nichts!" — „Ja, danke, er gehört mir!"

Kleiner Zwischenfall beim Dauerlauf „Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich Sie begleite?"

Au!

Brigittchen kommt schon zum dritten Male ungewaschen in die Schule. Worauf die Lehrerin einen Brief an die Eltern schreibt und sie zur Rücksprache zu sich bittet. Andertags kommt Brigittchens Vater, entschuldigt seine Tochter und verspricht Besserung. Dann aber, als er sich verabschiedet, meint er versöhnlich: „Wird schon werden, Fräulein! Aber Hand aufs Herz, waschen wir uns denn alle Tage?"

Man muß sich zu helfen wissen!

Der Lehrer schreitet durch die Bankreihen: „Aber Kurt, was macht denn dein einer Schuh hier auf der Schulbank?"

„Herr Lehrer, ich habe mein Radiergummi vergessen, nun radiere ich mit dem Gummiabsatz!"

Marie

„Marie", sagte die Hausfrau, „bevor Sie die Suppenteller abservieren, müssen Sie die Gäste fragen, ob sie noch Suppe wünschen." — Bei der nächsten Einladung fragte Marie einen Gast: „Wünschen Sie noch Suppe?" — „Bitte, ja!" — „Es ist aber keine mehr da!" erklärte Marie.

Wandlungen

Der Lehrer fragt: „Nennt mir Tiere, die durch ihr Entwicklungsstadium andere Namen bekommen. Zum Beispiel: Engerling — Maikäfer."

Fritz meldet sich: „Kaulquappe und Frosch!"
Lehrer: „Gut."
Hans: „Raupe und Schmetterling!"
Lehrer: „Gut. Wer weiß noch mehr?"
Der kleine Max: „Hering und Bücking, Herr Lehrer!"

Aus der Geschichte

Fritz hat sein Geschichtspensum schlecht gelernt. Man hatte die Belagerung von Wien durch die Türken durchgenommen, und Fritz wird nun gefragt: „Wohin sind die Türken nach der mißlungenen Belagerung von Wien geflohen?"

Schnell gefaßt antwortet Fritz: „Die Türken sind nach der Belagerung von Wien so schnell geflohen, daß die Geschichtsschreiber nicht wissen, wo sie hingekommen sind."

Sein Standpunkt

Mein kleiner Junge war unartig, und ich mußte ihn verhauen. Tief gekränkt meinte er nach der peinlichen Prozedur: „Wenn ich Roma wäre, würde ich nicht so fest hauen!"

Auf Berlinisch

Lehrer: „Nennt mir einen Gegenstand männlichen und einen sächlichen Geschlechts."
Schüler: „Der Mann — das Männeken!"

Zartes Gemüt

„Au!" sagte Lu, als ihr Georg die Hand ab. „Fassen Sie mich doch nicht immer so brutal an! Haben Sie denn niemals Verlangen nach einem bißchen Zartheit?"

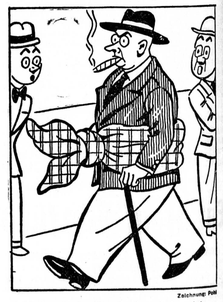
„Doch", meinte nachdenklich Georg, „höchstens, wenn ich ein Schnitzel bestelle."

Erklärung

„Du, Karle, was ist denn eigentlich ein Defizit?"

„Mensch, das weeste nich — das ist . . . das du hast, wenn du weniger hast, als du hättest, wie du nischt hattest."

Gute Besserung!



Wenn der Bauchredner heiser ist

Lakein

„Fritz, wenn dein Vater gestern fünf Hasen und heute drei Hasen geschossen hat, wieviel wären das im ganzen?"

Fritz: „Das wären vierzehn Hasen, drei Füchse und zwei Rehböcke."

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige im 7. Tag bringt Ihnen lohnenden Erfolg!

3 Tisch-Decken reinl. Damast-Qualität, rein weiß mit modern. Blumenmustern. Größe 100×160 cm abgepaßt u. gef. 1 Garnitur 1.65
3 Gar. nur 5.55
Versand gegen Nachnahme. Umtausch oder Geld zurück. Illustr. Wäschekatalog kostenlos.
Textil Wündisch Augsburg 224

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Wenn schon, dann gut! Wir stellen bewußt unsere drei besten Kaffeesorten zur Kritik. Dieses Werbe-Paket enthält 3 × ½ Kilo. Der Versuch lohnt
1½ Kg RM 2.65
Zusendung frisch geröstet am Tage der Bestellung. Nachnahme ohne Nebenkosten Preisliste kostenlos.
Fiedler-topf
Großrösterei Bremen-N 135

Küchenmesser u. Essig . . Vom Essig angelaufene Messer werden blitzblank durch Herdfeger
Herdfeger putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

Hastreiter's giftfreie pflanzliche Kräuter-Kuren gegen Kropf Basedow
Bei Mißerfolg Geld zurück
Verlangen Sie kostenlos wissenschaftl. Broschüre Nr. 2
Frieder. Hastreiter Germering bei München

Unreines Blut?
Dann lesen Sie bitte unsere Broschüre Ein Weg z. Gesundheit
Sie ist kostenlos und unverbindlich.
Dr. med. Lindberg & Cie. Heidelberg-B. 102 B.

Schlank
Arztlich. Vorschrift leichter Brammer mit gut. Medaille. Ohne Aufpolsterung konstruiert. Goth. Nürnberg S. 5 a/6

Heiraten
Fräul., 26 J. kath., tüchtig, wirtschaftl., sol. kath. Herrn in sicher. Stellung zwecks späterer Heirat
Gute Waschenaust. u. Warmerm. vorh. Ernstgem. Zuschr. m. Bild u. Nr. 7/197 an „Der 7. Tag", Paderborn.
28jähr. Mädel, 1.65 groß, angen. Aussteuer, dem es an gut. Herzensbildung fehlt, möchte auf diesem Wege kath. Herrn zwecks späterer Heirat kennenlernen. Ausst., spät. Vermögen. Nur ernstgem. Zuschrift. m. Bild u. Nr. 7/198 an „Der 7. Tag", Bad.

Krämpfe Fallsucht
Ärztevorordnen „Epilepsan". Kranke bestätigen nach 10 Jahre nach der Kur keine Anfälle mehr. Gratis! zu haben! Fragen Sie Ihren Arzt! Nur in Apotheken gebräuchl. — Aufklärende Druckschrift durch Dr. Curt Schaefer, Fabr. pharm. Präp. Leipzig N 21/ 118

Stricker bietet für 47.50
Herrenrad, Modell 103 L, Halb- oder Ballon, Ausführung Mittelkompl. Lichtanl. Ein Stricker Qual. Rad. Katal. kostenl.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

HONIG
nicht erhitzt, volles Aroma, mit unzerstörten Heilstoffen. Klee, Lindenrach. 5 Pfd.-Anhalt 11.45 RM, 5 Pfd. 7.10 RM, Nachn. frei dort. Imkerei Mittelstenen b. Bartenstein (Ostpr.)

Deutsche Markennähmaschinen ab RM 124.–, Zick-Zack ab RM 198.– Ritter, Paderborn, Markt 8 Besichtigung erbeten

Der Gastgeber (protzig): „Diese große Ananas ist das Köstlichste, was ich Ihnen vorsetzen könnte. Das Stück hat zehn Mark gekostet. Darf ich Ihnen eine Scheibe davon abschneiden?"

Der Gast: „Bitte. Etwa für 80 Pfennig."

Beim Arzt

Doktor: „Ihre Genesung können Sie in der Hauptsache Ihrer Widerstandskraft verdanken!"

Schotte: „Dann werden Sie also nicht das volle Honorar berechnen!"

*

In einer niederrheinischen Stadt lebte einmal ein alter Großkaufmann, der sich aus kleinen Anfängen emporgearbeitet hatte. Er schrieb eines Tages folgende Anweisung an seinen Bankier: „Senden Sie mich durch den Ueberbringer dieses 5000 Mark!"

Der Prokurist wies bescheiden darauf hin, daß es doch „Senden Sie mir" heißen müsse. Aber der Alte meinte ärgerlich: „Schreiben Sie uns Stücken Sie mir 5000 Mark?! und ick schreib: Schicken Sie mich 5000 Mark. Da wollen wir doch sehen, wer wat kriegt!"

Und es blieb beim „mich".

Die gekränkte Katze

Manuella liebt die Katzen. Sie sorgt nicht nur für ihr körperliches Wohl. Auch die Katzenseele betreut sie. Und da übertreibt sie manchmal.

Gestern war ihre Katze böse. Sie schmeichelte nicht. Sie schnurrte nicht.

„Was hat deine Katze?"

„Ich habe sie tief gekränkt."

„Gekränkt? Womit?"

„Ich habe gestern eine Mausefalle gekauft." („Fliegende Blätter")

Dann nicht!

„Lügen ist das häßlichste aller Laster. Merken Sie sich, wir dürfen unseren Nächsten nicht belügen", meinte Balzac einmal zu seinem Diener. — „Warum läßt aber der Herr, wenn der Gerichtsvollzieher kommt, immer sagen, er wäre nicht zu Hause?" fragte der Diener. — „Gerichtsvollzieher gehören nicht zu unseren Nächsten", erwiderte Balzac.

Ziel
bewußte Insertion belebt das Geschäft!

Krampfader-Geschwüre
Heilung bestätigen 100% dankbarer Verbraucher
Prospekte kostenlos!
P. Funke Söhne, Leipzig, Thomasiusstr. 108

Kölner Großdombau-Lotterie
Höchstgewinn RM 30000 bar
H. C. Kröger & Co.
Berlin W 8, Friedrichstr. 185 an der Leipziger Straße

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn; Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn, „Der 7. Tag": I. Vj. 36: 37 660. Zurzeit ist Preisliste 5 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

I. Jahrgang – Nr. 25 Postbezugspreis 45 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn Sonntag, 21. Juni 1936

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Lesen Sie in dieser Nummer: **Erststürmer der Gipfel** Der Kampf um die höchsten Berge der Erde

Mann am Steuer

Darin liegt für uns alle ein bekanntes Bild. Es ist ja ganz gleich, welches Steuer gemeint ist, ob es der Schiffer und Bootsmann ist, der Mann, der hinter den glühenden Kesseln der Lokomotiven Tag um Tag seinen Steuermannsdienst tut oder auch, um ganz modern zu sehen, der Mann, der hinter dem Steuerrad des Kraftwagens sitzt, ein Bild, das heute allen so selbstverständlich und völlig „gewöhnlich" ist, daß man sich kaum noch Gedanken darüber macht. Aber wie gesagt, das Steuer soll uns gleichgültig sein; auf den Mann kommt es uns an. Wenn auch der Steuermann auf dem Boot uns das augenfällig reichere Bild bietet und das Gleichnis deutlicher prägt, das uns ein äußerliches Bild wertvoll macht. Der Bootsmann ist das Urbild aller jener, die ein Steuer führen, in ihm prägen sich alle Eigenschaften, die das Amt des Steuermannes fordert, besonders sichtlich aus. —

Ungezählte Bilder huschen alltäglich an unserm Auge vorbei; auf die wenigsten vermögen wir uns nach einiger Zeit noch zu besinnen. Erst wenn eins uns irgend wie an die Seele gerührt hat, wenn es uns erschüttert, ganz gleich, ob auf freundliche oder auf schmerzliche Weise, erst dann prägt es sich uns tiefer ein, so daß wir mit Gedanken daran hängen und uns immer wieder seiner erinnern. So bin ich einmal einem Steuermann begegnet, auf eine besondere Weise, und davon sei hier kurz berichtet.

*

Es war ein wirklicher Steuermann, einer der auf einem Motorboot das Steuer führte, der Tag für Tag auf diesem Posten seine Pflicht tat. Wir waren eine fröhliche Gesellschaft an jenem schwülen Sommertage. Spiegelglatt lag der weite See in seinem Bett zwischen den hohen Bergen; er verschloß sich ganz nach innen, als behüte er ein großes Geheimnis für sich. Aber vielleicht gerade darum lockte er so sehr, daß wir nicht widerstehen konnten. Wir gingen fröhlich plaudernd hinab an den Hafen und es traf sich gut, daß gerade ein leeres Boot dort festmachte. Wir gingen auf den Bootsmann zu und forderten ihn auf, mit uns eine Fahrt über den See zu machen. Mit seinen scharfen Augen, die so blau und so tief waren wie der See, musterte er uns lange und eindringlich, so daß es wie eine Ernüchterung über uns kam. „Das laßt nur sein, Kinder," sagte er in seiner gemütvollen herzlichen Art. „Der — und dabei deutete er über die Schulter auf den See — hat's heute in sich. Das gibt in einer Stunde ein Gewitter." Und dabei holte er tief Atem, als könne er das Wetter riechen. Ein Gewitter? Was kann denn schon ein Gewitter für einen rechten Seemann bedeuten! Das ging wie Gemurmel durch unsere Reihen. Aber der Alte verstand, es zuckte in seinem Gesicht. Das ging wohl seiner Ehre zu nah; denn er reckte sich unwillkürlich auf, seine Züge wurden schalkhaft und bekamen einen Glanz wie von Lieben. Dann nahm er die schwielige Faust aus der Tasche, schob das dampfende Pfeifchen in den anderen Mundwinkel, sagte nur: „Nun gut", und machte sich daran, das Boot vom Kai zu lösen. Wir schauten uns verdutzt an. Die Stunde war sonnig und klar, das Blauauge des Sees lockte, die Berge winkten von drüben. Da hatte die Fröhlichkeit uns wieder und lachend stiegen wir ein. Lieder klangen auf, als das schmucke Boot auf den See hinaus glitt. Es herrschte ausgelassene Fröhlichkeit unter uns, aber ich mußte immer auf den Bootsmann schauen, der ruhig und ernst am Steuer stand, als gehe ihn all das Lärmen nichts an. Fest hatte er mit beiden Händen das Steuerrad gefaßt, unbeweglich war sein Gesicht, nur die Augen wanderten prüfend über das Wasser, tasteten über die Berge und hafteten am Horizont. Und wir waren noch keine halbe Stunde auf dem Wasser, weit waren die Ufer zurückgeblieben, da schob es sich finster über den Berg. Wahrhaftig! Ein Gewitter zog auf. Schon kam ein Wind auf und im Augenblick wurde die See unruhig. Alle waren still geworden, keiner wagte ein Wort zu sagen. Da drückten die Fäuste des Steuermannes in das Rad und aufgeregt schnurrend wandte das Boot langsam um. Aber es dauerte nur noch Augenblicke, da kam schon Sturm auf, so daß uns bei all unserer Unternehmungslust recht ungemütlich wurde. Immer noch stand der Mann am Steuer unbeweglich. Dann brach das Unwetter los. Wild tanzte das Boot auf den Wellen, da hingen aller Augen nur noch an unserem Führer. Wir fühlten plötzlich, daß an seiner Tüchtigkeit vielleicht unser Leben

Vater und Sohn am Steuer / Von L. G. Schmidbauer — Bavaria-Verlag (Eigene Klischeeanfertigung)

Schiffersohn

Einst werde ich selber am Steuer stehn,
Wenn wild die Wellen vorn übergehn,

Ich hab, ja sooft davon geträumt:
Wie der Bug sich trotzig im Sturme bäumt

Und die Wolken wie schwere Frachten ziehn
Und weit das Ufer vorüberfliehn. —

So maßlos ist des Stromes Gewalt.
Ich aber fasse das Steuer und halt'

Nur immer voraus: Eine Brücke, ein Dom
Und winkende Berge, So lieb ich den Strom.

So soll er mich tragen weit bis ans Meer.
Wenn dort dann ein riesiger Segler wär'

Und es rief: „Komm über" einer von Bord . . .
Ich führ' bis ans Ende der Welt mit fort.

hing. Der stand nun da wie aus Stein gehauen, keiner sah ihm eine Erregung an, und unsere Furcht vermochte ebenso wenig wie vorhin unsere Fröhlichkeit, ihn zu bewegen. Nur eins prägte sich in seinem Antlitz aus: der felsenfeste Wille, durchzukommen gegen alle Gewalten des Sturmes und der See. Dieser Wille weckte in uns langsam Zuversicht und wir begannen, den Mann am Steuer zu bewundern. Immer geringer wurden wir in dieser Stunde vor uns selbst, immer riesiger wuchs der da hinter dem klopfenden Motor. Näher kam das Ufer heran, dort reichte eine Landungsbrücke zu uns herüber. Haarscharf legte das Boot an, wir halfen mit, das Landungsseil anzuzielen. Nun lagen wir fest. Als wir wieder an Land waren, kam einer nach dem anderen und reichte dem Bootsmann die Hand. Da kam ein ganz feines Lächeln um seinen Mund. Wohl, weil die Gefahr glücklich überstanden war. Der Mann am Steuer sprach kein Wort. Nur das Pfeifchen, das ihm ausgegangen war, zündete er sich seelenruhig wieder an und schaute von unserm Unterstand ins Wetter hinaus. „Das ist in zehn Minuten vorbei" sagte er dann, und es klang wie etwas völlig Gleichgültiges. Aber diesmal glaubten wir ihm. —

*

Mann am Steuer! Wie gesagt, ich habe das Bild dieses Mannes nie vergessen. Nun, nicht jeder braucht ein Boot mit fidelen Fahrgästen durch die stürmische See zu steuern. Nicht jeder braucht auf einer sausenden Lokomotive hinter fauchenden Kesseln zu stehen, ja nicht jeder braucht einmal ein Auto zu fahren (wenn es auch heinahe jeder möchte!) Aber am Steuer stehen? Das muß halt jeder, denke ich; denn es kommt ja, um es noch einmal zu sagen, auf das Steuer garnicht an, sondern auf den Mann. Es hat ja jeder sein Schicksalchen, und wenn es auch noch so gering ist! Das ist wie ein Schiff, das durch den Ozean des Lebens gesteuert werden muß. Oder wenn dieser Vergleich zu „poetisch" ist — unsere Zeit ist ja nun einmal so unpoetisch — der sage getrost: Es hat jeder seinen Wagen, gleich ob es nun ein Achtzylinder oder nur ein kleiner Zweitaktmotor ist, den er durch das große Hindernisrennen dieses Daseins hindurchbringen muß. Und „glatte" Fahrt ist wohl den Wenigsten beschert. Aber auch darauf kommt es nicht an, auch eine Panne ist noch zu beheben; aber unter keinen Umständen darf man — liegen bleiben. Denn sonst scheidet man aus und hat das Nachsehen. Das zu verhindern, dafür ist eben wichtig, daß man sich seines Amtes als Steuermann wohl und zu jeder Zeit bewußt ist und daß man auch von sich aus dieses Amt gern und bereitwillig führen will. Und das heißt in allererster Linie: ein ganzer Mensch sein, jederzeit bereit, eine große Gefahr zu übersehen. Freilich, dazu gehört Mut, wie ihn unser guter Steuermann oben bewiesen hat, dazu gehört aber noch mehr: Selbstvertrauen und wirkliches Können, dazu gehört Ausharrenkönnen auf dem Posten und das Steuer nicht aus der Hand lassen, komme was da wolle. Dazu gehört: seine Pflicht tun bis aufs Aeußerste, weil durch das Vorbild auch die anderen angespornt und mitgerissen werden. Denn es ist sehr wenig erreicht, wenn einer gut durchkommt, aber alles ist gewonnen, wenn viele ans Ziel kommen. Darum hat der Mann am Steuer eine doppelte Verantwortung, die für sich, und die für die anderen. Das nimmt einem manchen schönen Plan fort, gewiß. Da muß man auch auf diese oder jene „Chance" verzichten, damit der andere nicht überrannt wird und dann — vielleicht liegen bleibt. Der Mann am Steuer ist nicht nur ein tapferer Kerl, sondern auch Kamerad, der immer hilft, wo es zu helfen gilt.

So kommt das Leben eines jeden einzelnen in eine große Ordnung, in der jeder seinen Platz hat, jeder sein Steuerrad, jeder seine Fahrt zu tun hat, damit die Ordnung immer bleibt. Die aber hat ein Größerer uns ins Herz gelegt, der über den Sternen wohnt und das große Steuerrad in Händen hält, das all die Millionen Bahnen bestimmt, die eines jeden einzelnen, wie die eines jeden Volkes. Und vertrauen wir ihm, daß er die Fahrt zu einem guten Ende führt.

Der Pfarrer

Von Hans Friedrich Blunck

Als Bauer Delfs seinen Rüben die zerschnittenen Rüben vorgeworfen hatte und sich aufrichten wollte, stieß sein Kopf gegen die Sparren, die dem kleinen Stall das Licht gab. Sie schaukelte, so daß die Wände zu schwanken schienen. Der Mann hielt sie an. Während er sich dabei reckte und den linken Fuß aufstemmte, sank er ein wenig in den Boden ein und erschrak. Denn im gleichen Augenblick fiel ihm ein, daß ein Kälbchen, das hier unter der Erde lag, unter seinem Gewicht eingebrochen sein mußte. Er scharrte schnell mit den Füßen Stroh und Kaff darüber hin und maß den Tieren in Ruhe wieder das Heu zu. Erst in der Tür wandte er sich, wie um noch einmal zu überprüfen, ob er allein im Stall gewesen war. Dann warf er das Tor hinter sich zu, schritt durchs Flett in die Wohnstube und ließ sich schwer in einen Stuhl fallen, die Knie waren ihm müde.

Der Schreck hatte es getan! Er hätte an das Kälbchen denken, er hätte es längst einmal ausgraben und umsehen sollen. Aber es war nicht sein, und er wollte es niemals in den Fingern halten: ihm war, als vermöchte er es dann vielleicht nicht abzugeben und der auszuhändigen, der es einmal gehören sollte.

Es war eine sonderbare Geschichte um das Ding, und doch so, wie es auch schon zu früheren Zeiten im Dorf geschehen war. Als Delfs und sein Freund in den Krieg hatten ausziehen müssen, gab der andere ihm, was er erspart hatte in harten Goldstücken. Vielmehr, er gab es ihm nicht, er vergrub es in Delfs Stall und wollte nichts weiter, als daß der Freund, wenn er selbst nicht wiederkäme, es für sein Kind aufgrübe, wenn es in Not wäre, oder aber wenn es heiraten wollte. Der andere war nicht wiedergekommen, und die Tochter war groß geworden und in des Bauern Haus und half ihm schon, die eigenen Kinder aufziehen. Und das Kälbchen war in der Erde geblieben, die Zeit war vergangen. Jetzt war es wohl morsch geworden — erschroken war Delfs, als er mit dem Fuß einsank, eine halbe Hand breit.

Delfs zog in Aerger die Stirn hoch. Nicht daran denken! Vielleicht heiratete die Dirn niemals, da hatte er keine Pflicht, davon zu wissen, und sein eigener Enkel mochte es finden, wenn er den Stallboden aufgrub. Und wenn das Mädchen es anders beschloß und wirklich den Gutsschreiber nahm, — nun, da konnte man immer noch sehen. Der Bauer erhob sich, er klopfte mit dem Fuß auf, fast als müsse er prüfen, ob's auch ein Huf geworden war, und geriet ins Schmunzeln über die eigene Unvernunft.

Als er wieder durchs Flett schritt, sah er das Mädchen Anna in der Küche am Herd. Der Flurschein fiel auf ihr Gesicht. Delfs suchte im Aufblicken in Gedanken nach Zügen des gefallenen Freundes und fand nichts.

Was hatte er doch vorgehabt? Der Bauer stieß die Beitür auf; er hatte einen Knotenstock in der Hand. Ihm fiel ein, daß er die Schafe eintreiben wollte, der Frost konnte arg werden über Nacht. Mürrisch hopste er über die Hofsteine.

Warum stolperte ihm nach ein paar Schritten zu allem anderen der Gutsschreiber in den Weg? Zum Erschrecken war's! „Was treibt dich der Teufel, Ott, lauerst mir auf, du?"

„Ich lauer dir nicht auf, Delfs. Aber weiß man denn wer da kommt, wenn du den linken Fuß nachziehst?"

„Ich zieh den Fuß nach?" Delfs möchte den Knüppel auf den Schreiber springen lassen. Ich tielleicht?"

„Nun nicht mehr", sagte der andere erschrocken, man merkte, er wollte sich keinen Feind schaffen. „Es war vielleicht Einbildung!"

Eine Weile Schweigen.

„Wie gehts denn am Gutshaus, Ott? Weißt du, der alte Graf hätte nicht fallen dürfen. ich denke noch an den Tag, da wir zusammen ausgoren, er und Annas Vater und ich. Und ist nur einer wiedergekommen."

Warum sprach der Mann nicht? Wußte er vielleicht von den Goldstücken, lauerte darauf und schlug sich darum zu der Dirn?

„Warum redest du nicht, ist dir das Maul verharft?"

„Weil du vom Gutshaus wissen wolltest. Ist nicht viel darüber zu reden."

Nun ja, das war wohl so, und es war nur recht vom Schreiber, daß er über seinen Brotgeber den Mund hielt.

Es gibt indes Abende, wo man mehr hören möchte als an anderen. Stunden, wo alles wie verhext scheint und alle Neuigkeiten sich drängen. Der Bauer hob die Laterne; wieder schwang Feuerschein über die Wände und Delfs erschrak, er mußte dabei an den Brand auf dem Gutshof denken. Er warf den Schafen noch ein Bündel Heu hin, — viel brauchten sie nicht, sagte die Regierung, aber seine Schafe waren eben bessere Schafe. Dann wollte er zum Flett zurück, um noch einiges von Ott zu hören.

Als Delfs in die Küche kam, war der Schreiber gegangen, niemand hatte ihn zum Bleiben geladen. Nur einen Brief hatte er dagelassen, hätte der Dummkopf es nicht gleich sagen können? An den Bauern ging der und war aus der Stadt. Und lud ihn vor, vorm Richter Zeugnis abzulegen über den Brand.

Dem Mann war im ersten Augenblick, als braucht er den Brief nur ins Herdfeuer zu werfen und wäre damit von aller Angst frei. Dann wußte er murrend, warum der Abend so absonderlich auf ihn zugekommen war. Der Aerger fiel von ihm ab und wich einer Art Feierlichkeit, über die er ebenso wenig den Grund anzugeben vermocht hätte wie über das, was vorangegangen war.

Delfs ging in die Stube, er ließ die anderen allein beim Abendbrot. Ans Fenster setzte er sich, aber er zündete die Lampe nicht an, er wollte das Land draußen sehen. Nur die Pfeife glomm in seiner Hand und lief mitunter einen leichten Widerschein über Gesicht und Hände fallen.

Wenn er zum Richter ging, mußte er vieles sagen, was er nicht hatte sagen wollen. Es würde gegen den jungen Grafen gehen, das hat ihm leid um den Vater, der neben ihm gefallen war. Aber es half nun nichts, wer die Hand zum Eid erhebt, muß sie rein wieder sinken lassen. Er überlegte genau, was er würde aussagen müssen, nicht ein Wort zuviel noch zu wenig; schwer wurde ihm ums Herz, und der Ernst bedrängte ihn.

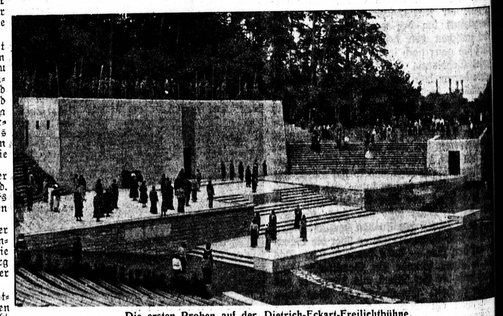
Während Delfs aber nachdachte und ihm seltsam zumute wurde vor der Stille draußen und vorm Ernst in seiner Brust, kam es ihm noch einmal wie Furcht an vor dem, das auf ihm selbst lastete. Die Sense im Stall — daß es gerade heute geschehen war, es machte ihm den Kopf heiß. Wohl, er konnte sich rechtfertigen! Wer konnte ihm je beweisen, daß er etwas gewußt hatte? Nicht einmal der Tote konnte ihn zeihen, war denn schon Hochzeitstag, war die junge Anna in Not? Gut hatte sie es, zu sich ins Haus hatte er sie genommen, nur daß ihm Gott nicht ins Gewissen fahren könnte, er hätte Unrecht getan. Aber im Gegenteil, jeder Mann, wie jeder es weiß, daß es keine größere Not gibt, als wenn zwei sich lieb haben und wissen nicht, wo sie hinaus sollen.

Was hatte das, zum Teufel, mit der Sache in der Stadt zu tun?

Der Bauer Delfs wußte: was er aussagen mußte, war nicht gut für den Hof dort drüben, und es bedrängte ihn. Der Schwur tat ihm, aber zugleich aus dem Kleinen auf. Er prüfte die eigene Heimlichkeit, wurde unruhig und vermochte nicht sich zu rechtfertigen. Die Sense im Stall, — gerade heut war es ihm angekommen! Die Not, die er zu heben versprochen, er wußte, es war alles unwahr, was man ihm gegen sagen konnte. Zeit wurde es, dem Mädchen von seinem Heiratsgut zu erzählen.

Der Bauer preßte die Hände um die Stuhllehne, als müsse er sich noch einmal dagegen wehren.

Dann seufzte er und hob sich auf. Um zum Schwören kam, wollte er dies hinter sich haben. Mit schweren Schritten stapfte er über das Flett, hob im Gerätschuppen einen Spaten vom Nagel, hing zum drittenmal im Gang die Laterne an den Haken und tappte in nachdenklich dahin, wo sein Fuß eingesunken war. So weit war und daß er die Sache ertragen mußte — eh' er selbst anfinge. Eine rechte Hand soll man haben vorm Eid. Und eine Liebe ist not, das mag man wenden wie man will.



Die ersten Proben auf der Dietrich-Eckart-Freilichtbühne

Unter der Regie von Dr. Niedecken-Gebhardt wird zur Zeit auf der Dietrich-Eckart-Freilichtbühne, die bekanntlich dicht neben den Olympischen Kampfstätten liegt, eifrig geprobt. Zur Aufführung wird hier das musikalische Drama von Haydn „Herakles" gelangen. (Scherl Bilderdienst, K.)

Adamson auf Dachsjagd

Aus dem Album: Adamson, Humor. Verlag Dr. Eysler & Co. A.-G., Berlin SW 68, Markgrafenstraße

Der Feuerball der Sonne steigt...

Der Feuerball der Sonne steigt und steigt,
die Gärten sind ein Blütenüberschwang,
der Wind, der durch die offnen Fenster streicht,
ist schwer von Duft. Und doch: wie Abgesang

des Frühlings sirrt der Sichel stählern Lied.
Es fällt das Gras der Wiese. Erste Mahd!
Was eben fröhlich noch gegrünt, geblüht,
sinkt hin. Der Lenz selbst stirbt. Der Sommer naht.

Noch steht des Sommers Fülle uns bevor,
Der Tag ist lang. Der Abend kommt erst spät,
und dennoch: dieser Klang der Sicheln weht
als Trauerbotschaft schon an unser Ohr.

Noch strahlt beglückend junger Menschenmut,
noch brennt das Mohnfeld wild und purpurrot,
doch ahnt das Herz bereits den bittern Tod,
der wartend schlummert in der Dinge Grund.

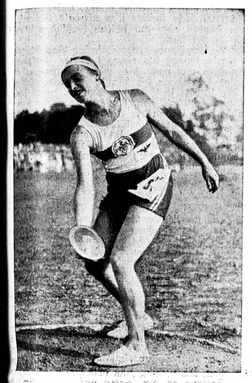
Es ist das Herz ein wunderliches Ding!
Verloren in das Auf und Ab der Zeit
und dennoch, wie ein bunter Schmetterling,
taumelnd durch's Licht in Sonnenseligkeit.

Der Führer in Wilhelmshaven

Nach der Ankunft in Wilhelmshaven schreitet der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht mit dem Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg, Generaladmiral Raeder und dem Kommandierenden Admiral der Marinestation der Nordsee, Vizeadmiral Schultze (von links nach rechts), die Front der Ehrenkompanie ab. (Scherl Bilderdienst, K.)

Das Hochwasser in Bayern

Die Ueberschwemmungen der Donau und der Gebirgsbäche haben in dem Straubinger Becken schweren Schaden angerichtet. Den Autofahrern gelingt es nur mit Mühe, auf den überschwemmten Straßen vorwärts zu kommen. Aber meistens heißt es: Kleider herunter, und dann muß das Fahrzeug, das sonst treu seinen Dienst versieht, mit vereinten Kräften durch das Wasser geschoben werden. (Atlantic, K.)



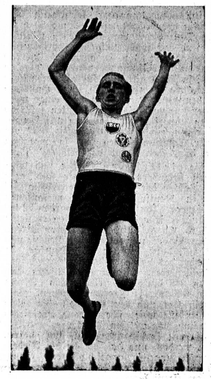


Bild links:
Gisela Mauermeyer warf Weltrekord

Bei den Leichtathletik-Meisterschaften Oberbayerns warf die deutsche Mehrkämpferin Gisela Mauermeyer die Scheibe 47,99 Meter weit, was einen Weltrekord bedeutet. (Presse-Photo, K.)

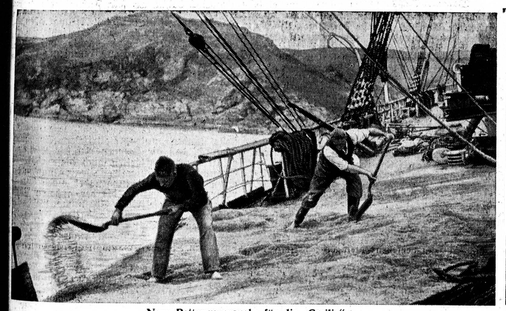
Bild Mitte:
Long übertraf Leichum

Der Leipziger Long stellte in seiner Heimatstadt im Weitsprung mit 7,81 Meter einen neuen deutschen Rekord auf. (Schirner, K.)

Bild rechts:
Dem Eifelsieger Rosemeyer

Korpsführer Hühnlein überreicht dem Auto-unionfahrer Rosemeyer den Siegerkranz nach seinem schönen Erfolge im 10. Internationalen Eifelrennen. (Weltbild, K.)

Sport-Rekorde vom Sonntag



Neue Rettungsversuche für die „Cecilie"

In der Nacht des 25. April strandete bekanntlich das finnische Segelschiff „Cecilie", eins der größten der Welt, mit einer Getreideladung an der englischen Küste. Nachdem man das Schiff schon aufgegeben hatte, werden jetzt neuerdings wieder Versuche unternommen, den Segler flott zu bekommen. Die feuchtgewordene Getreideladung muß zunächst über Bord geschaufelt werden, bevor man mit den weiteren Arbeiten beginnen kann. (Presse-Bild-Zentr., K.)

Der Tribünen-Einsturz in Bukarest

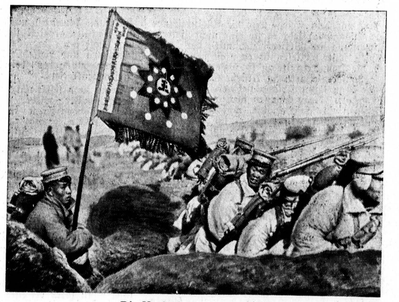
Bei der Parade der Jugendverbände, die alljährlich am Gedenktag der Wiedereinsetzung König Carols stattfindet und zu der die königliche Familie, ausländische Regierungsvertreter, staatliche Würdenträger und viele Gäste des Königs erschienen waren, stürzte ein großer Teil der errichteten Holztribüne ein, die von Zuschauern dicht besetzt war. Das Unglück forderte mehrere Todesopfer und viele Verletzte. Unser Bild zeigt: Die eingestürzte Tribüne, die, wie erkennbar ist, von dem rechts stehengebliebenen Tribünenteil förmlich abgebrochen ist. (Scherl Bilderdienst, K.)

Der Negus empfängt

In einem Privathaus zu Wimbledon gaben Haile Selassie und seine Tochter, Prinzessin Yashimabet, ein Gartenfest, zu dem neben Damen der englischen Gesellschaft auch die Vertreterinnen von 32 Frauenorganisationen geladen waren, die hier vom Negus begrüßt werden. Wie bekannt, hat die italienische Regierung gegen Empfänge des Negus auf englischem Boden Verwahrung eingelegt. (Presse-Photo, K.)

Deutsche Auszeichnung für einen Japaner

Direktor Kinya Nagao, der Leiter einer pharmazeutischen Fabrik in Tokio wurde wegen seiner Verdienste um die Errichtung eines deutschen Forschungsinstitutes in Kioto mit dem höchsten Ehrenzeichen des Deutschen Roten Kreuzes ausgezeichnet. (Scherl Bilderdienst, K.)



Die Kantontruppen marschieren

Nach den jüngsten Meldungen scheint nunmehr in China der Bürgerkrieg unausbleiblich zu sein. Das Bild zeigt kantonesische Truppen in einem Schützengraben bei kürzlich abgehaltenen Manövern. (Weltbild, K.)

Welt der Frau

Kind und Blume / Anregung von Margaret Hohmann

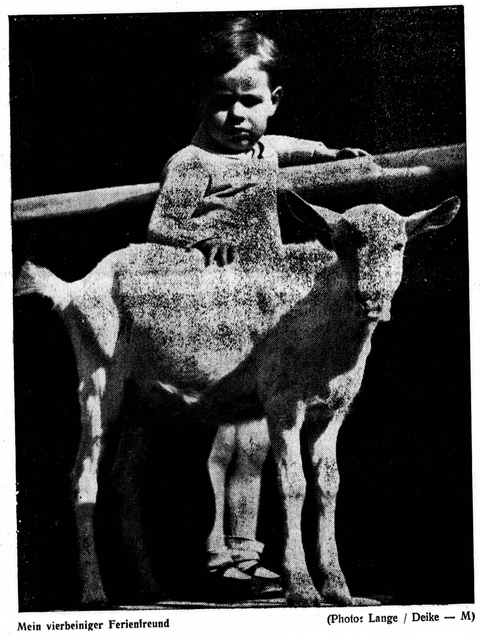
Ist es wohl möglich, daß einer, der noch unerzogen, unerwachsen ist, den anderen betreut, der genau so unerwachsen ist? Ich meine ein Menschenkind und ein Blumenkind. Und ich antworte — ganz gewiß.

Wir Erwachsenen, die wir uns Gott weiß was auf unser Erwachsensein einbilden, müssen da ein wenig umzulernen versuchen. Wir sehen ja schon am Puppenmütterchen, daß das Kind, obgleich es selbst noch klein ist, kaum richtig laufen, und lange nicht alle Wörter aussprechen kann, daß es in seiner süßen Kindersprache die Puppe erzieht und verzieht. Weshalb soll also ein etwas größeres Kind, etwa ein kleines Schulkind, nicht Blumen pflegen können?

Es ist sogar sehr gut, wenn das Kind neben an sich toten Spielsachen etwas Lebendes zu betreuen bekommt, etwas, das seine Pflege braucht und jeden Tag braucht. Dadurch wird früh das Pflichtbewußtsein geweckt. Es ist eine kleine niedrückende Pflicht, aber etwas, an das man jeden Tag denken muß. Die Spielsachen können schließlich mal ohne Pflege bleiben, die Blume nicht, sonst verdorrt sie.

Dazu kommt eine frühe Gewöhnung, Form und Farbe zu betrachten. Ist Blatt und Blüte schön, welche Art ist es, zu welcher Gattung gehört die Pflanze? Auch der Vergleich mit anderen Kerlern, die vielleicht nicht so gut gepflegte Topfgewächse haben, wird erzieherisch wirken. Abgesehen davon, daß die Mutter Erzählungen und Märchen von Blumen einflechten lassen kann, die ganz anders wirken, wenn ein Kind Blumen vor sich sieht, ja vor allem eben Blumen, die es selbst pflegt.

Ein Kind, das ein Blumchen pflegt, wird auch in den meisten Fällen darauf achten, daß es einen guten, ja bevorzugten Platz auf dem Fensterbrett bekommt, daß es ein niedliches Töpfchen hat, kurz es lernt und beobachtet so mancherlei, was ein anderes nicht bedenken wird. Vor allem aber wird solch ein Blümchen in einer besinnlichen Stunde, wo die Müdigkeit des Spieles schweigt, Kind und Mutter näher zueinander bringen. Denn schließlich erziehen sie wohl beide an dem Blumenkind, und so erzieht eins das andere zu sorgsamer Liebe, und was könnte es im Zueinander Schöneres geben?



Mein vierbeiniger Ferienfreund (Photo: Lange / Deike — M)

Die alleinreisende Frau / Von Luise Schupp

Noch vor dem Kriege war die Alleinreisende eine Ausnahme; jetzt ist sie eine nicht seltene Erscheinung im Reiseverkehr, mit der man rechnen sollte. Vielen ist es nicht mehr möglich, die Familienreise zu finanzieren, oder sich eine Reisebegleiterin zu leisten. Die Berufstätige muß ihren Urlaub nehmen, wann sie ihn erhält. Dazu kommen noch die fliegen geworbenen Großmütter, die, nachdem sie ihre Frauenpflichten erfüllt haben, sich nicht mehr mit dem Altenteil im Lehnstuhl zufrieden geben, sondern noch etwas von der weiten Welt sehen wollen. Sie alle sammeln mancherlei Erfahrungen, von denen ein Großteil sich auf die verschiedenen Beherbergungen beziehen. Am besten ist es, wenn man Klipp und Klar seine Wünsche ausdrückt und sich auch nach dem Zimmerpreis erkundigt. Ein wunder Punkt im Fremdenverkehrswesen sind die einbettigen Zimmer. In der Hauptreisezeit gibt es davon immer zu wenig. Um sich Aerger zu ersparen ist es gut, einen Verkehrsführer in seine Reiseberechnung einzusehen für Nächte, in denen man gezwungen ist, ein zweibettiges Zimmer zu mieten und zu bezahlen. Noch ist die Alleinreisende Anfängerin, aber in nicht allzuferner Zeit wird sie die Häuser lernen und auffinden, in denen sie die ihr entsprechende Unterkunft findet. Die Trägerin dieser wirksamsten und billigsten Reklame von Mund zu Mund ist meist die Frau. Auch in der Familie arbeitet sie den Ferienplan aus und holt sich Rat bei reisekundigen Mitschwestern und Reisebüros. Die Sommerreise ist monatelang der beliebteste Gesprächsstoff in Frauenkreisen.

Wenn man selbst um Auskunft befragt wird, taucht immer wieder die Unsicherheit der alleinreisenden Frau in zwei Dingen auf: Fahrplan und Trinkgeld. Eine Tafel, an der übersichtlich die für den Ort in Betracht kommenden Züge aufgeschrieben sind, wie man das schon in manchen Gasthöfen findet, erspart viele Fragen und manche ärgerlichen Irrtümer. Beim Bezahlen auch kleiner Fahrungen erkundige man sich immer nach der Trinkgeldablösung. Wird sie verneint, so ist der übliche Durchschnitt 10%.

Im allgemeinen werden alleinreisende Damen in Pensionen immer besser aufgenommen, als in Passanten-Gasthöfen. Nun wird mancher sagen, also soll sie sich in Pensionen niederlassen. Die Frau aber, die erst seit kurzem aus dem engen Familienkreis in die Welt hinausgetreten ist, hat ein großes Verlangen, in ihrer oft kurzen und schwer errungenen Ferienzeit möglichst viel von dieser schönen Welt zu sehen. Wenn sie also nicht krank oder sehr abgearbeitet ist, wird sie bisher von Ort zu Ort reisen, als sich in der Pension festsetzen. Und die Gesellschaftsreise? Für den Anfang, die ganz unselbständige Frau und in Ländern, deren Sprache man nicht beherrscht, ist sie sicher das einzig Richtige. Aber zwischen der Pauschalkabel und der Reise nach Lust und Laune ist derselbe Unterschied wie zwischen einer Massenabfütterung und einer liebevoll nach eigenem Geschmack zusammengestellten Mahlzeit. Und diese von uns sind nun einmal Feinschmeckerinnen.

Zum Schluß noch zwei Ratschläge: Die fahrende Habe unterwegs soll so gering an Stückzahl und so leicht im Gewicht sein, daß man nichts vergißt und sie im Notfall selbst tragen kann. Bei aller Höflichkeit und Aufsicht gegen Mitreisende sei man äußerst vorsichtig in der Anknüpfung von Bekanntschaften.

Wie wirbt nun die Alleinreisende bekanntlich zu werden? Ganz einfach: genau wie der Mann auf Reisen: mit selbstverständlicher Höflichkeit und ohne Mißtrauen.

Das große Sehen

Ich will, mein Kind, daß du das große Sehen lernst.
Denn das ist alles!
Ich will, mein Kind, daß du dich von der Welt entfernst
weit aus dem Dunstkreis ihres Lärms und Schalles.
Ich will, mein Kind, daß du von hoher Berge Zelt
in großer Runde
erschaust, wie Wald und Stadt, wie Fluß und Feld
im engen Bunde
vereinigt sind mit Meer und Wolkenspiel
in Sonnenflammen!
Im großen Schauen laß, mein Kind, dein Ziel
das Ganze sein, dem wir als Teil entstammt
Margot Boger.

Vermeidung von Unfällen durch den elektrischen Strom im Haushalt

Jedes technische Gerät kann zu einer Gefahren- und Unfallquelle werden, wenn es schlecht instandgehalten oder leichtfertig und unvorsichtig gehandhabt wird. Rund 80 v. H. aller in Deutschland vorgekommenen tödlichen Unfälle sind auf solche Ursachen zurückzuführen, während nur 20 v. H. durch eine Verkettung unglücklicher Umstände verursacht worden sind. Diese Regel gilt auch für alle technischen Geräte, welche die Frauen in ihren Haushaltungen benutzen. Ein Sturz von einer morschen oder unvorsichtig aufgestellten Trittleiter, ein unvorsichtiges Umgehen mit Benzin beim Waschen, ein aus Nachlässigkeit nicht geschlossener Gashahn haben zu so manchem schweren häuslichen Unfall geführt.

Daß die elektrischen Geräte und Einrichtungen besonders betriebssicher sind, geht aus den Zahlen der amtlichen Betriebsstatistik über die in Deutschland tödlich verlaufenen Unfälle hervor. Im Jahre 1933 wurden 2460 solcher Unfälle festgestellt; von diesen entfielen nur 248 v. H. auf den elektrischen Strom, während z. B. durch Einatmen von Leucht- und Kochgas 497, durch Brände 637 Deutsche in jenem Jahre das Leben verloren. Ganz besonders beachtenswert ist aber die Tatsache, daß unter den 248 durch den elektrischen Strom Getöteten sich nur 11 Frauen befanden. Dieses beweist klar und deutlich, daß die elektrischen Unfälle weit überwiegend „Betriebsunfälle" sind, von welchen Monteure und Arbeiter, die mit Hochspannung zu tun haben, betroffen werden, und daß sie an die Niederspannungsleitungen angeschlossenen Haushaltsgeräte einen außerordentlich hohen Grad von Sicherheit besitzen.

Immerhin mahnen die 11 durch den elektrischen Strom getöteten Hausfrauen zur äußersten Vorsicht. Ernste derartige Unfälle sollten daher keineswegs totgeschwiegen werden, ihre Ursachen sollten vielmehr weitesten Kreisen der Hausfrauen klargelegt werden zur Aufklärung und Warnung. Nur allem sollte jeder solche Unfall zur Veranlassung genommen werden, die Haushfrauen immer von neuem auf die einfachen Vorsichtsmaßregeln hinzuweisen, deren sorgfältige Befolgung die elektrischen Anlagen für sie vollkommen ungefährlich macht:

1. Es dürfen nur ordnungsmäßige „Sicherungen" verwendet werden, unter keinen Umständen dürfen selbst reparierte."
2. Die größeren Geräte, wie elektrisch betriebene Waschmaschinen und elektrische Herde, sind bei ihrem Einbau durch den Installateur mit einem selbsttätig wirkenden „Schutzschalter" auszustatten, zum mindesten aber ordnungsmäßig zu „erden", d. h. mit einer zur Wasserleitung geführten „Erdspannung der Hausinstallation verbunden werden. Bei Befolgung der Regel 7 wären die Lampen spannungslos gewesen, und der Unfall hätte unmöglich eintreten können.
3. Bei einem Unfall unmöglich gemacht, der vor einiger Zeit in Berlin-Dahlem durch ein außergewöhnliches Zusammentreffen einer Reihe unglücklicher Umstände zum Tode einer Hausfrau führte. Es war Großreinemachen. Die Hausfrau hatte die beiden Nachttischlampen — ohne ihre Stecker auszuziehen — an den Anschlußdosen gezogen zu haben — auf die freigelegten Metall-Bettmatratzen gelegt, auf jede eine Lampe. Sie setzte sich auf die eine Matratze und wollte mit einem nassen Tuch die andere reinigen. Bei der Berührung der zweiten Matratze erhielt sie einen elektrischen Schlag, der sie tötete.

Bei diesem Unfall hatten folgende Umstände mitgewirkt: In beiden Lampen waren die Leitungen innerhalb der aus Metall bestehenden Lampengestelle schadhaft gewesen. Die Lampen hatten „Körperschluß", und ihre Gestelle standen unter elektrischer Spannung. Dadurch, daß die Lampen auf die Matratzen gelegt wurden, erhielten auch diese elektrische Spannung. Zufälligerweise waren nun in der einen Lampe die Leitungen der einen Strompole, in der zweiten die der anderen Pole schadhaft: die elektrische Spannung, welche die beiden Matratzen erhalten hatten, betrug infolgedessen 220 Volt gegeneinander, diese volle Spannung der Hausinstallation entstand durch den Körper der Hausfrau, als diese, wie vorher geschildert, beide Matratzen berührte.
4. Elektrische Geräte sind niemals mit nassen Händen oder auf nassem Fußboden stehend zu betätigen.
5. Bei Beachtung dieser einfachen Vorsichtsmaßregeln können als einzig mögliche Gefahrenquellen nur noch die mit Leitungsschnüren und Stecker an die Wanddosen anzuschließenden Geräte in Betracht kommen, wie Stehlampen, Bügeleisen, Tauchsieder, Föne usw.
6. Zeigen sich an den Anschluß-Schnüren dieser Geräte schadhafte Stellen, wie Abscheuern oder Lostösen der Umspinnung oder gar der Gummiumhüllung, so sind die Schnüre mit Stecker zu einem Installateur zur Ausbesserung zu bringen.
7. Empfindet man bei der Berührung eines elektrischen Gerätes, z. B. einer Nachttischlampe ein — auch nur leises — Kribbeln (geringfügige elektrische Schläge), so ist das betreffende Gerät einem Installateur zur Untersuchung und Instandsetzung zu übergeben, da es, wie man sagt, „Körperschluß" hat, der gefährlich werden kann.
8. Beim Großreinemachen sind die Stecker aller beweglichen Geräte aus den Wanddosen zu ziehen oder noch besser: es werden die Stöpsel der Hauptsicherungen ausgeschraubt.

Das Befolgen der letzten Vorschrift hätte z. B. einen Unfall unmöglich gemacht, der vor einiger Zeit in Berlin-Dahlem durch ein außergewöhnliches Zusammentreffen einer Reihe unglücklicher Umstände zum Tode einer Hausfrau führte. Es war Großreinemachen. Die Hausfrau hatte die beiden Nachttischlampen — ohne ihre Stecker auszuziehen — an den Anschlußdosen gezogen zu haben — auf die freigelegten Metall-Bettmatratzen gelegt, auf jede eine Lampe. Sie setzte sich auf die eine Matratze und wollte mit einem nassen Tuch die andere reinigen. Bei der Berührung der zweiten Matratze erhielt sie einen elektrischen Schlag, der sie tötete.

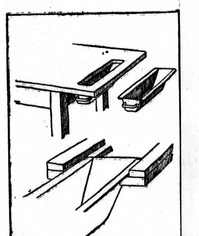
Bei diesem Unfall hatten folgende Umstände mitgewirkt: In beiden Lampen waren die Leitungen innerhalb der aus Metall bestehenden Lampengestelle schadhaft gewesen. Die Lampen hatten „Körperschluß", und ihre Gestelle standen unter elektrischer Spannung. Dadurch, daß die Lampen auf die Matratzen gelegt wurden, erhielten auch diese elektrische Spannung. Zufälligerweise waren nun in der einen Lampe die Leitungen der einen Strompole, in der zweiten die der anderen Pole schadhaft: die elektrische Spannung, welche die beiden Matratzen erhalten hatten, betrug infolgedessen 220 Volt gegeneinander, diese volle Spannung der Hausinstallation entstand durch den Körper der Hausfrau, als diese, wie vorher geschildert, beide Matratzen berührte. Bei Befolgung der Regel 7 wären die Lampen spannungslos gewesen, und der Unfall hätte unmöglich eintreten können.

So bleibt der Küchentisch sauber!

Beobachten Sie einmal ein paar Tage lang, wieviel Geschirr Sie im Laufe eines Vormittags beim Kochen mit Abfällen füllen, wieviel mehr in der ohnehin schon engen Küche herumsteht — und wieviel Wegwaschwäsche Sie dadurch haben. Ob es da nicht einen Ausweg gibt? O ja, da gibt es wohl etwas, was sich ganz findige Köpfe ausgedacht haben, und was auch wirklich die Rettung bedeutet: die Abfallschublade im Küchentisch. Firmen, die ganz gute, preiswürdige Küchenmöbel bauen, haben die Abfallschublade als Selbstverständlichkeit aufgenommen, und wer sich etwa neue Küchenmöbel kaufen kann, der sollte unbedingt auf sie bedacht sein, denn sie erspart eine Menge Arbeit. Was sollen nun aber die armen Hausfrauen tun, die schon jahrelang ihre fertige Kücheneinrichtung haben, und die sich doch so gern manche Erleichterungen schaffen möchten? Soll ich Ihnen erzählen, wie ich das Problem gelöst habe?

Ich zeichnete mir mit dem Bleistift auf die eine Seite meines Küchentisches ein langes Rechteck mit den Maßen 12:50 cm auf, und dann sägte ich mir das Loch mit einer Stichsäge, die für wenige Groschen in der Eisenhandlung erhältlich ist, aus. Zuvor muß man jedoch an allen vier Ecken ein Loch gebohrt haben, denn mit der Säge kommt man sonst nicht um die Ecke.

Nachdem nun das Schlimmste überstanden war, das, wozu man den größten Mut braucht, drehte ich den Küchentisch um, daß die Tischplatte auf dem Fußboden lag, und nun nagelte ich an den Längsseiten der Oeffnung zwei Leisten an, und zwar mit mehreren Nägeln in Abständen von etwa 5 cm. Darüber nagelte ich noch eine zweite Leiste so an, daß später die Schublade in ihr laufen kann, also etwas über die untere vorstehend. So, nun war mein Werk vollendet, und für den nächsten Tag habe ich mir den Klempner bestellt, der sollte mir dann aus ganz gewöhnlichem Weißblech die vorgesehene Schublade machen, vorne mit einem handlichen Griff, hinten als Schütte ausgebildet. Diese Schublade kostete 2.50 RM. also wahrlich keine große Ausgabe.



Die „Abfallschublade" kann bei jedem Küchentisch angebracht werden (Deike M)

Roman von Ralf Lange

Gewitter im März

(4. Fortsetzung)

„Das finde ich ja auch", sagte Conrad, und sah dabei zum Fenster hinaus.

„Das finde ich nicht", begehrte Christa auf, obwohl sie fühlte, daß der Vorwurf nicht unberechtigt war. „Außerdem war ich am Abend schon entschlossen, nicht in das Pensionat zurückzukehren", sagte sie hastig hinzu.

„Das ist nicht wahr", dachte Conrad. Das sagte sie, um Schlehwe zu schützen.

„Und wie kam dieser Entschluß zustande?"

„Wir saßen allein in der Gaststube, und da sagte mir Lutz, daß er gern immer bei mir bleiben möchte, er wolle ein ganz anderes Leben beginnen, das könne er aber nur, wenn auch ich in diesem neuen Leben wäre. Und dann hab er die selsamen Umstände hervor, unter denen wir uns kennengelernt hatten, es ich nicht fühle, daß das alles kein blinder Zufall, sondern eine Fügung des Schicksals sei. Ich sah plötzlich diese Dinge mit ganz anderen Augen an, es war wirklich wie eine geheimnisvolle Bestimmung. Und als Lutz dann seinen Arm um mich legte und mich zum zweitenmal küßte, da glaubte ich, daß ich zu ihm gehörte, daß es wohl so sein müßte. Aber ich habe es ihm nicht gesagt. Ich habe noch bis in die späte Nacht in meinem Zimmer am Fenster gesessen und über alles nachgedacht, was geschehen war. Er hatte mir das Leben gerettet, er war bereit gewesen, sein eigenes Leben für mich zu opfern, ohne zu hätte ich nicht in dem kleinen Zimmer am Fenster sitzen können. Es wäre undankbar von mir gewesen, wenn ich meine Meinung mit einer Weigerung vergalten hätte."

Tief atmend brach sie ab. Es war ihr schwer geworden, ihr Innerstes so offen preiszugeben. Aber sie mußte es tun, weil sie den Widerstand der beiden Männer gegen sich gespürt hatte, sie wollte ihn überwinden. Lindemann sann vor sich hin, ein paarmal schüttelte er den Kopf, es war eine traurige Bewegung.

Conrad sah gerade auf und bemerkte sie. Das Bekenntnis war irgendwie erschütternd, es war von einer gewissen Tragik umwittert. Christa kam ihm wie ein Vogel vor, der sich in einer Schlinge gefangen hat. Ja, so war es. Aber an Schicksal und Fügung glaubte er nicht.

Lindemann riß ihn aus seinen trüben Gedanken.

„Verstehen Sie das, Herr Regesa?" fragte er.

„Ja, ich begreife Fräulein Schultheß vollkommen."

„Das tue ich jetzt auch. Aber ich begreife Graf Schlehwe nicht."

„Weshalb nicht, Herr Inspektor?" fragte Christa sofort kampfbereit.

„Ich frage mich vergeblich, wie er sich bei aller Liebe zu Ihnen die Zukunft gedacht hat. Er hat kein Geld, es scheint doch wenigstens so, Sie sind Waise und nicht volljährig. Ihr Vormund kann also unter Umständen den Grafen wegen Entführung einer Minderjährigen anzeigen, er kann Sie sogar durch die Fürsorge ins Pensionat zurückbringen lassen, wenn er es für notwendig hält. Das alles wird doch dieser erfahrene Mann wie Graf Schlehwe wissen."

„Das ist nach meiner Ansicht nicht so ferner", meinte Conrad, der in Christas Gesicht einen gequälten Ausdruck sah. „Und wenn er alle diese Dinge wirklich weiß, so geht das nur ihn und Fräulein Schultheß an. Das hat doch nichts damit zu tun, weshalb wir hier sitzen."

„Doch", sagte Lindemann bestimmt. „Es hat sehr viel damit zu tun."

„Das sehe ich nicht ein."

Lindemann lächelte nachsichtig. „Sie glauben also immer noch, Herr Regesa, daß ich mich aus Neugierde und zu meinem Privatvergnügen so eingehend über Fräulein Schultheß und ihre Beziehungen zu Graf Schlehwe unterrichte?"

Conrad schoß von seinem Stuhl hoch und trat dicht an den Tisch heran.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Herr Regesa. Sie erweisen Fräulein Schultheß einen schlechten Dienst, wenn Sie meine Erhebungen stören. Ich weiß, daß Sie es sehr gut meinen."

„Herr Inspektor, ich falle auf diesen Ton nicht herein", stieß Conrad hervor.

Er fühlte Christas Hand auf seiner Schulter. „Bitte, Herr Regesa, setzen Sie sich wieder hin."

Mit zusammengekniffenen Lippen setzte er sich wieder auf den Stuhl und starrte finster vor sich hin.

Lindemann hatte dieser kleine Zwischenfall nicht aus der Ruhe gebracht. Er war an solche Auftritte gewöhnt. Er streifte Conrad mit einem mitleidigen Blick und wandte sich dann zu Christa.

„Wir sind gleich zu Ende, Fräulein Schultheß. Nur noch einige Fragen. Hat Graf Schlehwe zu Ihnen von einer eventuellen Heirat gesprochen?"

„Nein, zumindest nicht mit Worten. Er hat nur gesagt, daß ich mit ihm sein Leben neu aufbauen soll. Aber das kann ich doch nur als seine Frau."

Lindemann nickte und machte sich eine Notiz. „Und wie er dieses Leben aufzubauen gedachte, das wissen Sie wohl auch nicht."

„Nein, Herr Inspektor. Die Ereignisse ließen uns keine Zeit, darüber zu sprechen."

„Sie sagten vorhin, daß Graf Schlehwe telephonieren, daß er sich von seinem Onkel eine Summe leihen wollte, da er in einer augenblicklichen Verlegenheit sei. Hatten Sie den Eindruck, daß — wie soll ich sagen — diese Verlegenheit wirklich nur eine vorübergehende war, daß er also in Kürze wieder über Geld verfügen könnte."

Christa antwortete nicht gleich. Sie schien sich ihre Antwort genau zu überlegen. Regesas Worte hatten sie wohl mißtrauisch gemacht. In ihr Gesicht trat ein Ausdruck gespannter Wachsamkeit.

„Sie brauchen mir nicht zu antworten, Fräulein Schultheß. Wenn Sie glauben, daß diese Antwort für Graf Schlehwe nachträglich ist, dann lassen wir die Frage offen. Es handelt sich ja auch nur um einen persönlichen Eindruck."

Ich möchte ihm an die Gurgel springen, dachte Conrad und ballte die Hände in seinen Taschen. Er hielt Lindemann nun endgültig für falsch, der Ton seiner Worte erschien ihm mit einem Male zu salbungsvoll, er war lauernd und lockte aufs Glatteis.

Christa rang immer noch mit einem Entschluß, während Lindemann in dem Protokoll blätterte. Dann sagte sie zögernd: „Ich glaube, er hat kein Geld. Er ist arm und schämt sich, mir das einzugestehen."

„Dieser Eindruck ist mir nicht unwesentlich", meinte Lindemann so obenhin, als messe er der Antwort wirklich keine sehr große Bedeutung zu. „Dann bleibt für die Handlungsweise des Grafen wirklich nur noch eine Erklärung übrig, Fräulein Schultheß." Er sah Christa mit einem durchdringenden Blick an, dem sie nicht ausweichen konnte. „Graf Schlehwe wußte, daß Sie vermögend sind, er wollte sich sein Leben mit Ihrem Geld aufbauen."

Conrad sprang die Hände aus seinen Taschen. Woher wußte Lindemann, daß sie vermögend war? Schlehwe hatte nichts über Christas Vermögen gesagt. Irrigl und sein Anwalt hatten zweifellos erst hier von der Erbschaft Christas erfahren. Der alte magere Beamte mit seiner väterlichen Redeweise wurde ihm jetzt unheimlich.

„Diese Erklärung ist falsch, Herr Inspektor", sagte Christa bestimmt. „Graf Schlehwe kann es nicht wissen, denn ich selbst weiß es nicht einmal genau. Ich habe mich nie um mein Erbe gekümmert, weil ich es bei meinem Vormund, dessen Vater ein guter Freund von meinem Vater war, in den besten Händen wußte. Außerdem hat mich Graf Schlehwe nicht einmal danach gefragt."

„Merkwürdig", sagte Lindemann. Er war zu Conrads Freude sichtlich enttäuscht. „Aber Sie haben doch an Ihren Vormund ein Telegramm geschickt, in dem Sie ihn um Ueberweisung von zweitausend Mark baten, und zwar an die Adresse von Herrn Prange in Lindenberg. Daraus mußte doch Graf Schlehwe entnehmen, daß Sie nicht ganz arm waren. Es gibt sehr wenige junge Damen ihres Alters, die durch ein Telegramm über zweitausend Mark verfügen können."

Also Prange, dachte Conrad ein wenig beruhigt. Lindemann kam ihm nicht mehr so unheimlich vor.

„Auch diese Annahme stimmt nicht, Herr Inspektor. Von diesem Telegramm wußte Graf Schlehwe nichts. Ich habe ihm erst gestern gebeichtet, daß ich meinen Vormund um Geld gebeten hätte. Darüber war er sehr böse, er könnte kein Geld von mir nehmen."

Lindemann sagte zunächst nichts, sondern schrieb mit einem undurchsichtigen Gesicht nieder, was ihm Christa gesagt hatte. „Und wovon haben Sie während dieser Zeit gelebt?" fragte er dann.

„Von dem Geld, das sich Graf Schlehwe von Herrn Prange geliehen hatte. Es waren fünfhundert Mark. Dafür hat er ihm seinen Wagen als Pfand hinterlassen. Von dem Geld hat mir Graf Schlehwe ein Kleid, einen Mantel und Schuhe gekauft."

„Aha! Von den zweitausend Mark wollten Sie dann zunächst einmal Prange bezahlen?"

„Ja, und dann mußten wir doch auch Geld zum Leben haben, bis Graf Schlehwe durch seine Geschäfte wieder etwas verdiente. Ich sah doch, daß er Sorgen hatte, ich wollte ihn mit dem Geld überraschen."

„Hatte er Ihnen gesagt, welcher Art diese Geschäfte sind?"

„Er sprach mal davon, daß er mit Banken und Geldleuten in Verbindung stehe. Er vermittle Güterverkäufe und Parzellierungen. Parzellierungen seien heute eine gute Sache, da man arbeitslose Menschen aus der Großstadt auf dem Lande ansiedeln wolle. Genau kann ich Ihnen das nicht wiedergeben, weil ich nichts davon verstehe."

„Solche Geschäfte sind sehr riskant, wie sie an dem Fall Irrigl sehen. Aber das muß ja Graf Schlehwe selbst wissen. Ich verstehe auch nichts von solchen Geschäften." Er nahm dann die Aussage Christas zu Protokoll.

Conrad wunderte sich, weshalb Lindemann nichts weiter von den zweitausend Mark sagte. Nach seiner Ansicht mußte er doch nun fragen, was der Vormund auf das Telegramm veranlaßt hatte. Er lauerte auf diese Frage, denn er wollte dann auftreten und sagen, daß er im Auftrage des Vormundes hier sei. Er freute sich schon über das überraschte Gesicht, das Lindemann dann machen würde. Für wen mochte er ihn eigentlich halten?

„So, das wäre alles," sagte Lindemann zu seinem Erstaunen und legte den Federhalter zur Seite. „Ich danke Ihnen, Fräulein Schultheß, daß Sie mir meine Pflicht durch Ihre offenen Ausführungen so leicht gemacht haben. Es mag Ihnen manchmal sonderbar vorgekommen sein, daß ich mich für Dinge Ihres Privatlebens interessiert habe, wie es Herrn Regesa leider erbittert und gegen mich eingenommen hat. Dafür will ich Ihnen beiden jetzt eine Erklärung geben, soweit ich es darf."

Er machte eine kleine Pause, als suche er nach den richtigen Worten. Dann fuhr er fort: „Ich will mich kurz fassen. Der Rechtsanwalt Sylvester von Meier, der Rechtsbeistand von Herrn August Irrigl, hat hier den Verdacht geäußert, daß Graf Schlehwe noch Geld besitze, es liege vielleicht auf einer ausländischen Bank, und er sei nur hergekommen, um seine — Geliebte — er sagte so — zu holen. Der Rechtsanwalt hatte von Prange erfahren, daß sich in seiner Begleitung eine junge Dame befand. Er verlangte weiter, festzustellen, wie lange Sie bereits mit dem Grafen bekannt seien und auf welche Weise diese Bekanntschaft zustande kam. Es war meine Pflicht, darüber Erhebungen anzustellen. Ich bin nun davon überzeugt, daß Sie nichts mit der Straftat zu tun haben. Ihre Angaben, soweit sie sich auf Ihren Aufenthalt in Pensionat und im Schloß Rothenberg beziehen, werden polizeilich noch einmal nachgeprüft, aber das ist nur eine Formsache. Den Verdacht, daß Graf Schlehwe noch Vermögenswerte im Ausland besitzt, konnten Sie leider nicht entkräften, da sie nichts darüber wußten. Sein Verhalten Ihnen gegenüber entlastet ihn insofern, als er auf eine finanzielle Hilfe von Ihrer Seite anscheinend verzichtet hat. Das habe ich nämlich nicht angenommen. Ich habe geglaubt, daß seine ganzen Vorgehen nichts weiter als eine Spekulation auf die reiche Erbin war. Anscheinend denkt Graf Schlehwe doch daran, sein Leben aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln wieder aufzubauen. Der Verdacht des Rechtsanwalts von Meier, daß Graf Schlehwe doch noch Geld hat, bleibt also leider bestehen. Das wird erst der Untersuchungsrichter klären."

Conrad war gespannt den Ausführungen des Inspektors gefolgt. Er war einsichtig genug, anzuerkennen, daß Lindemann wirklich nur seine Pflicht getan hatte. Aber da war noch etwas, was ihn störte.

„Verzeihen Sie, Herr Inspektor, wieso haben Sie geglaubt, daß Graf Schlehwe auf die reiche Erbin spekulierte? Sie konnten doch gar nicht wissen, ob Fräulein Schultheß vermögend war. Das hat sich doch erst zuletzt herausgestellt."

Lindemann lächelte väterlich. „Mein lieber Herr Regesa, wenn ich nicht von Anfang an einen so netten Eindruck von Ihnen gehabt hätte, dann wäre es, glaube ich, zwischen uns zu einem soliden Krach gekommen. Es hat mich doch ein bißchen gekränkt, daß Sie mich für einen kaltherzigen und hinterhältigen Polizisten gehalten haben. So war es doch?"

Conrad nickte verlegen. Ueber sein Gesicht lief eine flüchtige Röte. Er sah einen Augenblick wie ein großer gescholtener Schuljunge aus.

„Reden wir nicht mehr davon. Ihre Frage ist durchaus berechtigt. Ich habe tatsächlich Graf Schlehwe von Anfang an im Verdacht gehabt, daß er auf das Vermögen von Fräulein Schultheß spekuliere, und habe meine Vernehmung auch dementsprechend angelegt. Ich wußte nämlich, daß Fräulein Schultheß vermögend ist."

„Und von wem wußten Sie das, Herr Inspektor?" Conrad war sehr gespannt.

„Von Ihrem Auftraggeber, Herrn Doktor Herbert Koerber aus Berlin, dem Vormund von Fräulein Schultheß."

Irgendwo summte die Fliege. Der Ofen rasselte wie ein Maschinengewehr. Auf dem Korridor schimpfte der Rechtsanwalt mit seinem schwierigen Mandanten Irrigl. Die rauhe Stimme des Wachtmeisters gebot Ruhe.

„Das hätte ich nicht gedacht, sagte Conrad und schüttelte langsam seinen Kopf.

„Nun ist alles aus," hörte er Christa neben sich flüstern. „Er ist doch kein anständiger Mensch."

„Es ist nicht so schlimm, wie Sie glauben," sagte Lindemann beruhigend. „Herr Doktor Koerber hat mich heute morgen angerufen und um Informationen über den verhafteten Graf Schlehwe gebeten, und zwar im Interesse seines Mündels, das sich in den letzten drei Tagen in dessen Gesellschaft befunden hätte. Diese Auskunft konnte ich ihm nicht geben, da ich dazu nicht berechtigt war. Darauf verlangte er als Vormund, daß ich sein Mündel vernähme, welcher Art die Beziehungen zu dem Verhafteten seien. Er stellte den Antrag, Fräulein Schultheß in Polizeigewahrsam zu nehmen und mit einem Beamten nach Berlin zu ihm zu schicken. Er hatte Graf Schlehwe für einen Hochstapler, der es auf das Vermögen seines Mündels abgesehen habe, dagegen müsse er es schützen. Dann informierte er mich schnell über das, was er wußte, und bat mich, Sie, Herr Regesa, ebenfalls zu dem Verhör zu laden. Er habe soeben mit Ihnen gesprochen, Sie seien über alles im Bilde."

Die Vögel / Von I. K. Hesse

Aus blauem Wolkenschaum
Schwebt der trillernde Flaum,
Auf wiegenden Bäumen im Aeste
Verharren die kindlichsten Gäste
Liebe, geliebte Brüder,
Bronnen der zärtlichsten Lieder
Fliegende, wiegende, windbestegende
Lächelnde Schöpfung der Höh'n —
Gott schuf euch wie Blumen so schön.
Schwalben sind schwirrende Pfeile
Lerchen gehn in die steile
Sonnendurchflutete Au
Trinken vom seligsten Blau.
Kleine, geliebte Brüder,
Pflückt vom Himmel die Lieder,
Seid als feierade Glöckner bestellt
Über dem Weitrauch der dampfenden Welt.
Läutet, läutet die Lieder
Immer und immer wieder
Über irdisches Land.
Jedes menschliche Ohr,
Das sich lauschend verlor,
Wird euch in Unschuld verwandt.

Conrad gab sich große Mühe, den lauten Ausbruch seiner Empörung zu unterdrücken.

„Vergessen Sie nicht, Herr Regesa, daß es Pflicht eines Vormundes ist, sein Mündel zu schützen, wenn er es in Gefahr weiß. Ich werde selbstverständlich Fräulein Schultheß nicht in Polizeigewahrsam nehmen, denn ich habe keineswegs den Eindruck, daß sie sich augenblicklich in Gefahr befindet. Aber ich rate Ihnen doch, Fräulein Schultheß, freiwillig mit Herrn Regesa nach Berlin zu gehen. Wenn morgen die amtlichen Unterlagen über Herrn Doktor Koerbers Bestellung als Ihr Vormund hier sind, und Doktor Koerber trotz meines Berichts auf einer polizeilichen Ueberführung nach Berlin besteht, dann kann ich leider nichts dagegen machen."

„Ich gehe nicht nach Berlin," sagte Christa fest, ihr Gesicht war ganz weiß. „Ich bleibe da, wo Lutz ist! Ich bitte Sie, Herr Inspektor, mich ebenfalls in Polizeigewahrsam zu nehmen."

Lindemann war sehr erschrocken. „Seien Sie doch vernünftig, Fräulein Schultheß. Was haben Sie davon, wenn ich Sie wirklich hier in ein Zimmer sperre?"

„Ich will in das Zimmer von Lutz gesperrt werden," begehrte Christa trotzig.

„Sie sind doch noch ein ganz großes Kind. Sie glauben wirklich, daß ich Sie mit Graf Schlehwe zusammen in ein Zimmer einsperre? Nein! Die Sache sähe so aus, daß Sie morgen früh mit einem meiner Beamten nach Berlin fühlen, während Graf Schlehwe heute nach Memmingen in das Untersuchungsgefängnis gebracht wird, bis weiterer Bescheid von der Staatsanwaltschaft aus Berlin eintrifft."

„Nein, das geht wirklich nicht, Fräulein Schultheß," sagte nun auch Conrad, der sich endlich wieder in der Gewalt hatte. „Es ist doch wohl das beste, Sie fliegen mit mir heute nach Berlin."

Christa schüttelte den Kopf und brach plötzlich in Tränen aus.

Die beiden Männer sahen sich ratlos an. Sie ließen Christa weinen und hingen ihren trüben Gedanken nach.

Ich habe nie gewußt, daß Liebe eine so schmerzhafte Sache ist, dachte Conrad und stützte seinen Kopf in die Hände. Er drehte sich heimlich die Ohren zu, weil er dieses stoßende Schluchzen nicht hören konnte. Und der Koerber ist ein ganz heimtückischer Mensch. Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben.

Aus seinen wutheißen Gedanken riß ihn Lindemanns laute Stimme. Weshalb schrie Lindemann plötzlich wie ein Verrückter? Er sah erstaunt auf. Der Inspektor hatte rote Flecken auf seinen gelben hageren Backen. Er rief nach dem Wachtmeister.

Der Wachtmeister stürzte mit einem erschrockenen Gesicht herein. Er starrte auf seinen Vorgesetzten, als habe er ihn noch nie gesehen.

„Holen Sie doch Graf Schlehwe herein," sagte Lindemann wieder in seiner gewohnten ruhigen Art.

„Jawohl, Herr Inspektor." Er drehte sich um und ging langsam hinaus.

Christa sprang auf und griff nach Lindemanns Händen. Aber sie konnte keinen Ton hervorbringen. Als sie seine Hände küssen wollte, entzog er sie ihr mit einer heftigen Bewegung.

Er gab über ihren gesenkten Kopf hinweg Conrad einen Wink.

Mühselig erhob sich Conrad und ging zur Tür.

Dort begegnete er dem Wachtmeister und Graf Schlehwe. Er sah Schlehwe mit einem langen forschenden Blick ins Gesicht. Es war schön und ruhig und ohne eine Spur der Furcht oder eines schlechten Gewissens. Nur in seinen dunklen Augen war ein unruhiges Flackern.

Conrad reichte ihm die Hand und preßte sie mit festem Druck.

Vorsichtig, als verließe er ein Krankenzimmer, schloß er die Tür. Er sah noch, wie Christa mit angstvollen großen Augen und einem plötzlich aufgeschlossenen Gesicht Schlehwe langsam entgegenschritt.

Sie schritt wirklich, dachte Conrad, schloß die Tür und starrte eine Sekunde auf eine abgegriffene Stelle über der Türklinke.

„Ich denke gar nicht daran, Herr Rechtsanwalt," sagte hinter ihm Irrigl fröhlich.

„Dann machen Sie gefälligst Ihren Dreck allein."

Conrad drehte sich um und sah in das unterernte Gesicht des Anwalts, das krampfhaft lächelte.

So was heißt nun Schwester von Meier, dachte Conrad und setzte sich mit einem kleinen Lächeln auf die Bank.

5. Kapitel

Der ewige Streit zwischen Herrn Irrigl und seinem Anwalt ruhte für eine Weile.

Conrad merkte nicht, wie ihn beide abschätzend beobachteten, sie wußten anscheinend nicht recht, was sie mit ihm anfangen sollten.

Er beachtete sie nicht. Sie waren für ihn „Gegner".

Mit dieser Gefühlseinstellung wurde Conrad zugleich bewußt, daß im Zimmer 7 eine Entscheidung gefallen war: er hatte sich für Christa und Schlehwe entschieden.

Koerber hatte ihn dazu gezwungen.

Die Entschuldigungen, die Inspektor Lindemann für dessen Vorgehen gegen

Der alte Ziehbrunnen (Scherl Bilderdienst, M.)

Christa vorgebracht hatte, mochten juristisch unanfechtbar sein, für Lindemann hatten sie keine Bedeutung.

Er überdachte noch einmal gewissenhaft sein Telephongespräch mit Koerber, aber ihm fiel kein Wort ein, das Koerbers wenig später ausgeführte Absicht, mit der Polizei in Offenried zu telephonieren, andeutete. Nein, die Handlungsweise Koerbers war brutal und hinterhältig, so ging kein anständiger Mensch gegen ein hilfloses Mädchen vor. Außerdem lag ein deutliches Mißtrauen gegen ihn darin.

Seine Entschließung für Christa machte es ihm zur Pflicht, auch Schlehwe zu helfen. Christa hatte sich offen zu Schlehwe bekannt, sie gehörte zu ihm und würde unglücklich werden, wenn man sie von seiner Seite riß.

Conrad setzte es in dieser Sekunde in den Kopf, Christa um jeden Preis glücklich zu machen. Wer ihm daran hindern wollte, den mußte er als seinen Feind betrachten. Er freute sich, daß die Situation nun ganz klar war. Mit klaren Situationen ließ sich etwas anfangen. Er dachte nicht einen Augenblick daran, daß er ein stellungsloser Reklameflieger war, er dachte überhaupt nicht mehr an sich selbst.

Die Nähe der beiden feindlichen Herren, die ihn immer noch betrachteten, war ihm lästig. Er erhob sich und hatte große Lust, den Hohenfriedberger zu pfeifen.

Aber das konnte man in diesem strengen behördlichen Korridor doch nicht wagen. Es war zu befürchten, daß die Gemeindeverwaltung von Uffenried in Unordnung geriet.

Daß die Sonne es überhaupt wagte, in diesen respektvollen Raum zu scheinen! Es kam Conrad wie eine Gesetzesüberschreitung vor.

Er ging den Korridor hinunter und geriet in die Bezirke der Sparkasse, die die Gemeinde aus Sparsamkeitsgründen, wie der Wachtmeister sagte, in die Bürgermeisterei verlegt hatte.

Hier wurde der Korridor freundlicher. An den Wänden hingen Bilder, die die Schönheit alter deutscher Städte priesen und zu ihrem Besuch aufforderten, und Plakate, die — gewissermaßen in gleichem Atemzug — zum Sparen für das Alter anreizten.

Laß die linke Hand nicht wissen, was die rechte tut, dachte Conrad und schlenderte an den stillen Türen vorbei, die von buntfarbigen Girlanden aus Weinlaub und saftstrotzenden Trauben eingefaßt waren. Ueber jeder Tür segelte das gleiche Schiff auf blauen Wellen dahin. Es waren wohl die einzigen Schablonen, die der Uffenrieder Malermeister gehabt hatte.

Conrad hatte die belustigende Vorstellung, als säßen hinter diesen Türen die Herren der Sparkasse an weißgescheuerten Tischen und bearbeiten jeden eintretenden Sparer mit „Ahoi" und hochgehobenen Pokalen.

Unter solchen Umständen müßte das Sparen eine Lust sein.

Als der freundliche Korridor ein Ende hatte, drehte Conrad um und ging bis zur Grenzscheide der beiden so gegensätzlichen Gebiete zurück.

Irrigl schien schon wieder dabei zu sein, seinen Anwalt mit den ausgesuchtesten Mitteln zu peinigen.

Jedenfalls sah Conrad, wie Herr von Meier aufsprang und aufgeregt hin und her rannte. Dann blieb er plötzlich vor dem Bäckermeister stehen und stemmte die Hände in die Hüften.

„Ich verbitte mir von jetzt ab sehr ernstlich jede Einmischung in eine Angelegenheit, die Sie nichts angeht, Herr Irrigl," hörte Conrad in einem scharfen Ton sagen. „Ich bin der Anwalt Ihrer verstorbenen Frau und nicht Ihr Anwalt."

„Dann müssen Sie sich auch Ihr Honorar von meiner seligen Anna zahlen lassen," sagte Irrigl boshaft und sah mit einem schiefen Blick über seine unförmige Brille zu dem Anwalt auf.

Conrad wurde durch die Worte des Herrn von Meier wieder an den Haftbefehl der toten Frau Irrigl erinnert. Es war wirklich ein gespenstischer Fall. Der runde bewegliche Herr dort war der Anwalt eines verstorbenen Menschen! Er war der Erbe seiner Gefilde, die nicht mit gefrorben, sondern in Weingeistgläsern — wie in luftdichten Einmachegläsern — konserviert waren. Er hatte dafür zu sorgen, daß diese Gläser vom Staatsanwalt zur rechten Zeit geöffnet und die Gefilde wieder in alter Frische losgelassen wurden.

Conrad fand, daß es sympathischere Berufe gäbe als diesen.

Herr von Meier schien sich von seinem Erstaunen über die Antwort Irrigls erholt zu haben.

„Lassen Sie das meine Sorge sein, Herr Irrigl," sagte er. „Es kommt mir weniger auf das Geld als auf die Pflicht an, einer gerechten Sache zu dienen. Ich werde den Irrsinn und seiner Geliebten das Handwerk legen, darauf können Sie sich verlassen. Sie werden mich daran nicht hindern."

Conrad horchte auf. Er trat an ein Fenster und sah scheinbar interessiert auf die enge Gasse, auf der ein Mann beschäftigt war, die blinden Flecke auf der Kühlerhaube eines Wagens zu polieren. Er tat es in der liebevollen Art eines Pferdepflegers.

Schade, dachte Conrad, denn er hatte gehofft, Näheres über die erstaunliche Tatsache zu erfahren, daß Irrigl anscheinend den Anwalt in seinem Dienst an einer gerechten Sache hinging zweifellos mit dem „Irrsinn und seiner Geliebten" zusammen, also mit Schlehwe und Christa.

Immerhin war es ganz nützlich, zu wissen, daß Herr von Meier nicht der Anwalt Irrigls war und daß Irrigl an einer weiteren Verfolgung Schlehwes sehr wenig interessiert zu sein schien. Er fiel also unter Umständen als Gegner aus. Conrad beschloß, ihn nicht aus den Augen zu lassen, eine Unterhaltung mit ihm würde vielleicht von Wert sein.

Der eifrige Putzer unterbrach seine Tätigkeit und sah sich um, anscheinend hatte ihn jemand gerufen. Er stellte sich erwartungsvoll neben den Wagen, und da fiel Conrads Blick auf das Nummernschild. Es trug die Nummer IA 85 987.

Ein Berliner Wagen, dachte Conrad, nicht ganz bei der Sache, denn er horchte immer noch nach der Bank vor Zimmer 7.

Erst als er seinen Wirt erkannte, der den Mann neben dem Auto begrüßte, wurde ihm klar, daß der Wagen dort unten Graf Schlehwe gehören und der fürsorgliche Mann der ehemalige Kraftfahrer-Feldwebel und Gastwirt Prange aus Lindenberg sein mußte.

Conrad riß sofort das Fenster auf und rief: „Herr Prange, Herr Prange!"

Der Mann hob erstaunt den Kopf und lüftete seine Mütze. Es war also Prange. Er hatte ein großes rotes Gesicht und einen pechschwarzen Schnurrbart.

„Würden Sie bitte einen Augenblick heraufkommen, der Polizeiinspektor möchte Sie sprechen."

Prange nickte und stürzte davon. Der Wirt grüßte mit einem verlegenen Lächeln und entzog sich eiligst Conrads Blicken.

„Dem neugierigen Burschen habe ich rechtzeitig den Spaß verdorben," brummte Conrad zufrieden und schloß das Fenster.

Als er sich zur Seite wandte, sah er die Gesichter Irrigls und Meiers gespannt auf sich gerichtet.

Einen Augenblick war er in Zweifel, wie er dieses aufdringliche Interesse deuten sollte, doch dann fiel ihm ein, daß Prange sie in Schlehwes Wagen hierher gefahren hatte.

Prange kam mit festen Schritten den Korridor entlang, grüßte flüchtig die beiden Herren auf der Bank und steuerte direkt auf ihn zu.

Conrad streckte dem großen breitschultrigen Mann die Hand entgegen und ging mit ihm den Korridor entlang. „Guten Tag, Herr Prange. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Mein Name ist Regesa. Ich bin hier, um Fräulein Schultheß und Graf Schlehwe abzuholen. Leider hat sich ein kleiner Irrtum ereignet, der aber bald geklärt sein wird. Sie wissen wohl davon?"

„Ich habe mir gleich gedacht, daß es mit der Verhaftung Quatsch ist," sagte Prange erfreut.

„Sehr ordentlich. Ich bitte Sie, im Interesse von Fräulein Schultheß und Graf Schlehwe bei dieser durchaus richtigen Meinung zu bleiben, Herr Prange, sowohl den Herren dort hinter Ihnen als auch Ihren Kollegen vom „Goldenen Adler" gegenüber. Einverstanden?"

„Einverstanden."

„Fabelhaft. Es geht nichts über einen alten preußischen Feldwebel, Herr Prange. Mit dem kann man doch endlich wieder richtig deutlich reden."

„Ehrt mich, ehrt mich sehr, Herr Regesa." Er verbeugte sich lachend und ein wenig geschmeichelt. „Es wäre mir auch 'ne Wohltat."

Conrad verstand ihn. Er dachte an die Bemerkung des Wirtes über den Preußen Prange.

„Was soll ich denn bei dem Herrn Inspektor, Herr Regesa?"

„Reden Sie nicht so laut. Die da hinten möchten nämlich zu gern wissen, was wir miteinander zu besprechen haben. Bei dem Inspektor sollen Sie nichts. War nur eine Ausrede von mir, damit Sie herauskommen und sich nicht von Ihrem neugierigen Kollegen aushorchen lassen. Sind Sie schon vernommen?"

„Nein. Mir hat keiner was gesagt. Der kleine Wunde dahinten hat mich nur, ich möchte mich doch mit dem Wagen in der Nähe der Bürgermeisterei aufhalten, falls ich gebraucht würde."

„Das wird wohl nicht mehr nötig sein. — Wie ist das nun eigentlich mit dem Wagen von Graf Schlehwe?"

Prange kratzte sich hinter dem Ohr.

„Das ist so 'ne Sache, Herr Regesa. Der Wagen ist beschlagnahmt. Eine dumme Geschichte. Meine Frau ist daran Schuld. Frauen können so nie den Mund halten. Da kommt doch vor ein paar Tagen der Landjäger rein und fragt nach einem Wagen, der von der Grenze her gesucht wird. Und was soll ich Ihnen sagen, da platzt diese Frau heraus, der stände bei mir in der Scheune. Das war an dem Tag, als der Herr Graf und das Fräulein mit der Bahn nach Uffenried gefahren waren."

„Weshalb eigentlich?" fragte ihn Conrad.

„Sie wollten wohl für das Fräulein etwas einkaufen. Und dann sollte mein Schwager mal rüber kommen und den Wagen untersuchen. Er hat hier 'ne Tankstelle und Reparaturwerkstatt."

(Fortsetzung folgt)

Fritz H. Chelius

Erstürmer der Gipfel

150 Jahre Kampf um die Berge der Welt

Ein Lied von Heldentaten und Tragödien

Fast ist es für unsere Begriffe unvorstellbar, daß die Gipfel der Alpen bis vor rund 150 Jahren ein mitten in Europa gelegenes unentdecktes Gebiet gewesen sind. Gewiß haben in früheren Jahrhunderten schon bedeutende Männer die Schönheit der Berge begriffen. Ein Petrarka, den man als den geistigen Vater des Alpinismus ansprechen kann, hat schon um 1336 die Schönheit der provencalischen Alpen besungen, und Berge bis ungefähr 1500 Meter Höhe wurden bereits um diese Zeit bestiegen. Anderseits wurden um 1400 sechs Männer aus dem Kanton Luzern zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt, weil sie entgegen dem Verbot sich unterfangen hatten, den „scheußlich hohen Berg", Pilatus genannt, (1920 Meter) zu besteigen. Dort hausten nach dem Aberglauben der Leute Geister, die jedem Menschen das Genick umdrehten, der versuchen wollte, sich den Regionen des Ewigen Eises zu nähern.

So kam es, daß erst 1786 der Mont Blanc zum erstenmal von Menschen bezwungen wurde. Mit dieser alpinistischen Großtat bricht dann die Zeit der Hochalpentouristik an, der im Laufe der nächsten hundert Jahre alle Alpengipfel zum Opfer fielen. Aber der Menschengeist rastet nicht. Als in den Alpen nichts mehr zu erobern war, zogen die Bergsteiger in die Welt hinaus, nach dem wilden Kaukasus, den amerikanischen Hochgebirgen und selbst nach dem Fernen Osten, wo im Himalajagebiet neue Ziele voll ungeahnter Großartigkeit und ungeheurer Schwierigkeiten noch immer der Bewältigung harren.

Welche Tragödien sich in diesem jahrhundertelangen Kampf um die Berge abgespielt haben, das sollen die folgenden Bilder schildern.

Ein Bergbauer bricht den Bann

Die Eroberung des Mont Blanc

Auf dem Marktplatz zu Chamonix standen die Einwohner des kleinen Dorfes in erregten Gruppen zusammen. Es war Ende Juli des Jahres 1786, und der heiße Sommertag hatte einem kühlen Abend Platz gemacht. Was die Leute aus dem Häuschen brachte und den Anlaß zu den erregten Unterhaltungen, das war die Ankündigung, die an der Tür des Gemeindehauses angeschlagen war und die in dürren Worten besagte, daß demjenigen, der als Erster die Spitze des Mont Blanc erreichen sollte, eine Prämie von 20 Louisdor ausgehändigt werden würde. Unterzeichnet war der Aufruf von dem Professor Horace Benedicte de Saussure aus Genf, einem Naturwissenschaftsprofessor, dem es die Berge angetan hatten.

Die Preisfrage war für diese Bergbauern ein kleines Vermögen. Aber was mußte das, wenn das gesteckte Ziel unerreichbar war? Genau so wie dieser Professor die Besteigung des Montblancs als Ziel setzen können. Ja, wenn es sich um den Mut und der Kraft der Chamoniarden gehandelt gewesen wäre, dann hätte es noch angehen mögen. Aber würden die Geister, die den Gipfel des Berges bewachten, die auf der Lauer lagen, ist kein menschlicher Fuß diese jungfräulichen Eisgefilde betreten, es zulassen, daß ein Eindringer nach der unsterblichen Krone greife? Nein nicht die Bergesgeister, jedem der sich den Gipfeln näherte, rettungslos den Hals umdrehten.

Über alle, diesen Professor de Saussure, den Einwohner von Chamonix. Er gehörte zu denjenigen, die sich schon mehrfach in ihre Ende verstiegen hatten, manchesmal allerdings begleitet von wenigen wagemutigen Einheimischen. Sie wußten, daß es sein brennender Ehrgeiz war, dem Berge seine Geheimnisse zu entreißen. Sie wußten auch, daß neben diesen wissenschaftlichen Begeisterung für die Erobrung des Gipfels nicht minder seine wissenschaftlichen Interessen dabei mitspielten; denn er wollte herausbekommen, welcher Luftdruck, welche Temperatur dort oben herrschten. Einmal war er mit Stangen gekommen, und da hatten sie alle gespöttelt, als einer von ihnen dem Professor ein fast zentnerschweres Glasrohr, in dem sich Quecksilber befand, hatte nachschleppen müssen. Das war sicher ein Gegenstand, mit dem man eine so schwierige Bergbesteigung nicht bewältigen konnte. Sie waren auch weit über Chamonix herausgekommen, als der Student mit dem Glasrohr abgerutscht und die Stücke sich ziemlich zerschunden. Wenigstens hatte das Glasrohr heil geblieben, aber die Angst des Glasrohr hatte die Gesellschaft wieder zurückgetrieben, und die Bergbauern hatten wenig über diese Episode gespottet. Der Professor aber war wiedergekommen und hatte sich einige Chamoniarden mitgenommen. Er war auch bis an den Gletscher vorgedrungen, aber dann hatte ihn der Mut verlassen, und er war wieder umgekehrt.

Das war nicht der einzige Fall, der den Bewohnern von Chamonix endlosen Gesprächstoff gab. Da war auch ein Domkantor aus Genf, Bourrit mit Namen, ein Bekannter des Professors, der mit diesem um di Palme rang. Der war genau besessen von dem Berg. Er war zwar kein Wissenschaftsfex, aber er war ein Dichter, Maler und Sänger mit grenzenlosem Idealismus, der die Schönheit der Alpenwelt in zahllosen Versen besungen hatte und mit seinen Versen für diese Wunderwelt zu werben versuchte. Auch er hatte mehrfach einen Anlauf genommen, jedoch scheiterten seine kühnen Versuche jedesmal am Gletscher. Solange er festen Boden unter den Füßen hatte, hielt er sich trotz aller Strapazen energisch aufrecht. Als es aber über den Gletscher ging, begannen seine Knie zu zittern, ein Schwindel packte ihn, und mit der letzten Kraft ging er nach der Hochmatte zurück, wo er japsend zusammenbrach wie ein Ertrinkender, dem es gelungen war, den sicheren Strand zu erreichen.

Diese Erlebnisse aber hatten die Chamoniarden nur in ihrem Glauben bestärkt, daß der Gipfel des Berges von den Berggeistern bewacht werde, und daß es nie einem Menschen gelingen könne, diese Höhen zu erreichen. Auch als sie jetzt in Gruppen zusammenstanden, war die Mehrzahl von ihnen der Ansicht, daß das Ganze ein aussichtsloses Unternehmen sei und daß der Genfer Professor ruhig hätte 2000 Louisdor aussetzen können. Holen würde sie doch keiner. Nur Dr. Paccard der Arzt der Chamoniter Benediktinerabtei, der zugleich die Geschäfte des Dorfarztes mit versah, war nicht ganz ihrer Meinung. Zwar hatte auch er alle die ergebnislosen Versuche genau verfolgt, die bis jetzt gemacht worden waren. Ihm hatte Bourrit eine genaue Schilderung seiner physischen Erlebnisse dort oben am Gletscher gegeben, und er verstand diese Dinge schon besser auszuwerten als die einfachen Bauern. Er glaubte auch nicht an die bösen Geister und hielt es keineswegs für ausgeschlossen, daß es einem Menschen gelingen könne, den Gipfel zu erreichen. Freilich, daß einer mehr als Mut und Ausdauer dazu gehörten, davon war auch er überzeugt. Und wie er sich seine Bauern so ansah, da war eigentlich keiner, dem er den kühnen Sprung zugetraut hätte. Oder nur einer — Jean Balmat! Der wußte dort oben in diesen Höhen Bescheid, der war schon soweit vorgedrungen, wie kein zweiter Mensch der Welt. Wenn es überhaupt einem gelingen konnte, dann nur ihm. Vor wenigen Tagen noch hatte er ihm dort oben einen Bergkristall mitgebracht von einer fast überirdischen Schönheit, wie man ihn in Chamonix noch nie gesehen hatte. Der Stummke schon aus Höhen, die vorher noch kein Sterblicher betreten hatte. Aber er hatte dem verschlossenen Burschen nicht zum Reden bekommen können, wo er ihn gefunden hatte.

Als er ihn jetzt stumm und mürrisch, wie das so seine Art war, unter den debattierenden Bauern stehen sah, ging er auf ihn zu: „Na Jacques," meinte er, „weißt dich dieser Haufen Geld nicht, den Versuch zu machen?"

Aber Jaques zuckte nur die Achseln und kehrte dem Frager den Rücken. Aus diesem Burschen wurde Dr. Paccard nicht klug. Er wußte, daß er unter den dürftigsten Lebensverhältnissen dahinvegetierte und mit seiner Mutter eine winzige Kate am Rande des Dorfes bewohnte. Dieser Balmat hatte weder vor Tod noch Teufel Angst, das einzige, an dem er abgöttisch hing, war seine Mutter, ein altes Hutzelweibchen, das früher Botengänge besorgt hatte, jetzt aber halb gelähmt und ganz auf den Sohn angewiesen war. Ihr das Leben zu erleichtern, das hätte schon ein Risiko für ihn gelohnt.

In dieser Nacht fand gar mancher der Bauern keinen Schlaf, denn der ausgesetzte Preis ließ ihre Gedanken nicht zur Ruhe kommen. Als am folgenden Morgen Bourrit, der den Anschlag des Professors de Saussure nach Chamonix gebracht hatte, in seinem Reisewagen talwärts fuhr, war die Messe im Benediktinerkloster besser als je besucht. Das lockende Geld hatte doch seine Wirkung nicht verfehlt, und so mancher gedachte den Versuch zu wagen. Da beichteten sie rasch noch einmal, am auf alle Fälle geschert zu sein.

So machten sich auch drei Bauernburschen auf den Weg, ihr Glück zu versuchen. Es waren kräftige, stämmige Kerle, denen man den Wagemut schon zutrauen konnte. Sie waren von Jugend auf an die Berge gewöhnt, und wenn sie sich auch der Größe ihres Wagnisses bewußt waren, so glaubten sie doch, auf ihre Kraft bauen zu dürfen. Wenn nur dieser Gletscher nicht gewesen wäre! Als sie am zweiten Tage den Rand des Gletschers erreicht hatten, hatten sie ein Erlebnis, das ihnen den Atem verschlug. Wie aus einer Gletscherspalte emporgewachsen stand plötzlich Jean Jaques Balmat vor ihnen und musterte sie mißtrauisch. Er war bereits zwei Tage lang in den höheren Schneegebieten herumgestiegen, ohne daß es ihm gelungen wäre, einen geeigneten Aufstiegspunkt zu entdecken. Er war nochmals zum Gletscher zurückgekehrt, um einen dritten Weg auszuprobieren. So war er auf die drei Konkurrenten gestoßen.

„Wo wollt denn ihr hin?" fragte er sie.

„Gemsen wollen wir holen," log der eine. Aber da lachte Jean nur laut.

„Ihr wollt sie wohl herunterpusten und mit euren Knüppeln totschlagen?" fragte er ironisch. „Ich sag euch ehrlich, daß ihr euch auch den Preis holen wollt. Aber kommt her, ich will euch führen!"

So brachen sie nun zu viert auf und begannen gemeinsam die Ueberschreitung des Gletschers. Wie eine Gemse nahm Jean alle Gletscherspalten, während keine dieser Spalten ihm nur mühsam folgen konnten. Er fühlte instinktiv, daß diese drei für ihn keine Konkurrenz bedeuten würden, und es machte ihm eine diebische Freude, weil sie ihm nicht so rasch folgen konnten. Sie waren auch noch keine Stunde auf dem Gletscher, als den dreien jeder Mut verloren ging und einer nach dem anderen schon bedauerte, sich dieser Führung anvertraut zu haben. Als sie dann einen größeren Felsblock im Gletscher erreicht hatten, hielten sie einen Kriegsrat ab und meinten, es sei besser, wenn Jean erst den Weg suchte. Jean lachte und war einverstanden, aber er verpflichtete sie, auf seine Rückkehr zu warten. Er war nicht zu sehr von der Höhe und von dem Berg gepackt, als daß er das Tempo dieser drei hätte aushalten können.

Es war am Beginn des Schneegrates „des Bosses", wo sie sich trennten und warten wollten. Jetzt war Balmat allein inmitten des fürchterlichen ewigen Eises, ohne jeden ihm auch der Aufstieg ungeheure Schwierigkeiten bereitete, sein Wille war stärker als alle Hindernisse. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, den er mit dem Berg führte. Schauerlich gähnten die Abgründe ihm entgegen. Ob er sich an den Felszacken blutig ritzte oder die Füße zu versagen drohten, ein unbändiger Wille trieb ihn immer höher. 4550 m hatte er erreicht, da machte sich die physische Wirkung der Umgebung bemerkbar, der Eindruck der grauenvolle Tiefe, des Alleinseins und auch der Schwierigkeiten des Felsgrates. Ein psychisch-physischer Kampf begann. Aber er wollte nicht klein beigeben. Er wollte den Berg bezwingen. Langsam und vorsichtig arbeitete er sich weiter vor. Aber die Strapazen der letzten drei Tage waren doch stärker als sein stahlharter Wille. Bis zum Fuße der Kuppe schaffte er es, dann verließen ihn die Kräfte. Er mußte umkehren.

Er konnte auch nicht warten, bis er neue Kräfte geschöpft hatte, denn die Dunkelheit brach herein, und zu allem Unglück begann noch ein Schneetreiben, das ihn zum Rückzug zwang. Unter Aufbietung der letzten Kraft stieg er abwärts und konnte noch den Rand des großen Bergschrundes erreichen, wo er in über 4000 m die Nacht vom 1. zum 2. August verbrachte. Daß an Schlaf nicht zu denken war, darüber war er sich vollkommen klar, denn wenn er einschlief, war er rettungslos verloren; dann war ihm der Tod durch Erfrieren gewiß. Er hatte sich so in der Gewalt, daß er dem Schlafe widerstand und in der Frühe des 2. August den Abstieg fortsetzen konnte.

Als er den Schneegrat „des Bosses" wieder erreichte, hielt er vergeblich Ausschau nach den drei Genossen; auch sein Rufen blieb ohne jeden Erfolg. Da wußte er, daß ihn die drei schnöde im Stich gelassen hatten. So kam er nach Chamonix. Aber dort erwartete ihn eine neue Enttäuschung. Die gelobte Mutter hatte einen neuen Anfall gehabt und schien mit dem Tode zu ringen. Da schleppte sich der erschöpfte Sohn noch zu Dr. Paccard und bat ihn dringend um Hilfe, um das Leben der Mutter. Geld hatte er keines, um den Arzt zu bezahlen, aber in seiner höchsten Not entrang sich ihm das Versprechen: „Doktor, ich kenne den Weg zum „Weißen Berge", ich will Sie als ersten hinaufführen, wenn Sie mir meine Mutter retten!"

Selbst wenn Dr. Paccard nicht schon als Arzt alles Mögliche getan hätte, um der alten Frau zu helfen, dieses Versprechen war mehr als ein fürstliches Honorar. Er folgte Balmat, und es gelang ihm den Anfall noch einmal zu bekämpfen. Nach zwei Tagen überwand ein ruhiger Schlaf die Schäden des Körpers, nach weiteren zwei Tagen war die alte Frau wieder soweit hergestellt, daß der inzwischen auch ausgeruhte Sohn an die Erfüllung seines Versprechens denken konnte.

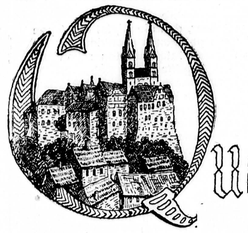
In aller Herrgottsfrühe des 8. August 1786 machen sich Balmat und Dr. Paccard auf den Weg. Es ist ein unendlich mühsamer Aufstieg, und in der Gletscherregion muß Dr. Paccard allen Willen zusammenreißen, um seinem Führer zu folgen. Aber dieser hat jetzt nicht mehr nötig, Umwege zu machen. Den Weg, den er einmal gegangen war, verwirrte er zum zweiten Male nicht. Durch Eis und Schnee führt er den Doktor mit unfehlbarer Sicherheit, über Klippen und Spalten, über Schneefelder und Eisbrücke. Endlos scheint der Weg zu sein, aber höher und höher kommen sie. Endlich ist der Fuß der Eiskuppe des Berges erreicht. Die Uhr zeigt die fünfte Nachmittagsstunde. Dreifsor mehr ist das Ziel — da klopft der Doktor vor Ueberanstrengung zusammen. Aber an der Trümmerinsel der „Petits Mulets" läßt Balmat den Erschöpften rasten, während er allein den Gipfel erklimmt.

6.30 Uhr ist es, als sie drunten in Chamonix durch das Fernrohr die kühne Tat Balmats beobachten und das Menschlein als den Bezwinger des Giganten erblicken. Endloser Jubel bricht dort unten los. Die Glocken werden geläutet, und als die Bezwinger des Weißen Berges heimkehren, holt sie das ganze Dorf im Triumph ein. Aber was gilt Balmat der Preis, was der Adelsbrief, den ihm später der König von Sardinien schickte? Die Auferzung hat ihm die Mutter getötet und diesen Tag des Triumphes in bitterstes Leid verwandelt.

Aber der Bann, der über den Alpen lag, war durch Balmat für alle Zeiten gebrochen!

Blick auf den Mont Blanc von Chamoise aus gesehen

(Fortsetzung folgt.)

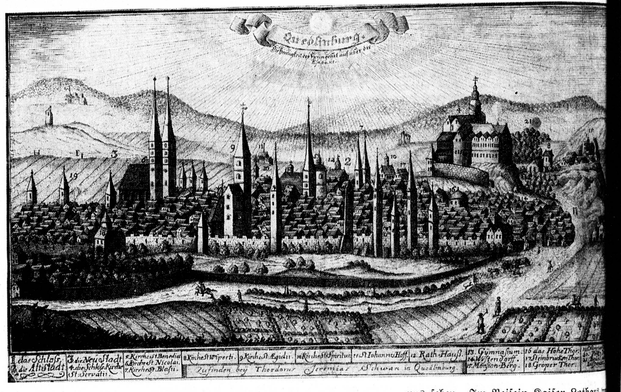


Quedlinburg

im Glanze des Königsgrabes

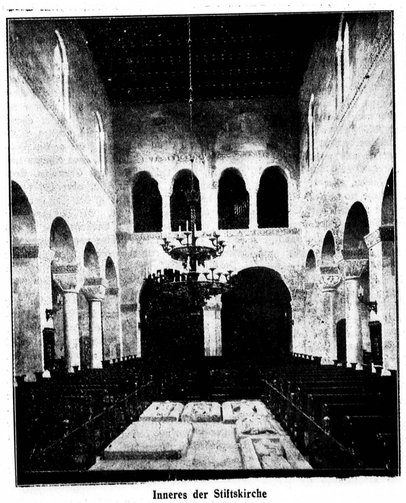
Am 2. Juli 936 starb in der Pfalz zu Memleben König Heinrich I. In feierlichem Zuge trugen seine Söhne die Leiche in die Peterskirche auf der Quitilingaburg, dem Lieblingssitz des Sachsenkönigs, wo er sich zu Lebzeiten die Stätte seiner Grabesruhe ausersehen hatte. Der Felsen des Berges barg seit diesem Tage das Grab des ersten Königs der Deutschen aus sächsischem Stamme. Ehrwürdig ist dieser Berg schon in den Augen der damaligen Menschen gewesen, die ihn zum ragenden Mittelpunkt ihrer völkischen, politischen, geistigen und kulturellen Wünsche und Arbeiten machten. „Die Herrlichkeit des Herrn ist über dir aufgegangen", — steht über dem Quedlinburger Stadtbild, das uns in einem alten Stich erhalten ist. Es gibt kaum einen ähnlichen Ort aus der Frühe des Reiches, der das mit gleich großer innerer Berechtigung von sich aussagen könnte. Die Herrlichkeit des ersten Reiches der Deutschen, die ganze Größe der erstmalig sich entfaltenden völkischen Kräfte, der Schimmer und Glanz einer kaiserlichen Kultur, ruhten seitdem über Quedlinburg. Tausend Jahre sind seit der Königsbestattung vergangen. Das Reich sank in Trümmer. Der Gloriengianz ging auf andere Stämme, andere Städte über. Das Grab des Königs aber blieb, und riesengroß steht es in diesen Tagen vor dem Geiste aller Deutschen. Die Menschen und Taten jener Zeit sind uns ja nicht fremd und fern; sie stehen als immer noch wirkende Mächte auch in unserm gegenwärtigen Dasein. Die Stadt Quedlinburg und mit ihr alle Deutschen, denen geschichtliche Vergangenheit mehr ist als nur müßiges Verweilen in untätigen Erinnerungen, rüsten sich, die 1000. Wiederkehr des Heimgangs ihres ersten Königs festlich und würdig zu begehen. Es ist kein 1000jähriges Stadtjubiläum, wie so manche Städte es zu begehen pflegen; die Anfänge der eigentlichen Stadt Quedlinburg liegen ja viel später. Man ist gerade seit einiger Zeit daran, das Königsgrab zu einem Nationalheiligtum der Deutschen zu machen, zu einer nationalen Wallfahrtsstätte, die mehr noch als bislang unserem Volke heilig sein sollte; so sehr ist Quedlinburg mit der Geschichte unseres Volkes verknüpft, daß der Sinn des 1000-Jahr-Gedächtnisses weit über die Grenzen der Stadt und der stillen Harzlandschaft hinausgeht.

Der Ausgangspunkt für die Geschichte Quedlinburgs ist der alte, im Tage gelegene Königshof, die „curtis Quitilinga". Er dürfte wohl schon fränkischer Königshof gewesen sein, der über das Kloster Hersfeld in den Besitz der Ludolfinger gelangte. Neben dem Königshof bestand wahrscheinlich schon seit ältester Zeit die Burg, die zum Schutze der Königsgüter diente. Der Königshof ist uns noch erhalten in dem heutigen Klostergut St. Wiperti und ist weit berühmt geworden durch die Wipertikrypta, einer der frühesten Kirchenanlagen Nordwestdeutschlands, die in der Hauptsache Formen dem 10., in ihren Anfängen aber dem 9. Jahrhundert angehört. Als Heinrich I. zum Schutze gegen die Anstürme der Ungarn die Burg auf dem Berge ausbaute, begann die eigentliche Entwicklung der königlichen Pfalz

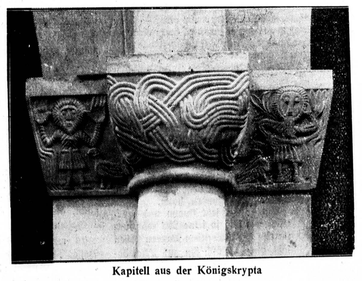


Alter Stich von Quedlinburg

Die Geschichtsschreiber berichten, daß sie oft betend hier weilte. Die Gründung eines Frauenstiftes war von Heinrich und Mathilde noch zu Lebzeiten des Königs beschlossen worden, gelangte aber erst unter Otto I. am 13. September 937 zur Ausführung. Die Bestätigung der Stiftsgründung in einer Königsurkunde war die erste Regierungshandlung König Ottos I. Das Stift war als freiweltliches Frauenstift gegründet, dessen Stiftsfrauen ein kanonisches Leben führten. In seiner ersten Urkunde bestimmte Otto, das Stift soll ein königliches Stift und der königlichen Gewalt auch dann unterstellt sein, wenn ein anderes Geschlecht die Krone erlangen sollte, die Vogtei sollte in diesem Falle aber immer dem verbleiben, der der Mächtigste des Ludolfingischen Geschlechtes sein würde. Auf diese Weise war das Stift Quedlinburg auf das engste mit dem Schicksal des sächsischen Kaiserhauses verknüpft, in einem so engen und ausgesprochenen Sinne, daß man es geradezu als kaiserliches Familienstift ansprechen darf. Diese Tatsache ist denn auch ausschlaggebend geworden für die reichs- und kulturgeschichtliche Bedeutung Quedlinburgs. Ueber 30 Jahre lang hatte die Königin Mathilde selbst die Leitung des Stiftes in Händen gehabt. Im Jahre 966 wurde die 13jährige Kaisertochter Mathilde, die Tochter Ottos und Adelheids zur ersten Aebtissin geweiht. Nur Frauen aus dem kaiserlichen oder aus den höchsten Fürstenhäusern des Landes gehörten dem Quedlinburger Stifte an. Die vornehmste Aristokratie des Geistes und des Blutes übernahm von hier aus die Führung der geistigen und kulturellen Bestrebungen des Landes. Die letzte Aebtissin aus dem Geschlecht der Ludolfinger war Adelheid, die im Jahre 1045 starb. Auch in der Folgezeit sind Frauen aus dem Herrscherhause in Quedlinburg führend: während der Regierung Heinrichs III. Heinrichs IV., und Heinrichs V. finden wir zwei Töchter und eine Enkelin Heinrichs III. die Aebtissinnen Beatrix, Adelheid II. und Agnes. Zu Lothars Zeit lebte die Aebtissin Gerburg, vermutlich dessen Verwandte. Ihr folgte Beatrix aus dem staufischen Herrscherhause und die Aebtissin Meregard dürfte die Tochter Albrechts des Bären gewesen sein.



Inneres der Stiftskirche



Kapitell aus der Königskrypta

Quedlinburg. Heinrich weilte gern hier, und noch größere Liebe wandte seine Gemahlin, die Königin Mathilde dem Orte zu. Wahrscheinlich um 930 war die Heinrichskirche auf dem Burgberge schon geweiht. Die fromme Königin umgab das Grab des Gatten mit Ehrfurcht.

Ebenso wichtig für die Stellung Quedlinburgs war seine Bedeutung als Regierungsstätte des ottonischen Reiches. Mit der Kaiserin Theophanu, der Gemahlin Ottos II. insbesondere, war der Glanz und die Pracht des oströmischen Kaiserhofes in Quedlinburg eingezogen. Die Kirchenschätze der ehemaligen Frauenstifte geben heute, neben den gewaltigen architektonischen Leistungen im Kirchen- und Klosterbau, noch beredtes Zeugnis von der vergeistigten Kultur, die von der byzantinischen Kaisertochter wesentlich mitangeregt gerade von den sächsischen Kanonissenstiften getragen wurde. Hinzu kam die in Quedlinburg immer prachtvoller sich entfaltende Haltung der deutschen Könige. Immer sind die deutschen Könige und Kaiser nach dem heimnisumgebenen Grabe des Gründers des Reiches. 16 Kaiserbesuche kann die Geschichte des Stiftes allein in den Jahren zwischen und 1207 aufweisen. Gesandtschaften und ten aller Herrscher und Völker des Erdkreises kamen hierher. Konnte es wundernehmen, wenn Quedlinburg der Ausstrahlungspunkt einer feinen Bildung und einer schöpferischen Kulturarbeit wurde?

Als die edle Königin und fromme Stifterin Quedlinburgs, die hl. Mathilde, am März des Jahres 968 starb, wurde sie nach ihrem geliebten Gatten in der alten Marienkirche des Stiftes beigesetzt. Der kunstsinnige Sinn der Aebtissinnen, denen nun zwei Jahrhunderte anvertraut waren, ließ bald neue Bauten auf dem Burgberge entstehen. Im Jahre 997 begann man einen Erweiterungsbau, der Kirche des hl. Servatius, die im Jahre 1021 im Beisein Kaiser Heinrichs II. eingeweiht wurde! Nach einem Brande 1070 begann man mit dem Wiederaufbau der Stiftskirche, deren Hauptteile wir heute in Quedlinburg noch vor uns sehen. Im Beisein Kaiser Lothars wurde sie 1129 eingeweiht.

Die Quedlinburger Stiftskirche hl. Servatius ist eines der edelsten und vorragendsten Bauwerke der romanischen Der Eindruck dieser sakralen Raumgestalt die verschwenderische Pracht der Säulen, telle und Bogenführungen findet so leicht ihresgleichen. Der Bau vermag heute einen ganz lebendigen Eindruck von der gabe, der Größe und der Herrlichkeit des ferlichen Stiftes zu vermitteln. Eine Welt ruht geheimnisvoll in diesen verborgen. In dem Zitter, der Schatzkammer ruhen die Stiftskleinodien, Werke der metallkunst, prachtvolle Reliquiare, Handten, Buchdeckel, Werke der Teppichkunst usw., zum Teil Geschenke der Ottonen, die zu allen Zeiten ihr Familienstift ausgestattet haben. Man muß einmal unter der freundwilligen und verständnisvollen Führung des heutigen Oberküsters der Stiftspfarre, Herrn K. Sann, der uns vor einer Zeit ein kleines Büchlein geschrieben, dem er dem Geheimnis der alten Stiftskunst des Domes nachzuspüren sucht und ebenso interessante wie einsichtige Deutungen der alten Sinnbilder und Gestalten zu vermag, — den Reichtum dieser Quedlinburger Kunst auf sich einwirken lassen, um so der Kräfte inne zu werden, die hier in dieser Zeit am Werke waren und Werte über die Generationen hinaus Währendes fen. So stark greifen hier in Quedlinburg übernatürliche und natürliche Ordnung ander, daß eine ohne die andere nicht gedacht werden könnte. In den berühmten Stiften der romantischen Kunst fanden und finden die Dinge des Reiches Gottes und des Reiches der Deutschen zur erfüllenden Harmonie.

(Klischees: Eig. Anferti

Feuer lodern im Land

Von alten Bräuchen zur Sonnenwende und Johannisnacht

Ueberall in deutschen Gauen hat sich ein reicher Kranz alter Bräuche erhalten, der sich um die Feier der Sonnenwende rankt, die von unseren Altvordern festlich begangen wurde. Immer wird sich das Brauchtum von Gau zu Gau ein wenig unterscheiden, aber im Mittelpunkt steht doch überall das lodernde Feuer, das in der Nacht im Lande angezündet wird. Wir wollen diesmal einmal dem Brauchtum nachgehen, wie es sich im östlichen Europa herausgebildet hat.

Glaube und Sitten am Vorabend des Johannis dem Täufer geweihten Tages gehen auf das Heidentum zurück. Die Ahnen der in Osteuropa lebenden Völker stellten sich in der Sonne eine allmächtige und gütige Gottheit vor, welche die Kraft der Erde stärkt und steigert, die dann in die Wurzeln und von dort in die Pflanzenstengel dringt.

Da das Feuer zur Winterszeit, das nie erlosch, ein Leben spendender Quell jener Ahnen der heute dort lebenden Völker war — wie die Sonne zur Sommerszeit für die Pflanzen — also verbrannte man zu Ehren der Sonnengottheit riesige Baumstöße.

Dieses Anzünden solcher Feuer wurde nach der Annahme des Christentums beibehalten und ging ursprünglich als uralte Sitte in die Reihe der Pfingstbräuche über. Später übertrug man in einigen Gegenden diese Feuer auf den Vorabend des Johannis dem Täufer geweihten Tages. Dies hatte

Sonnenwendfeier in der Wachau (Niederösterreich) Zeichnung von Gause

etwas für sich, da der 24. Juni die Zeit der Sonnenwende ist, d. h. die Zeit der größten Annäherung der Erde an die Sonne. In ganz frühen Jahrhunderten wurde in dieser Zeit der Sonne gehuldigt.

Später sind die Johannisfeuer fast überall verschwunden. Aber die Jugend erinnert sich gern wieder der Bräuche unserer Väter. Und heute flammen wieder überall die Reisigtröße auf, darum man fröhlich tanzt und singt.

*

Einst eilten am Vorabend des Johannistages, also am 23. Juni, vor Sonnenuntergang, die Mädchen jenseits der Dorfgrenze, um Zauberpflanzen zu suchen, z. B. Farnkraut, Eberraute, Königskerze, Kletten, Quendel, die Glück bringen sollten. Aus ihnen wurden Kränze geflochten und damit Kopf und Arme geschmückt. Die Burschen dagegen zündeten auf einer Brache oder auf Hügeln hinter dem Dorf Feuer an. Im Schein der Johannisfeuer spielten dunkle menschliche Silhouetten, und Johannistagslieder erklangen.

In diesen Liedern gab man den Burschen Ratschläge, wo sie ihre zukünftigen Frauen suchen sollten; den Mädchen prophezeite man Dinge, die sich auf die Heirat bezogen, oder zählte ihre Fehler und Tugenden auf. Die von unseren Altvordern festlich begangenen Bräuche sind in den Jahren zwischen und 1207 aufweisen. Gesandtschaften und Gaben aller Herrscher und Völker des Erdkreises kamen hierher. Konnte es wundernehmen, wenn Quedlinburg der Ausstrahlungspunkt einer feinen Bildung und einer schöpferischen Kulturarbeit wurde?

Als die edle Königin und fromme Stifterin Quedlinburgs, die hl. Mathilde, am März des Jahres 968 starb, wurde sie nach ihrem geliebten Gatten in der alten Marienkirche des Stiftes beigesetzt. Der kunstsinnige Sinn der Aebtissinnen, denen nun zwei Jahrhunderte anvertraut waren, ließ bald neue Bauten auf dem Burgberge entstehen. Im Jahre 997 begann man einen Erweiterungsbau, der Kirche des hl. Servatius, die im Jahre 1021 im Beisein Kaiser Heinrichs II. eingeweiht wurde! Nach einem Brande 1070 begann man mit dem Wiederaufbau der Stiftskirche, deren Hauptteile wir heute in Quedlinburg noch vor uns sehen. Im Beisein Kaiser Lothars wurde sie 1129 eingeweiht.

Die Quedlinburger Stiftskirche hl. Servatius ist eines der edelsten und vorragendsten Bauwerke der romanischen Der Eindruck dieser sakralen Raumgestalt die verschwenderische Pracht der Säulen, telle und Bogenführungen findet so leicht ihresgleichen. Der Bau vermag heute einen ganz lebendigen Eindruck von der gabe, der Größe und der Herrlichkeit des ferlichen Stiftes zu vermitteln. Eine Welt ruht geheimnisvoll in diesen verborgen. In dem Zitter, der Schatzkammer ruhen die Stiftskleinodien, Werke der metallkunst, prachtvolle Reliquiare, Handten, Buchdeckel, Werke der Teppichkunst usw., zum Teil Geschenke der Ottonen, die zu allen Zeiten ihr Familienstift ausgestattet haben. Man muß einmal unter der freundwilligen und verständnisvollen Führung des heutigen Oberküsters der Stiftspfarre, Herrn K. Sann, der uns vor einer Zeit ein kleines Büchlein geschrieben, dem er dem Geheimnis der alten Stiftskunst des Domes nachzuspüren sucht und ebenso interessante wie einsichtige Deutungen der alten Sinnbilder und Gestalten zu vermag, — den Reichtum dieser Quedlinburger Kunst auf sich einwirken lassen, um so der Kräfte inne zu werden, die hier in dieser Zeit am Werke waren und Werte über die Generationen hinaus Währendes fen. So stark greifen hier in Quedlinburg übernatürliche und natürliche Ordnung ander, daß eine ohne die andere nicht gedacht werden könnte. In den berühmten Stiften der romantischen Kunst fanden und finden die Dinge des Reiches Gottes und des Reiches der Deutschen zur erfüllenden Harmonie.

(Klischees: Eig. Anfertigung.

Sonnenwendfeuer im Inngebiet

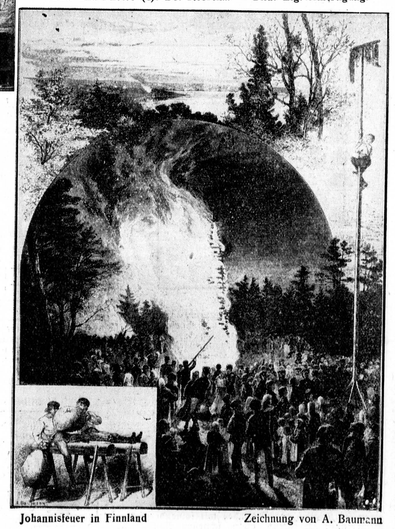
war dies eine Prophezeiung, daß jenes Mädchen, dem der Kranz gehörte, vor der nächsten Johannisnacht heiraten würde. Erlosch die Kerze, dann verschleppte sich die Heirat. Ergriff der Bursche aber den Kranz und erlosch die Kerze plötzlich, dann prophezeite dies für ihn frühen Tod, späte Heirat oder Hagestolzentum.

Das Farnkraut, das nach Ansicht der Volkes nur einmal im Jahre, nämlich genau um Mitternacht am Abend vor dem Johannistage blüht, besitzt Zauberkraft, weil es dem Besitzer Glück und Vermögen bringt. Die winzige Farnblüte ist ungeheuer schwer zu erringen. Wer sie bekommen will, muß nach der Sage sündenlos sein, damit der Satan keinen Teil an ihm habe. Wenn man um das Farnkraut ausgeht, muß man sich mit Eberraute gürten, die von geweihtem Grün durchflochten ist. Gott verhüte, daß sich ein solcher Gurt löse und zur Erde falle — der Tod ist sicher und die Seele dem Teufel verfallen.

Aber es fand sich noch kein Mensch auf der Welt, der die Farnkrautblüte für immer oder für längere Zeit bekommen hätte, stets geht sie auf unerklärliche Art und Weise nach kurzer Zeit zugrunde. Der Mensch, der sie besaß, wird wieder das, was er war — ja noch schlimmer. Deswegen gibt es auch zu wenig Liebhaber für die Erringung der Farnkrautblüte. Die Menschen wollen lieber das bleiben, was sie sind, als das Glück für eine kurze Weile erringen, und sich dann dem Gespött und Gelächter auszusetzen.

Text und Photos (4): Dr. Koszella. — Bild: Eig. Anfertigung.

Feuerradspiel in Kärnten zur Sonnenwende



Johannisfeuer in Finnland Zeichnung von A. Baumann

Spiel- und Strandkleider

Eine Reise an die See ist für unsere Kinder die beste Erholung. Beim Spiel im weißen Sand ziehen wir den Kleinen nur einen Anzug aus buntem Waschstoff an, in dem auch der kleine Körper unbehindert Sonnenstrahlen und frische Seeluft atmet. Für die größeren Mädchen gibt es ärmellose Strandkleider, braune Hosenröckchen, Schürzenkleider, die wir sehr leicht und schnell selbst nähen können.

W 48293. Trägerrock aus geblümtem Indanthrenstoff, als Strandkleid oder, mit einem Blüschen, als praktisches Sommerkleid zu tragen. Erf.: etwa 2 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 9, 11, 13 Jahre erhältlich.

KW 48280. Luftanzug aus geblümtem Kretonne, rückenfrei gearbeitet. Erforderlich: etwa 1,30 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 6, 8 und 10 Jahre.

KW 48285. Sehr leicht zu arbeiten ist der Spielanzug aus farbigem Waschstoff. Kragen und Tasche sind farbig umhäkelt. Erforderlich: etwa 1 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 1, 3 und 5 Jahre erhältlich.

DFK 5529. Als Strand- oder Gartenanzug kann der praktische Anzug aus Leinen von Buben und Mädchen getragen werden. Er ist rückenfrei mit buntem Bortenbesatz gearbeitet. Im Rücken überkreuzte, aufgeknöpfte Träger. Erforderlich: etwa 1,60 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte sind für 4 und 6 Jahre erhältlich. Modell aus: Frauenkultur im Deutschen Frauenwerk.

W 48281. Ein einfaches, weißes Leinenkleid, das ärmellos und mit einem Hosenrock gearbeitet ist, wird durch ein Bolerojäckchen aus gemustertem Waschstoff vervollständigt. Erf.: etwa 2 m Kleidstoff, 75 cm gemusterter Stoff, je 80 cm br. Bunte Beyer-Schnitte f. 7, 9, 11 J.

KW 48291. Leicht nachzuarbeiten ist das Strand- oder Gartenkleid aus gemustertem Indanthrenstoff mit angeschnittenen Trägern, die im Rücken aufgeknöpft werden. Erforderlich: 1,70 m Stoff von 80 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte sind für 8, 10 und 12 Jahre erhältlich.

KW 48290. Bademantel mit Raglanärmeln und Schalkragen, von Knaben und Mädchen zu tragen. Erforderlich: 1,75 m gemusterter, 70 cm einfarbiger Stoff von je 140 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte sind für 7, 9, 11 und 13 Jahre erhältlich.

KW 48282. Spielhöschen aus buntem Kattun mit abstechenden Blenden, für Knaben und Mädchen passend. Im Rücken überkreuzte, aufgeknöpfte Träger. Erforderlich: etwa 85 cm Stoff von 80 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 1, 3 und 5 Jahre erhältlich.

Speiseeis aus der Kochkiste

Die Kochkiste im Haushalt erspart manchen Groschen für Brennmaterial. So gut wie sie die Wärme zusammenhält, so sicher ist sie auch zur Kühlhaltung zu gebrauchen. Allerdings gibt sie nicht von selbst Kälte ab, wie es die neuen elektrischen oder mit Gas beheizten Kühlschränke tun, die wirklich kein Luxus sind, sondern, so merkwürdig es klingen mag, dem Volksganzen dienen. Denn sie helfen, wertvolle Nahrungs- und Genußmittel vor dem Verderben schützen, eine Maßnahme, deren Bedeutung erst jetzt wieder auf der Tagung des Milchreichsnährstandes betont wurde. Man kann sich nicht recht vorstellen, daß unsere Frauen nicht mithelfen möchten, wenigstens einen Teil der jährlich in Deutschland verderbenden Nahrungsmittel zu erhalten, weil es hier um Beträge geht, die die Milliardengrenze überschreiten. Es verdirbt nicht alles im Haushalt durch Groschen für Brennmaterial. So gut wie sie die Wärme zusammenhält, so sicher ist sie auch zur Kühlhaltung zu gebrauchen. Allerdings gibt sie nicht von selbst Kälte ab, wie es die neuen elektrischen oder mit Gas beheizten Kühlschränke tun, die wirklich kein Luxus sind, sondern, so merkwürdig es klingen mag, dem Volksganzen dienen. Denn sie helfen, wertvolle Nahrungs- und Genußmittel vor dem Verderben schützen, eine Maßnahme, deren Bedeutung erst jetzt wieder auf der Tagung des Milchreichsnährstandes betont wurde. Man kann sich nicht recht vorstellen, daß unsere Frauen nicht mithelfen möchten, wenigstens einen Teil der jährlich in Deutschland verderbenden Nahrungsmittel zu erhalten, weil es hier um Beträge geht, die die Milliardengrenze überschreiten. Es verdirbt nicht alles im Haushalt durch Groschen für Brennmaterial. So gut wie sie die Wärme zusammenhält, so sicher ist sie auch zur Kühlhaltung zu gebrauchen. Allerdings gibt sie nicht von selbst Kälte ab, wie es die neuen elektrischen oder mit Gas beheizten Kühlschränke tun, die wirklich kein Luxus sind, sondern, so merkwürdig es klingen mag, dem Volksganzen dienen. Denn sie helfen, wertvolle Nahrungs- und Genußmittel vor dem Verderben schützen, eine Maßnahme, deren Bedeutung erst jetzt wieder auf der Tagung des Milchreichsnährstandes betont wurde. Man kann sich nicht recht vorstellen, daß unsere Frauen nicht mithelfen möchten, wenigstens einen Teil der jährlich in Deutschland verderbenden Nahrungsmittel zu erhalten, weil es hier um Beträge geht, die die Milliardengrenze überschreiten.

Der alte „Eisschrank" siecht langsam aus. An seine Stelle ist der moderne „Kühlschrank" getreten, der nicht erst mit Eis gefüllt zu werden braucht, um in völlig unwirtschaftlicher Weise seinem Inhalt Kühlung zu bringen. Der neuzeitliche Kühlschrank entwickelt selbst durch elektrischen oder Gasbetrieb Kälte, die sogar so niedrig ist, daß sie zur Erzeugung von Eis ausreicht. Die kommunalen Unternehmungen und auch Privatfabriken geben solche Schränke zu einem Preise ab, der bei angenehmen Teilzahlungsbedingungen fast jedem die Anschaffung ermöglicht. Neben der direkten Unterstützung der Wirtschaft durch Kauf eines solchen Gerätes ist es die indirekte durch Schutz des Lebensmittel vor dem Verderben, die von uns gebieterisch Betreuung der Nahrungsmittel im Haushalte fordert.

Was nun die gute alte Kochkiste betrifft, so kann sie bis zu einem gewissen Grade als Kühlschrankersatz herangezogen werden. Es ist dazu allerdings nötig, daß auf Stückeis wieder zurückgegriffen wird, denn die Lebensmittel müssen zunächst auf Eis gekühlt werden, ehe man sie der Kochkiste anvertraut. Dann aber hält sich zum Beispiel ein gefüllter Pudding oder eine gefüllte Limonade recht lange in der Kiste frisch, und selbst fertig gekochtes oder übrig gebliebenes Essen läßt sich bis zum nächsten Tage frisch halten. Wer etwas Besonderes als Nachspeise auf den Tisch bringen will, der kann Speiseeis in der Kochkiste herstellen. Es genügt dazu für 10 Pf. Stückeis das gegebenenfalls auch der Fleischer abgibt.

Die zum Speiseeis benötigte Masse, übrigens aus jedem Kochbuch zu erfahren, wird in einen hohen Behälter gefüllt. Wurde sie warm zubereitet, dann kühlt man sie durch Einstellen in kaltes Wasser vor. Darauf wird ein zweites weiteres Gefäß mit Eisstücken in der Größe einer Kinderfaust gefüllt und mit etwa dem dritten Teil des Gewichtes vom Eis mit Kochsalz vermengt. In diese Eismasse stellt man das Gefäß mit der Speiseeismasse. Das Ganze wird gut zugedeckt in die Kochkiste gestellt. Ebenauf legt man noch ein altes Federkopfkissen und verschließt die Kiste gut. Nach einiger Zeit wird von der Innenwand des Gefäßes die schon gefrorene Eismasse abgekratzt und unter die noch flüssige verrührt. Nach etwa einer Stunde ist das schönste Speiseeis fertig. Und das alles hat bei recht geringem geldlichen Aufwand die Kochkiste fertig gebracht!

Schachaufgabe

Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung (18 Figuren): Weiß (10 Figuren): König b 8, Dame a 5, Springer c 2, e 4, Turm f 7, Läufer d 8, h 5, Bauer a 2, d 3 d 6. — Schwarz (8 Figuren): König a 6, Springer a 5, Läufer d 7, Bauer a 7, b 6, d 4, e 5, e 6.

Zu Lande und zur See.

Fröhlich hat man ihn im Haus
Den alten, guten Freund,
Schmerzlich schaut man nach ihm aus,
Wenn nie sein Schiff erscheint.

Der Wasserportier.

Von meinem Freund Schlemihl wußte ich bisher, daß er Wasserport bereibt, ich war aber nicht im Bilde, wie er diesen Sport ausübte, d. h. ob mit Motorboot, Segel- oder Ruderboot oder als Paddler. Neu erhielt ich einen Kartengruß des Freundes mit folgender Bemerkung: „Während mein schnelles Boot lautlos durch das regelose Wasser westwärts glitt, dachte ich angesichts der untergehenden Sonne Deiner." Nachdem ich diesen Passus gelesen hatte, wußte ich, welche Art Wasserport Freund Schlemihl treibt.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Zeilen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Bilderrätsel.

Silbenrätsel.

Aus den 35 Silben:

an — ar — ce — di — do — gi — gre — kap — ku — ku — la — la — na — nal — ne — net — neu — nue — nun — — re — ref — ri — rich — spe — te — ti — ti — to — ul — us — us — wa — werk — zo —

sind zwölf Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Halbseidenes Gewebe
2. Apfelart
3. Urschrift
4. Feines Gebäck
5. Franz. Romanschriftsteller
6. Ungarischer Weinort
7. Männlicher Personenname
8. Farbenabstufung
9. Bad in Schlesien
10. Gerichtliches Sicherungsmittel
11. Insel vor der Elbmündung
12. Päpstlicher Gesandter

Richtig gebildet, ergeben die erste Buchstabenreihe von oben nach unten und die dritte von unten nach oben ein Zitat von Steins.

Rechenaufgabe.

Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 sollen eine ganze Zahl und drei Brüche gebildet werden, deren Summe 8 beträgt. Gegeben seien 2/6 und 3/18; aus den noch nicht benutzten fünf Ziffern sind die ganze Zahl und der dritte Bruch herzustellen.

Nittaurame.

Nittaurampe ist kein schönes Wort,
Verdreh' es hier, verdreh' es dort.
Dann wird's ein wundervoller Dom.
Wie ihn nicht hat das ew'ge Rom.
Doch nennt Berlin stolz ihn sein eigen.
Drum eile hin, laß ihn dir zeigen.

Auflösungen aus voriger Nummer.

1.) Turm e 1 — e 1, S c 3 — e 4; 2.) Dame g 3 — b 3, e 4 schlägt Dame b 3; 3.) e 2 — e 4 matt.

Gleichklang von der Wasserkant.

Bai, Hai, Kai.

Sie wissen Rat.

Der Plan von Max war höchst sinnvoll, denn sie legten die Strecke in 75 Minuten zurück, während der Fußgänger 120 Minuten gebraucht hätte.

Kreuzworträtsel.

a) Von links nach rechts: 1. Tang, 4. Adet, 7. Bon, 8. Ems, 10. Lea, 12. Alt, 13. Rat, 14. Eld, 15. Rio, 16. Ute, 17. Tant, 19. Ifen, 20. Sir, 21. Sir, Ens, 24. Eis, 25. Lache, 26. Elm, 27. Ena — b) Von oben nach unten: 1. Tobias, 2. Antonie, 3. Ger, 4. Asi, 5. Eleusis, 6. Retter, 7. Bart, 9. Mai, 11. Aden, 18. Frost, 19. Asien, 23. Dam, 24. Ebe.

Magisches Doppelquadrat.

m v r t e
u i n a u
i g l a u
h e c h t
w e r f t

(Raubfeil.)

Versteckrätsel.

1. Bender, 2. Bern, 3. Eisel, 4. Elbe, 5. Gera.

Stahlgewitter an der Somme

Ein Rückblick auf das fünfmonatige Ringen zum 20. Jahrestage seines Beginns, dem 24. Juni 1916 - Mannesmut gegen Material

Das Jahr 1915 war für Deutschlands Gegner eine einzige Enttäuschung gewesen. Rußlands Heere waren unter schwersten Verlusten weit zurückgewiesen worden. Serbien lag am Boden, der Weg zur Türkei war damit für die Mittelmächte frei. Die englisch-französischen Angriffe in Westen hatten zwar unsere Siegeszüge im Osten beeinträchtigt, aber an unserer Front in Flandern kam man zu rütteln vermocht. Italien hatte so gut wie gar nichts erreicht. Sarrail auf die Dardanellen waren gescheitert. Der Mittelmeerweg nach Rußland blieb gesperrt. Auch die Lage im Orient konnte nicht befriedigen.

Als tiefsten Grund ihrer Mißerfolge erkannten die Westmächte die mangelnde Uebereinstimmung ihrer Operationen. Das soll nun 1916 vermieden werden. Daher schlägt Joffre auf den Konferenzen in Chantilly einen gleichzeitigen, konzentrischen Angriff aller Heere vor. Die einzelnen Stimmen zu. Der Beginn der allgemeinen Offensive muß zunächst vom März auf den 1. Juli verlegt werden. Eher kann Rußland nicht ausgerüstet sein, die englische Kitchenersche Armee und das für einen vernichtenden Schlag nötige Material nicht bereitstehen.

Auch einen Angriff beiderseits der Somme wollen Franzosen und Engländer die Entscheidung einleiten: Ueber Bapaume und Péronne soll die Offensive auf Cambrai — Valenciennes-Maubeuge vorgetragen und damit zugleich der deutsche Frontbogen, dessen Scheitel bei Arras liegt, zum Einsturz gebracht werden. Kurz vorher soll ein russischer Generalangriff die deutschen Ostkräfte binden.

Dem Plan jedoch, einheitlich mit englisch-französischen Kräften in den Kampf zu treten, wird bald Vorgeistig mißlingen die Russen zur Entlastung der von den Mittelmächten angegriffenen Italiener und Italiener auf den Plan treten. Der größte Teil des französischen Heeres wird also im Frühjahr in das Ringen um Verdun stehen. Falkenhayns Erwartung, daß ein Angriff auf diese Festung eine allgemeine Offensive der Alliierten im Westen überhaupt unmöglich machen würde, erfüllte sich freilich nicht: Die Gegenmaßnahme" zermahlt Franzosen und Deutsche gleichmäßig, verbraucht auf beiden Seiten gleichviel Menschen und Material. Joffre läßt sich von Verdun in seinen Sommerplänen nicht irre machen, nicht einmal zu vorzeitigen Loslösungen von Verdun. Die Angriffsfront muß allerdings verbreitert und an Stelle französischer Divisionen mehr und mehr englische eingesetzt werden, im übrigen gehen die Vorbereitungen für den Angriff in aller Ruhe fort. Seine Aussichten gehen durch die Katastrophe der Oesterreicher in dem mächtigen Aufstieg.

Aber waren unsere Gegner bei ihren Durchbruchsversuchen jedesmal gescheitert. Nun aber der Sturm auf die deutschen Stellungen mit so ungeheuren Mengen von Kriegsmaterial vorbereitet und genährt werden, daß er über Berechnung glücken muß. So gewiß die Zahl der bereitgestellten Geschütze, Munition reich ihre Munitionsausstattung, 30 nicht einen Quadratmeter deutscher Stellung stehen kann, auf den nicht wenigstens eine Tonne, alles vernichtend, einschlagen muß. Wenige Trommelfeuer der vielen Hunderte von Batterien, für deren Schießbedarf die ganze Welt tätig, und die deutschen Befestigungsanlagen sind nur noch Staub, von ihren Verteidigern mehr übrig sein! Außerdem werden Truppe in solchen Massen zusammengezogen, daß ihre Abwehr den schwachen deutschen Luftkräften von vornherein völlig unmöglich ist. Und man aus Flugzeugen und Ballonen die Batterien sicher leiten, Tod und Verderben angestürzt sein in das Hinterland tragen kann — Sind, wie man erwarten darf, nach vorausgehenden sieben Tagen und Nächten unseren Trommelfeuers die deutschen Stellungen vernichtet, die deutsche Artillerie zum Schweigen gebracht, von der Infanterie nur noch Reste übrig, so kann es den zunächst bereitgestellten 52 französischen und englischen Divisionen nicht schwer fallen, durchzubrechen und dann die Offensive im freien Felde weiter zu tragen.

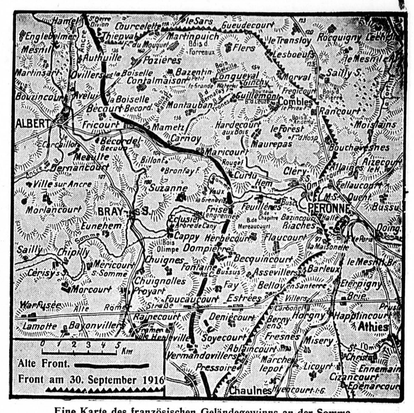
Die gewaltigen, monatelangen Vorbereitungen bleiben den Deutschen natürlich nicht verborgen. Rechtzeitig und mit fast genauer Klarheit erkennt die 2. Armee, General der Infanterie Fritz v. Below, die den Frontabschnitt zwischen Arras und der Oise hält, daß sich im Raume zwischen Gommecourt (nördlich der Ancre) und Chaulnes (südwestlich des Sommebogens) ein Unternehmen größten Ausmaßes vorbereitet. Aber die deutsche Oberste Heeresleitung sendet nur ganz unzureichende Verstärkungen. Starr hält Falkenhayn immer noch am Verdunangriff fest; zudem glaubt er, daß der auch von ihm erwartete „Entlastungsangriff" im Artois und noch weiter nördlich einsetzen wird. Dazu zehrt man noch die Not in Galizien an den wenigen verfügbaren Reserven . . .

Am 24. Juni beginnen Engländer und Franzosen ihr Vorbereitungsfeuer. Bald sind die deutschen Stellungen völlig zerstört, bis zu einer Tiefe von 30 Kilometer liegen Straßen und Quartiere ständig unter Feuer, alle Verbindungen reißen ab. Die Schwärme der feindlichen Flieger beherrschen die Luft. Schon am 25. wird der größte Teil unserer Ballone abgeschossen, neue genügend hoch aufsteigen zu lassen, kann man nicht wagen, weil sie mit Sicherheit ebenfalls vernichtet würden. So sind unsere wenigen noch kampffähigen Batterien ohne jede Luftbeobachtung.

Am 1. Juli tritt dann der Gegner mit 37 Divisionen zum Sturm an. Von den eigenen 10 Divisionen, die in der angegriffenen Front lagen, sind nur noch spärliche Reste da. Unsere einst so ausgezeichneten Stellungen sind nur noch ein wüstes Trümmer- und Trichterfeld.

Und dennoch, der siegesgewisse Gegner erlebt eine schwere Enttäuschung. Wie es bei so gewaltiger Artillerievorbereitung nicht anders sein kann, bleiben die „Anfangserfolge" nicht aus. Aber dann kommt der Angriff vor wenigen Schanzen tapferer Männer, die sich mit ihren Maschinengewehren und übriggebliebenen Geschützen in Ortstrümmer, Waldstücke und verschossene Batteriestellungen anklammerten, zum Stehen. Tiefer eingebrochen vermögen beiderseits der Somme nur die Franzosen. Hier werden unsere Truppen bis etwa in die Höhe von Péronne zurückgenommen.

Der zerschossene Ort Miraumont.



Eine Karte des französischen Geländegewinns an der Somme,
Wie man sieht, konnte die deutsche Front nur um wenige Kilometer zurückgedrängt werden. Dieser Geländegewinn steht jedenfalls in keinem Verhältnis zu den ungeheuren Blutopfern und dem ungeheuren Aufwand an Material auf der Gegenseite. (Scherl Bilderdienst 4 K., Selle-Eysler 1 M.)

Die Engländer dagegen erreichen bei einem Verlust von 60 000 Mann fast nichts. An die Höhe, welche ihr für den ersten Angriffstag gesteckt waren, kommt die britische Infanterie — erst im September. Die Kavallerie, welche schon zur Auswertung des Durchbruchs bereitstand, muß wieder abstallen.

Aber Trommelfeuer und Angriff gehen unausgesetzt weiter. Bis Mitte Juli durchsticht dieser Frontabschnitt schwerste Krise, dann beginnt sich die Lage zu festigen. Von nun an stoßen uns der Feind trotz ständiger Ablösung, trotz ungeheurem Munitionsaufwand und trotz schwerster Opfer nur noch da und dort, Schritt für Schritt, noch einige Kilometer zurückdrängen. Guillemont, Pozières, Ovillers, Longueval, Thiepval und der Delleville-wald werden jetzt zu Brennpunkten heroischen und erfolgreichen deutschen Ringens gegen eine ungeheure Ueberlegenheit an Menschen und Material.

Bis Ende August ist der französische Angriff auf Péronne überhaupt nicht mehr weitergekommen. Die Offensive der Engländer auf Bapaume ist bei Gambles steckengeblieben. Der erstrebte Durchbruch bleibt beim Feinde versagt; es ist ihm in den ersten 8 Wochen der Schlacht lediglich gelungen, unsere Front auf 20 Kilometer Breite bis höchstens 7 Kilometer zurückzudrängen. Die deutsche Führung und der deutsche Soldat waren auch der „Materialschlacht" Herr geworden!

Von größter Bedeutung für den weiteren Verlauf der Sommeschlacht wird die Uebernahme der OHL durch Hindenburg und Ludendorff am 29. August. Hatte auch Falkenhayn schließlich sein Möglichstes getan, um die bedrohte Front zu schützen; jetzt erst, nach Aufgabe des Verdunangriffs, kann Durchgreifendes geschehen.

Keine Truppe war dem Sommeerleben länger gewachsen als 14 Tage. Konnte man sie dann nicht in Ruhe nehmen, so verminderte sich ihre Widerstandskraft oft für lange Zeit. Nun wird durch Einsetzen von Divisionen aus allen Armeen und durch rücksichtslose Abstriche an den Besatzungen anderer Fronten für ausreichende Ablösung gesorgt. Artillerie und Munition werden ständig vermehrt. Ganz besondere Sorgfalt wird der Vermehrung der Luftstreitkräfte zugewandt. Zum erstenmal werden unsere Jagdflieger in geschlossen Verbänden eingesetzt. Wenn es auch nicht gelingt, ein völliges Gleichgewicht in der Luft herzustellen, die Alleinherrschaft der feindlichen Flugzeuge wird gebrochen, und es wird wieder möglich, aufzuklären, für die Artillerie zu beobachten und das Hinterland zu decken. Führung und Truppe haben gelernt, die Infanterie führt den Kampf elastischer, die Artillerie beugt Angriffsvorstoßen durch ihr Vernichtungsfeuer vor, während sie bisher traum über das munitionsverschwendende starre Sperrfeuer hinausgekommen war.

Trotzdem bleibt die Lage an der Somme noch bitter ernst. Rumänien ist nun in die Reihe der Feinde eingetreten, die Ueberlegenheit der Gegner im Westen immer noch ungeheuer groß.

Der September wird wieder zu einer einzigen Schlacht von äußerster Heftigkeit. Mehrfach besteht die Gefahr des Durchbruchs.

Auch im Oktober geht das Ringen weiter. Der Engländer kommt noch an der Ancre etwas voran; die Franzosen gewinnen noch in Richtung auf Sailly und beiderseits Chaulnes Gelände. Mehrfach kommen die deutschen Truppen noch in recht schwierige Lagen, aber einen durchschlagenden Erfolg kann der trotz viel häufigerer Ablösung offensichtlich ermüdende Gegner auch jetzt nicht erzielen. Wir können sogar den Monat mit einem schönen Angriffserfolg an der Maisonnette-Ferme bei Péronne abschließen.

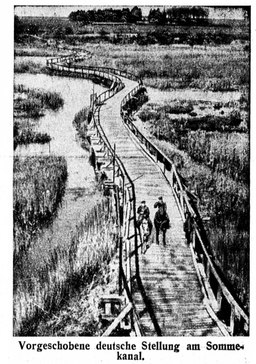
Anfang November schreitet der Feind noch einmal zwischen Bouchavesnes und Le Sars auf breiter Front zum Sturm. Noch einmal spannt sich die Lage zum Zerreißen. An der Ancre können die Engländer, bei Le Transloy die Franzosen Gelände gewinnen. Am 18. November versucht der Feind dann noch ein letztes Mal den Durchbruch zu erzwingen. Aber wieder bleibt ihm der Erfolg versagt. Die Alliierten müssen ihre großen Pläne aufgeben, die Schlacht an der Somme schläft allmählich ein.

Sie schließt für Deutschlands Gegner mit einem offensichtlichen Mißerfolg. Der Durchbruch konnte nicht erzwungen, ja nicht einmal die Abdämmung des russischen Einbruchs und die Niederlage Rumäniens verhindert werden, trotz etwa sechsfacher Ueberlegenheit an Material, trotz dem Einsatz von 105 Divisionen gegen 70 deutsche, — Toten und Verwundeten.

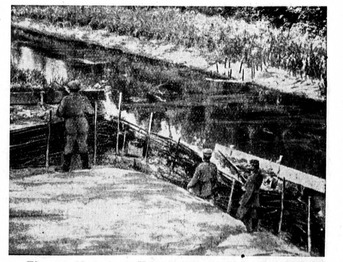
Der Feind war gescheitert am deutschen Soldaten!

Aber auch in die deutschen Reihen hatte das fünf Monate währende mörderische Ringen breite Lücken gerissen, Lücken, die hüben ungleich schwerer auszufüllen waren als drüben. Nach den furchtbaren Blutopfern von Verdun hatte das deutsche Heer wieder etwa eine halbe Million Soldaten an Toten und Verwundeten verloren. Und doch hat auch dieser Großangriff die deutsche Front nicht erschüttern können. Deutscher Mannesmut hatte auch hier der überlegenen Zahl, dem überlegenen Material getrotzt.

Oberstleutnant Wagner.



Vorgeschobene deutsche Stellung am Sommekanal.



Eine 400 Meter lange Kriegsbrücke durch das Sumpfgelände der Somme bei Eterpigny.

Ein bombensicherer Unterstand unter Ruinen.

6200 Pferde auf Schienen

Die stärkste Lokomotive der Welt

Man muß sich im Eisenbahnwesen allmählich an andere Ziffern und Größen gewöhnen, als bislang üblich war. Noch vor wenigen Jahren galten Geschwindigkeiten von 120 Klm in der Stunde als außergewöhnlich, heute rechnet man bei den schnellsten Triebwagen und leichten Zügen mit Regelgeschwindigkeiten von 150 Klm-Std. und erreicht Höchstziffern von 175—185 Klm-Std. Es ist dabei nicht so sehr die absolute Höhe dieser Ziffern, die Anerkennung und Würdigung verdient, als vielmehr der Umstand, daß man solche Geschwindigkeiten heute bereits im planmäßigen Verkehr erreicht, daß es sich also nicht um einmalige Rekordgeschwindigkeiten, sondern um praktisch im täglichen Dienst erreichbare und fahrplanmäßig festgelegte Werte handelt.

Allerdings darf man nicht vergessen — und das scheint leicht übersehen zu werden —, daß die genannten hohen Geschwindigkeiten mit Dampf zunächst nur bei leichten Zügen und bei Motor-Triebwagen erzielt worden sind, also bei Beförderungseinheiten mit beschränktem Fassungsvermögen. Will man größere Zuglasten mit so hohen Geschwindigkeiten befördern, so muß man von vornherein auf die Dampflokomotive verzichten, weil sie nicht die erforderliche höhere Leistung herzugeben vermag. Man ist ja beim Dampf-

Kraft aus Drähten

Die neueste elektrische Lokomotive der Reichsbahn vermag eine Leistung bis zu 6200 PS herzugeben und ist damit die stärkste Lokomotive der Welt. (Werkphoto)

betrieb darauf angewiesen, die Antriebsenergie auf der Maschine selber erst aus der Rohenergie „Kohle" zu gewinnen; je mehr Energie man braucht, um so größer muß der Kessel werden. Da man aber nach der Seite und der Höhe an das Bahnprofil gebunden ist, bleibt, will man den Kessel größer machen, nur noch die Länge übrig. Aber auch hier sind Grenzen gesetzt. Je länger der Kessel wird, um so schwieriger wird nicht nur die Lenkung der Lokomotive in Gleiskrümmungen, sondern auch die Befeuerung. Bei etwa 3000 PS liegt eine gewisse Schranke, über die man nicht so leicht hinauskommen dürfte.

Braucht man größere Zugleistungen, so muß man zum elektrischen Zugbetrieb übergehen, der sich vom Dampfbetrieb grundsätzlich dadurch unterscheidet, daß er der Lokomotive die Antriebsenergie fix und fertig durch die Oberleitung zuführt und sie dadurch zu Leistungen befähigt, die anderswie gar nicht erreicht werden können. Bereits im Vorjahre kam das bei der ersten neuen deutschen Schnellzugslokomotive (Reihe E 18) sehr deutlich zum Ausdruck, als diese Maschine die Werkstätten der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft verließ und auf der Strecke München—Stuttgart eine Geschwindigkeit von 150 Klm-Stunden erreichte, ja die 241 Klm lange Strecke in nur 139 Minuten zurücklegte, was angesichts des bergigen und äußerst kurvenreichen Geländes für den Kenner eine einzig dastehende Leistung bedeutete.

Inzwischen sind die Versuchsfahrten weitergeführt worden mit dem Ziel, einmal festzustellen, mit welchen größten Anhängelasten die planmäßigen kürzesten Fahrzeiten auf den Strecken München—Stuttgart und München—Nürnberg eingehalten werden können. Auf der erstgenannten Strecke brauchen die schnellsten Züge, die überhaupt auf der Strecke München—Stuttgart ergab sich nun, daß auf der Strecke München—Stuttgart eine Anhängelast von 680 t, gleich 14 D-Zugwagen mit 58 Achsen, und auf der Strecke München—Nürnberg eine Anhängelast von 640 Tonnen, gleich 13 D-Zugwagen mit 54 Achsen, bei Aufrechterhaltung der planmäßigen kürzesten Fahrzeit mitgeführt werden konnte.

Die Beförderung so schwerer Züge stellt an die Zugkraft der Lokomotive ungeheure Anforderungen, deren Bewältigung zweifellos ebensogut als Rekord angesprochen werden muß wie die Erzielung hoher Fahrgeschwindigkeiten mit geringen Anhängelasten. Um welche Leistungen es sich dabei handelt, das ging aus den Aufzeichnungen der Meßinstrumente, die den gesamten Fahrverlauf kontrollierten, einwandfrei hervor. Man konnte daraus entnehmen, daß die elektrische Lokomotive, als sie auf der Strecke München—Stuttgart ihre Last von 680 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 120 Klm-Std. über den Schienenweg zog, längere Zeit hindurch 5400 PS aufzubringen hatte, und daß sie sogar zeitweilig die gewaltige Leistung von 6200 PS aufbringen mußte. Damit aber ist die neue elektrische Lokomotive der Reichsbahn E 18, von der gegenwärtig 29 Stück gebaut werden, nicht nur die leistungsfähigste deutsche Lokomotive, sondern auch die stärkste Lokomotive der Welt überhaupt. Soweit im Ausland Lokomotiven mit noch größeren Leistungen vorhanden sind, besitzen sie aus mehreren Einheiten, können also mit einer Lokomotive, die nur aus einer einzigen Einheit besteht, nicht verglichen werden.

Meisterwerke der Stahlbaukunst

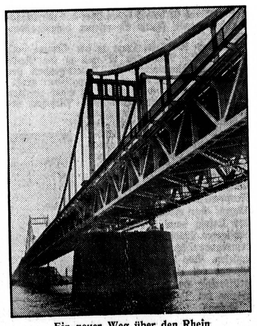
Zwei neue Brücken über den Rhein

Das Wirtschaftsleben des deutschen Westens hat in diesen Tagen durch die Inbetriebnahme zweier neuer Verkehrswege über den Rhein einen neuen nachhaltigen Impuls erhalten. Als Portal für das linksniederrheinische Westdeutschland zum rheinisch-westfälischen Industriegebiet hin wurde bei Krefeld die neue Adolf-Hitler-Brücke errichtet, während zwischen Duisburg und Rheinhausen die neue Admiral-Spee-Brücke erstand. Beides sind nicht nur neue Adern des Verkehrs zwischen diesen beiden Gebieten, sondern auch neue Zeugen der hochentwickelten deutschen Stahlbautechnik und Beweise dafür, daß diese Technik in der Lage ist, ihre Bauten der Landschaft und ihrer Umgebung einzufügen.

Die weitaus elegantere der beiden Brücken ist die Krefelder Adolf-Hitler-Brücke, die als Bogenkonstruktion ausgeführt wurde, aber nicht als reiner Bogen, sondern in einer Form, die der einer Hängebrücke sehr ähnelt. Zwei 36 Meter hohe Pylone bilden die Stützen, über die hinweg sog. Zügelgurte rund 100 Meter weit nach beiden Seiten geführt sind, welche die eigentliche Fahrbahn-Trogkonstruktion fassen und tragen. 250 Meter weit ist der mittlere Bogen gespannt. Die ganze Konstruktion hängt mit Hängestäben, die gelenkig angeordnet sind, an den Zügelgurten der Brücke.

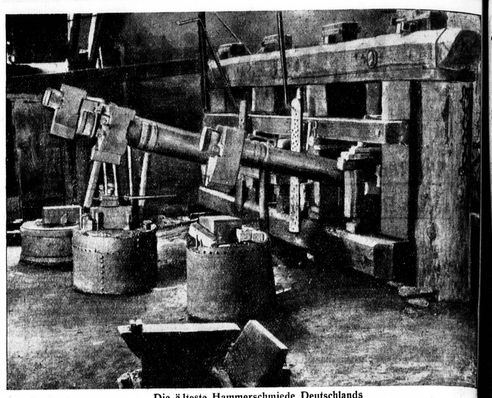
Die Fahrbahn ist 11 Meter breit und in Kleinbahnbrücke ist als Parallelträgerbrücke ausgeführt, d. h. die Tragkonstruktion besteht aus Fachwerkträgern. Würde man in einem solchen Falle die neu zu errichtende Brücke als Bogenbrücke ausführen, so ergaben sich für den Beschauer die ungünstigen Wirkungen des gegenseitigen Sichüberschneidens beider Brückensilhouetten. Man hat deshalb von einer Bogenkonstruktion abgesehen und einen Balkenträger angewandt.

Die Gesamtlänge der Duisburger Brücke beträgt 756 Meter, die Spannweiten der beiden Hauptöffnungen sind mit 153 und 256 Meter recht beträchtlich. Auch hier ist die Gesamtbreite der Brücke einschließlich der 20 Meter. Die Fahrbahn selbst ist 12 Meter breit, zwei Radfahrwege nehmen zusammen 2,70 Meter Breite in Anspruch, die Bürgersteige sind je 2,75 Meter breit. Die Fahrbahn ist in gleicher Weise durchgebildet wie die der Krefelder Brücke. Bei den Anschlußbauwerken hat man sich weitgehend der Schweißung bedient; die Träger dieser Brückenteile sind als Vollwandträger ausgebildet und in den Werkstätten auf Längen bis zu 32 Meter völlig fertig



Ein neuer Weg über den Rhein

Die Adolf-Hitler-Brücke in Krefeld ist einer der beiden neuen Wege, die am Niederrhein den Westen mit dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet verbinden und stellt zugleich ein neues Meisterwerk des deutschen Stahlbaues dar. (Weltbild)



Die älteste Hammerschmiede Deutschlands

Der Frohnauer Hammer bei Annaberg im Obererzgebirge wird in diesem Jahre 500 Jahre alt. Ursprünglich eine Mühle, dann eine Hammerschmiede, wurde das Werk nach den reichen Silberfunden im Annaberger Gebiet die Münze der berühmten „Schreckenberger", also der Silbermünzen. Noch einmal wurde es Eisenhammer, dann wieder Silbermünze, bis es endgültig Eisenhammer blieb und schließlich vom Hammerbund in die Obhut genommen wurde. Durch die wechselvolle Geschichte Deutschlands und Preußens hindurch haben seine Hämmer gepoch

(Weltbild, K

geschweißt und ausgestellt worden, man hat sie dann an Ort und Stelle lediglich nur miteinander zu verbinden brauchen, um den durchgehenden Träger der Vorstellung herzustellen.

Die beiden neuen Brücken sind bemerkenswerte Beispiele für die ungeheure Anpassungsfähigkeit des Stahlbaues an die jeweiligen Forderungen. Der Werkstoff läßt fast jede beliebige Lösung zu: ob Bogen oder Balken, ob Hängebrücke oder irgendeine kombinierte Lösung ist für ihn völlig gleichgültig, ebenso wie auch die Spannweiten der Brückenöffnungen grundsätzlich gleichgültig sind. Die größte Stahlbrücke ist rund 7 Kilometer lang, die kleinste mißt ein paar Meter, und dazwischen ist jeder Mittelweg gangbar. Bisweilen verlangen die Nächtlichkeit auf die Wünsche an die Einpassung in das Gelände besondere Lösungen. Wo derlei Erwägungen keine Rolle spielen, bleibt die Kostenfrage oft als entscheidender Gesichtspunkt übrig. Natürlich sind elegantere Formen teurer als die bescheidenen, die Krefelder Brücke kostet 10, die Duisburger nur 8 Millionen, wobei allerdings die Mehrkosten nicht allein für die Brücke selbst, sondern auch für ein erforderlich gewordenes Kreuzungswerk aufzuwenden waren.

Maschinen nach Maß

Deutsche Leistung für das Ausla

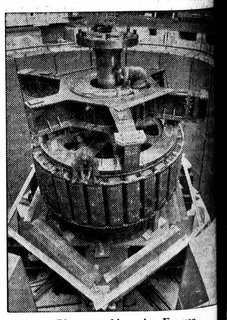
Die heutige Technik kennt neben jener Art von Fertigung, deren Ziel das in großen Stückzahlen hergestellte Erzeugnis für die Bedarfsdeckung breiterer Verbraucherkreise ist, noch eine ganz andere geartete Fertigung, die gewissermaßen „nach Maß" arbeitet und nach Maß arbeiten muß, weil das zu schaffende Erzeugnis für jeden Verbraucher wieder anders sein muß. Das ist der Großmaschinenbau. Zu ihm gehört auch der Bau großer elektrischer Maschinen, und gerade dieser Zweig verdeutlicht die Notwendigkeit der Maßarbeit recht anschaulich.

Wenn beispielsweise ein Wasserkraftgenerator zu bauen ist, d. h. ein Stromerzeuger, der von einer Wasserturbine angetrieben werden soll, so kommt es immer auf die jeweiligen Verhältnisse, also das verfügbare Gefälle und die Wassermenge, aber auch auf die vorgesehene Unterteilung der Gesamtkraft in mehr oder weniger Einzelaggregate an, ob man die Maschinen so oder so baut. An sich strebt man dabei nach möglichst großen Maschinen, nicht etwa um technische Rekorde zu vollbringen, sondern weil die Einheit der Maschinenleistung um so billiger wird, je größer die Maschine wird, d. h. je mehr Leistungseinheiten mit ein und derselben Maschine beschafft werden.

Wenn nun von einem Wasserkraftgenerator eine hohe Leistung verlangt wird, die Drehzahl der Antriebsturbine aus wasserkraftwirtschaftlichen Gründen aber relativ gering sein muß, etwa nur 100 Umdrehungen in der Minute, so bedeutet das, daß man den Läufer und den Ständer der Maschine relativ groß machen muß, denn je größer der Durchmesser des umlaufenden und sinngemäß auch des feststehenden Teiles der Maschine wird, um so mehr Magnetpole und Kupferwicklungen kann man unterbringen. Das ist der Grund, warum langsam laufende Großgeneratoren so erhebliche Läufer- und Ständer-Durchmesser aufweisen.

Um nur ein Beispiel dafür zu nennen: In den Siemenswerken zu Berlin gehen augenblicklich mehrere Generatoren ihrer Vollendung entgegen, die für das Wasserkraftwerk Rautkiala in Finnland bestimmt sind. Diese Maschinen, die eine neue große deutsche Lieferung für das Ausland darstellen, wiegen fast 500 Tonnen je Stück. Der Läufer einer Maschine wiegt allein 235 Tonnen, das Gehäuse hat einen Durchmesser von fast 10 Meter und die Maschine, deren Welle senkrecht steht, und deren Läufer also in einer wagerechten Ebene läuft, ist nahezu 8 Meter hoch. Jeder der vier im Bau befindlichen Generatoren hat eine Leistung von 34 000 Kilovoltampere, was rund 37 000 Pferdestärken entspricht. Mit dieser Leistung könnte man bequem den Strombedarf einer mittleren Stadt decken!

Derartige Riesenmaschinen, die zu den größten ihrer Art zählen, müssen für den Transport in Teile von höchstens 40 Tonnen Gewicht zerlegt werden können, man muß also ihre Konstruktion von vornherein so gestalten, daß sie bequem in solche Einzelteile aufgeteilt und am Aufstellungsort wieder zusammengebaut werden können. Aber auch die Sicherheit und Zuverlässigkeit solcher Maschinen bedarf einer besonderen Prüfung. Es kann bei Wasserkraftwerken unter bestimmten Bedingungen vorkommen, daß die Turbinen einmal „durchgehen", das heißt, von ihrer normalen Drehzahl von 100 Umdrehungen in der Minute auf eine höhere Drehzahl, die in diesem Falle 265 Umdrehungen je Minute ihre obere Grenze hat, heraufklettern. Derartigen Ueberdrehzahlen gegenüber muß naturgemäß der Generator gewa



Riesenmaschinen im Examen

Der Läufer eines großen Wasserkraftgenerators wird in der Schleudergrube aufgebaut, um hier mit der Höchstdrehzahl auf seine mechanische Festigkeit geprüft zu werden. (Werkphoto)

sein. Um welche Kräfte es sich dabei handelt, geht allein aus der Tatsache hervor, daß bei den genannten Höchstdrehzahl der Läufer des Generators am Umfang eine Geschwindigkeit von Meter in der Sekunde — 400 Kilometer in Stunde — annimmt.

Der Läufer muß dieser „Durchgangsdrehzahl" mechanisch gewachsen sein. Man bringt ihn deshalb in eine sogenannte Schleudergrube und läßt ihn darin mit der hohen Drehzahl umlaufen, um sicher zu sein, daß das Material keinen inneren Fehler besitzt und die Höchstbeanspruchung im Betrieb sich ohne Schaden aufnehmen kann. Solche Schleudergruben nehmen recht beträchtliche Ausmessungen an, wenn so große Räder darin geprüft werden sollen. Für die obengenannten Finnland-Maschinen mußte eine neue Schleudergrube gebaut werden, die einen Durchmesser von 12 Meter und eine Tiefe von 10 Meter aufweist. Ein mehrstöckiges Haus könnte ganz bequem in dieser Schleudergrube Platz finden.

Rote Perlen im Morgentau

Eine Bockjagd-Erzählung

Von Hermann Nuttel

Wo in dem schmalen Wiesental der krumme Birnbaum steht, führt ein alter Steg über den Waldbach zum Walde hinüber. Ich kenne diesen Steg besser, als mancher Fußmann die Landstraße. Denn unzähligemale bin ich bei Tag und bei Nacht über ihn hinweggegangen, weil ich dem heimlichen Rehbock nachgehe, der drüben an den waldigen Hängen des Westerwaldes wechselt. Ein Kapitalbock freilich ist er nicht, aber ein „Mörder" mit knuffigen Stangen und nadelspitzen Stangen, die schon gar manchen braven Bock und so mancher Ricke Verhängnis wurden. Dieser Schadbock hat mich mehr als alle anderen Böcke im Revier zusammen, und wenn sie noch so prächtige Kronen tragen.

Aber noch immer ist all mein Jagen auf den „Mörder" verloren und umsonst gewesen.

Ich pirschte bergauf und bergab, durch Dickung und Stangenort. Ich habe angesessen morgens und tagein, habe ganze Nächte im Holz verbracht und auf den frühen Tag gewartet, bin von der Sonne verbrannt und vom Regenschauer gewaschen worden — alles vergebens. Seit Anfang der Jagd ist der Bock mir verstrichen. Als ob er wüßte, daß mein Blei sich nach ihm sehnt.

Aus heute habe ich mich wieder in aller Herrgottsfrühe aus dem Dorfkrug gekatzet, bin über den Hof geschlüpft und in die stockdunkle Nacht hinaus. Nun wechsle ich über den alten Steg am krummen Birnbaum hinüber, weiß hoch oben Nebel weit und flach auf der Wiese liegt und tausend Grillen zirpen.

Droben am Himmel flackern gar lustig die Sterne. Ringsum recken sich die Wälder und ragen pechschwarz in den strahlenden Himmel hinauf. Laut gellt die Eule ihren Waidruf in die Nacht.

Gradaus vor mir glotzt finster ein Kiefernwald. Weiter das Tal hinauf, wo die Wiese den Talgrund einwinkelt, weiß ich einen Hochsitz. Ich habe diesen Hochsitz bisher noch keine Nachtung geschenkt, da ich es lieber mit den heimlichen Kanzeln weiter oben im Vorgwald halte. Aber heute bleibe ich hier unten. Was, weiß ich selber nicht. Ich halte mein Gewehr hier sozusagen für dumm und ausrichtslos. Aber es ist irgendetwas in mir hellwach geworden, das dem klügelnden Verstand auf den Kopf haut und mir unwiderstehlich zuraunt: „Hier wirst du den Schadbock auf die Decke legen und sonst nirgends!"

Zum hocke ich auf der alten Kanzel und warte auf den Morgen. Die Grillen zirpen noch närrisch, und drüben am Grenzberg schreit ein Waldkauz. Mit tausend Fragen gefüllt scheine ich nach den Sternen hinauf, denen einer nach dem anderen verblaßt und schließlich verlöscht. Antwort gab mir keiner.

Der Wind hat mächtig aufgefrischt. Das tut er immer, wenn der Morgen kommt. Ich schlage den Rockkragen hoch und lausche dem munteren Schwatz des Wildbaches zu, über dem sich langsam der Nebel zusammenrollt.

Der Himmel wird fahl, wird messinggelb und rötet sich. Der Waldkauz, der vorhin noch schrie, ist stumm geworden. Immer deutlicher treten die Berge und die Bäume in das ausleihende Licht heraus, während sich die erste Lerche trillernd in die Lüfte schraubt. Der Kuckuck ruft seinen liebenden Weibchen „Guten Morgen" zu, und nun hoppelt auch schon der erste Hase über die Wiese ins Tal hinab. Droben, wo sich das Wiesental zwischen Hecken und Waldhängen verliert, tritt ein Sprung Rehe aus, sichert und äst das taufrische Gras und den süßen Wiesenklee. Dicht neben mir singt eine Drossel im Haselstrauch. Aber der Buchfink ist auch nicht faul; keck mischt sich sein glockenreiner Schlag in das Trommeln des Buntspechts.

Tausend Vögel sind munter gewordener, tausend Lieder erfreuen mein Herz. Käfer und Falter schwirren vorüber. Bunt schillern sie im frischen Sonnenstrahl.

In den Fichten drüben ruft der Täuber tief und voll, in der drehwüchsigen Hainbuche neben mir trommelt der Buntsprecht immer lustiger drauf los, und hinter mir im Kiefernort wispern die Tannenmeisen und Goldhähnchen gar emsig ihre hauchfeinen Sträphchen. All' das sehe und höre ich und noch viel, viel mehr. Wie im Flug vergeht die Zeit. Kein Mensch auf der ganzen Welt hat so viel Kurzweil wie ich auf meiner einsamen Kiefernkanzel.

Dann aber flammt es plötzlich knallrot vor mir auf!

Drüben im Fichtenholz steht zwischen weißem Dorn und gelben Ginsterbusch der Bock!

Einen Augenblick verschlägt's mir den Atem. Dann aber führe ich langsam, langsam das Glas ans Auge — wahrhaftig, der „Mörder"! Rot loht seine Decke im Sonnenstrahl, eisgrau ist sein geringer Kopf, und zwei Stangen stehen blank darauf wie geschliffene Dolche.

Die Entfernung ist reichlich weit. Ich schätze hundertdreißig Gänge. Soll ich den Schuß wagen? — Oder soll ich warten, bis der rote Schadbock mitten in die Wiese tritt? — —

Drüben vor dem Fichtenort macht die Wiese einen Buckel, der ist über und über mit Margueriten besät. Dort also wird sich der Bock nicht lang aufhalten, wenn's ihn nach süßem Gras und fettem Klee gelüstet. Denn wo die Margueriten so dicht beisammenstehn, pflegt der Boden trocken und die Aesung mager zu sein. Aber mitten in der Wiese, wo der gelbe Hahnenfuß glänzt und der rote Blutknopf leuchtet, da blüht der purpurne Wiesenklee gar üppig im saftigen Gras.

Doch der Bock ist ein Heimtücker. Ich traue ihm nicht. Am Ende tritt er überhaupt nicht in die Wiese aus, so sehr ihn auch die taufrischen Köstereien laden mögen. Es ist nicht der erste heimliche Bock, der mir im Leben begegnet. Und so würde ich mich weiß Gott nicht wundern, wenn er im nächsten Augenblicke schon wieder hinter Dorn und Ginster im dunklen Fichtenort verschwunden wäre. Also nicht lange fackeln, sondern handeln und schießen!

Bedutsam hebe ich die Büchse.

Der Stachel des Zielsalates kriecht langsam in das Blatt des „Mörders" hinein. In seiner ganzen Pracht steht er rot drüben vor dem weißen und gelben Blütenrausch und sichert herüber. Hell blinken die dolchspitzen Stangen zwischen den argwöhnischen Lauschern.

Junges Reh im Versteck

(M. Scheri)

Kleine Fahrt / Von Jo Hanns Rösler

Robert von Haugh trat aus dem kleinen Restaurant, dessen Küche sprichwörtlich war. Er blieb einen Augenblick vor der Tür stehen, unschlüssig, streifte er seinen rechten Handschuh über. Plötzlich bemerkte er, nicht weit von sich eine junge Dame, die vor seinem blauen Cabriolet stand und sich verzweifelt bemühte, die Tür des Wagens zu öffnen. Sie schien nicht älter, als zwanzig Jahre, und ihre großen Augen schauten aus einem Kindergesicht nervös zu ihm herüber. Robert von Haugh trat zu ihr.

„Kann ich Ihnen behilflich sein?"

„Das wäre sehr liebenswürdig."

Er drückte das Schloß kräftig nieder und öffnete mit einer kurzen Bewegung die Tür. Die junge Dame nahm am Volant Platz. Ein wenig zögerte sie, bevor sie sagte:

„Darf ich Sie ein Stück mitnehmen?"

„Gern."

„Wohin?"

„Wohin Sie wollen."

Der Motor sprang an. Die Fahrt ging durch ein paar belebte Straßen, über breite Plätze und verlor sich in den Abendschatten der Vororte. Robert von Haugh lächelte, als er ihre nervösen Bewegungen am Steuer sah.

„Wohin fahren Sie?", fragte er plötzlich.

„An das Ende der Welt."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für den Ausflug."

Sie sah ihn groß an und sagte ernst:

„Das ist kein Ausflug. Das ist eine Flucht."

„Eine Flucht?"

„Ja."

„Vor wem fliehen Sie?"

Sie antwortete nicht, sondern steigerte die Fahrt des Wagens. „Wir ruh'n nun fern den Lichter der Stadt. Ein breiter Weg tat sich vor ihnen auf. Plötzlich riß sie den Bremshebel heftig zurück. Der Wagen stand. Der Motor klatz, vom Getriebe gedrosselt.

„Halten Sie stets so, gnädige Frau?", lächelte Robert von Haugh.

„Stets. Warum fragen Sie?"

„Weil mir der Wagen leid tut. Sie verpassen, den Gang zuvor auszukuppeln."

„Jeder Mensch hat eine andere Fahrtechnik."

„Gewiß. Verzeihen Sie."

Sie erwiderte und sah ihn lange an.

„Ich muß Ihnen etwas gestehen", sagte sie unvermittelt, „Sie müssen mir helfen."

„Gern."

Sie zögerte. „Ich habe Angst, es Ihnen zu sagen."

Er legte leise seine Hand auf ihren Arm.

„Ist es so schlimm?"

„Ja. Sehr schlimm. Ich habe gestohlen."

„Gestohlen? Und warum sagen Sie es mir?"

Sie senkte den Kopf. „Weil ich Vertrauen zu Ihnen habe. Weil ich es wieder gutmachen will. Es war eine Dummheit von mir, es zu tun. Aber ich konnte nicht widerstehen. Und dann kamen Sie. Sie helfen mir. Es ging alles so leicht."

„Ich habe Ihnen geholfen?" Seine Stimme klang bestürzt. „Ich habe Ihnen geholfen?"

„Ja. Sie haben mir geholfen. Ohne Sie hätte ich es nie fertiggebracht, ohne Sie hätte ich nicht den Mut dazu gefunden. Sie sind schuld daran, daß ich gestohlen habe."

„Was haben Sie denn gestohlen?"

Tränen traten ihr in die Augen. Ihre Stimme zitterte.

„Das Auto."

„Dieses Auto? Diesen Wagen?"

Sie nickte.

„Werden Sie mir helfen? Ich will auch alles tun, was Sie von mir verlangen."

„Alles?"

„Alles."

Plötzlich nahm Robert von Haugh ihren Kopf in seine Hände und küßte sie auf den tränenfeuchten Mund. Willenslos lag sie in seinem Arm. Dann riß sie sich los.

„Was erlauben Sie sich?"

„Ich habe Sie bestraft."

„Sie haben mich nicht zu bestrafen."

„Wäre es Ihnen lieber, wenn der Eigentümer des Wagens Sie so sühnen ließe?"

„Bestimmt." Ihre Augen blitzten zornig. Er hätte wenigstens ein Recht dazu."

Da nahm Robert von Haugh sie zum zweiten Male in seine Arme und küßte sie immer und immer wieder.

„Aber —"

„Schweig, Liebes", sagte er und verschloß ihren Mund mit Küssen. „Ich habe mich schon die ganze Fahrt auf dieses Geständnis gefreut. Schon, als ich Dir die Tür des Wagens öffnete."

Sie kand faßungslos.

„Ja wußtest Du denn, daß der Wagen nicht mir gehört?"

„Natürlich."

„Woher?"

Er lächelte.

„Weil es mein Wagen ist."

Erdbeere-Marmelade kocht man in 10 Minuten mit Opekta

in 10 Minuten

denn mit Opekta wird Ihre Marmelade billiger. Ohne Opekta nämlich kocht durch die lange Kochzeit häufig bis zur Hälfte ein. Mit Opekta jedoch bekommen Sie ungefähr das ganze Gewicht in die Gläser, das Sie an Obst und Zucker in den Kochtopf geben.

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

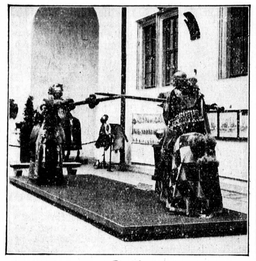
Der Dresdner Stallhof feiert Jubiläum

Dresden gilt in aller Welt als die Stadt des Barock. Die Pracht des Zwingers, die Macht und Würde der Frauenkirche, die südlich heitere Grazie der Hofkirche, die gediegene Schönheit seiner alten Bürgerhäuser rings um den Altmarkt begründen diesen Ruhm. Darüber hatte man fast vergessen, wie tief die Zeit der Reformation, die deutsche Renaissance auch der Stadt Augusts des Starken schon ihren Stempel aufgedrückt hat. Der Hof des kurfürstlichen Schlosses, eine Schöpfung des großen Wettiners Moritz, sucht an stolzem Ernst der Erscheinung seinesgleichen. Daneben aber ist jetzt in dem Stallhof ein Denkmal schwungvoller und sinnenfroher Renaissancebaukunst neu erstanden, das auf deutschem Boden einzig ist.

Am 6. Juni des Jahres 1586 hat Kurfürst Christian I., drei Monate nach dem Tode seines Vorgängers, des „Vaters August", den Grundstein zum Bau eines neuen Stalles gelegt. Eines Stalles? „Das Schloß eines Königs, nicht ein Heim für Pferde" nennt ein Zeitgenosse den Bau. Fünfundzwanzig Häuser am Rande der Stadtmauer mußten fallen, um dem mit Giebeln, Erkern, Säulen, Altanen reich geschmückten Palast Platz zu machen. Paul Buchner aus Nürnberg war sein Architekt, ein erfahrener Künstler, der seit einem Vierteljahrhundert als Landbaumeister im Dienste der sächsischen Kurfürsten stand. Seine Kunst war an den besten Vorbildern im Süden und Norden Europas gereift. In Dresden konnte er an der eigenartigen Aufgabe seines jungen Herrn seiner Phantasie und Gestaltungskraft die Zügel schießen lassen. Der mächtige, in Hufeisenform um einen offenen, von Galerien umzogenen Hof aufragende Bau nahm nicht nur 128 edle Rosse des Marstalls auf. Alaus 24 Bronzebrunnen floß das Wasser in feinerne Muscheln, jeder Stand hatte einen Leuchter mit einer Kerze. In den Obergeschossen standen mehr als dreißig Säle, Gemächer und Gänge zur Aufnahme der Rüstkammer bereit. Kein deutscher Fürst nannte einen größeren Schatz kostbarer Waffen sein Eigen. An Harnischen, Werken der berühmtesten Meister, an Schildern und Helmen, Schwertern und Dolchen, Helmbarten und Spießen, an Gewehren, Pistolen und jeglichem Kriegsgerät an Zelten und Fahnen, vor allem an kunstreich ausgestatteten Pferdezeugen, Wagen und Schlitten war hier alles nur Denkbare in reichster Fülle vorhanden.

Für den Gebrauch solches Rüstzeuges im ritterlichen Sport des Turniers aber hatte der Baumeister eine Rennbahn in dem langgestreckten Hofe geschaffen. 160 Schritt lang, durch 60 Messingsäulen in drei Gelasse gegliedert, erstreckt sich diese köstliche Arena für Roß und Mann. Eine hundert Meter lange Galerie verbindet den „Neuen Stall" mit dem Schloß. Zwanzig steinerne Säulen tragen sie, und der klassische Rhythmus ihrer Rundbogenarkaden gleitet in edler Melodie an dieser Stätte fürstlicher Leibesübung vorüber.

Binnen Jahresfrist war diese großartige Anlage aus der Erde gewachsen. Fast anderthalb Jahrhunderte diente sie als Heim der Rüstkammer, bis August der Starke, der Prunkgalerie umgestaltete. Und wiederum diente das stolze Haus fast anderthalb Jahrhunderte den idealen Zwecken der Kunstpflege. Erst im Jahre 1876 wurde es seiner ursprünglichen Bestimmung als Waffensammlung zurückgegeben, die als eine der größten Sehenswürdigkeiten ihrer Art heute internationalen Ruf genießt.



Dresden
Aus der „Deutschen Turnierschau": Scharfrennen des Kurfürsten August mit Heinrich von Schönberg (etwa 1560)

Das Staatliche Historische Museum, Rüstkammer und Gewölbegalerie der sächsischen Fürsten seit einem halben Jahrtausend, feiert das 350jährige Bestehen des Hauses durch die „Deutsche Turnierschau", die bis Ende August dieses Jahres gezeigt werden soll. Eine monumentale Ausstellung der Waffen und Ausrüstungsstücke, die dem Gebrauch bei diesem edelsten ritterlichen Kräftespiel dienten. Wenn aber erst im Sommer diese Turniere selbst mit allem Glanz der alten Zeit, in dem prächtig erneuerten Stallhof wieder aufleben, wenn die alten Harnische dem wirklichen Gebrauch durch Mann und Roß zurückgegeben sind, wenn die Pferde im Schmuck der kostbaren Geschirre durch den Sand der weiten Bahn fliegen — dann erst wird der Genius des Meisters, der diese großartige Anlage geschaffen, in seinem vollen Werte erkannt werden.

Dresden
Das Königsufer in seinem ersten Bauabschnitt ausgebaut worden und hat eine neue Grünanlage erhalten. Unter anderm sind auf der Neustädter Seite 2,5 Kilometer Uferpromenade fertiggestellt worden. Sondergärten, Freitreppen, Pavillons, Plastiken usw. zieren die Anlagen, die neue eindrucksvolle Bilder vermitteln.
(Verkehrsamt Dresden, K.)

Dresden
Jetzige Gestalt des Stallhofes
Verkehrsamt M. (3).

Kurzer Reisemerker

„Der Sommerreiseverkehr 1936 steht eigenlich im Zeichen dieser zu einer Einheit zusammengeschlossenen drei Begriffe", so erzählt Abteilungsleiter Sch. von der Reichsbahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr. „Am augenfälligsten wird das „Schnellreisen" sichtbar. Sechs neue Schnelltriebwagen-Verbindungen sind in den Sommerfahrplan erstmals eingeschaltet worden. Der Reiseverkehr steht im Zeichen von Stromlinie und T-Wagen. Wenige Stunden trennen heute nur noch Berlin und Hamburg, Hamburg und Köln, München und Stuttgart, Frankfurt und Berlin. Die Schnelltriebwagen mußten bereits ihre Platzzahl vermehren. So wurde aus dem „Flotten Rheinländer", den FD 5 Köln—Berlin eine aus zwei Wagen gekuppelte Einheit, die bereits unter dem neuen Namen „Tünnes und Scheel" in den Sprachgebrauch des Reiseverkehrs übergegangen ist. Dem „Fliegenden Hamburger", dem Ahn der neuen schnellen Züge, ist die Borsig-Stromlinien-Lokomotive zur Seite gestellt worden, und der Henschel-Wegmann-Stromlinien-Dampfzug rast zwischen Berlin und Dresden täglich zweimal hin und her.

Auch im deutschen Nahreiseverkehr werden die Reisenden vielfach in neuen Triebwagen befördert. Sogar Privatbahnen haben sich schnelle Triebwagen „zugelegt", so verkehrt zwischen Küstrin und Schwerin ein Triebwagen, der in Wartehebruk schnell die Bezeichnung „Fliegender Krieschter" gefunden hat, weil er in den Städtchen, das diesen Namen führt, halt macht.

Der erste „FD" mit der 3. Klasse

„Mit 100 Stundenkilometer Reisegeschwindigkeit braust jetzt der „FD" zwischen Berlin und Beuthen dahin", ergänzt Abteilungsleiter Sch. seine Ausführungen. Während bisher noch für die Benutzung der „FD"-Züge der Kauf einer Fahrkarte 2. Klasse erforderlich war, wurde für den „Fliegenden Schlesier" auch die 3. Klasse eingeführt. Mit der „gewöhnlichen braunen Fahrkarte" durcheilen jetzt also die Reisenden in diesem schnellen Zuge die 250 Kilometer lange Strecke in 5 Stunden und 21 Minuten!

Dem „gewöhnlichen Reiseverkehr" sind durch immer größere Freizügigkeit neue Ausdehnungsmöglichkeiten geboten worden. Besitzer von Urlaubskarten dürfen die Rückfahrt nicht nur viermal unterbrechen, sondern den Rückweg zum „Umweg" ausgestalten, der um die Hälfte länger sein darf als der Hinweg . . .

Eine Urlaubswoche — — 15 Mark!

Ganz überraschend steht das Programm der Urlaubsreisen der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" da. Ein Besuch im „Amt für Reisen, Wandern und Urlaub" gibt eine Uebersicht über die Neuerungen des Jahres. „Durch weitgehende Ermäßigungen wird es vielen tausend deutschen Arbeitern ermöglicht, eine ganze Ferienwoche weitab von der Heimatstadt einschließlich Hin- und Rückreise, Unterkunft und voller Verpflegung für 15 bis 18 Mark zuzubringen. Selbstverständlich kommen diese außerordentlichen Ermäßigungen nur Arbeitern zugute, die nicht in der Lage sind, die an sich schon billigen Urlaubsreisen von „Kdf" mitzumachen", so hieß es dann von dem Leiter des Amtes.

Das „Amt für Reisen, Wandern und Urlaub" der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" hat in einem winzig kleinen Taschenatlas, der für 20 Pfennig abgegeben wird, einen Ueberblick über die großartigen durch das Amt des Reiseverkehr erschlossenen bisher „unbekannten" Gegenden Deutschlands geschaffen.

„Der kleine Atlas ist ein Dokument der Ferienfreude der deutschen Arbeiter, wie es kein Staat der Welt sonst seinen schaffenden Volksgenossen zu bieten vermag", — eine Feststellung, die berechtigt erscheint.

Heidelberger Sommer 1936

Vom 27. bis 30. Juni 1936 begeht die Heidelberger Universität, die älteste Hochschule des Deutschen Reiches, ihre 550-Jahrfeier. Die Bedeutung dieses Ereignisses wird durch die Teilnahme der Reichsregierung unterstrichen. Die mittelbar vorher findet in Heidelberg die internationale Hochschullehrer-Konferenz statt, damit zum erstenmal in Deutschland zusammentritt.

Die Stellung Heidelbergs im deutschen Geistesleben zeigt eine Ausstellung „Heidelberg, Vermächtnis und Aufgabe", die am 28. Juni eröffnet wird und bis Ende September dauert.

Als drittes großes Ereignis stehen in Heidelberg die Reichsfestspiele bevor, die am 12. Juli beginnen und den ganzen August hindurch dauern. Zur Aufführung gelangen die großen geschichtlichen Schauspiele „Agnes Bernauer" und „Götz von Berlichingen", sowie die „Komödie der Irrungen" von Shakespeare und das Lustspiel „Pantalon und seine Söhne" von Goldoni.

Vor diesen Hauptveranstaltungen sind in Heidelberg eine Anzahl musikalischer Darbietungen vorgesehen; so begann bereits am 8. Mai eine Reihe von sieben Serenadenkonzerten im Schloßhof, die Werke von Mozart und Schubert, Kompositionen alter und romantischer Meister, Wiener Klassiker und einen deutschen Abend bringen.

Als volkstümlichste Heidelberger Veranstaltung werden auch 1936 wieder Schloßbeleuchtungen durchgeführt, und zwar fand die erste am 17. Mai statt, weitere folgen am 27. Juni, 5. Juli und 5. September.

Faltbootwandern am Bodensee

Wer das Zeug zum Wandern in sich hat, der wird am Bodensee unfehlbar zum Faltbootfahrer. Im Faltboot nur kann man sich den See „erwandern", im Faltboot nur ist man ganz frei, unabhängig beweglich draußen im See. Man sitzt mitten darinnen in seinem Wassern, nur durch eine dünne Stoffhaut von ihnen getrennt, und fühlt ihre Kühle, ihre Wellen. Es gibt keine zweite Möglichkeit, einen so vollkommenen, fast körperlichen Kontakt mit dem See herzustellen.

Die künftigen Paddler liebon am Faltbootwandern die kräftige Muskelarbeit, die den ganzen Menschen aktiv einbezieht in das Erlebnis der Fahrt. Wenn ihnen die Sonne heiß ins Gesicht brennt, wenn ihnen der frische Ost die nackte Brust kühlt, dann erst fühlen sie sich richtig wohl. Ein Stürmchen kommt ihnen immer gerade recht, weil es lustig ist, wenn die Wellen kräftig auf die Spritzdecke klatschen, und unterhaltend, über ihre Rücken wegzureiten, einmal richtig hineinzulangen und sich als Herr des Elements zu fühlen. Sie haben stets das Zeit bei sich und schlafen regelmäßig die Nacht zum Sonntag irgendwo an einem schönen Uferplatz, wo nur die Sterne und die klatschenden Wellen ihnen Gesellschaft leisten. Jeden Sonntag tauchen die „Unentwegten" woanders auf. Heute treiben sie sich vor Ueberlingen herum, bummeln mund um die Insel Mainau oder fahren die Seefelder Aach hinauf, um neue, köstliche Wasserwinkel zu entdecken. Ein andermal hauzen die Dampfer ihren Kurs vor Meersburg oder weit draußen im Oberse, wo sie in ihren Nußschalen einsam zwischen Wasser und Himmel wie tollkühne Wagehälse erscheinen. Aber am liebsten fahren sie in den Untersee. In aller Frühe steuert der Wasserwandorer den Rhein hinab, durch die grüne, klare, frische Morgenlandschaft. Die Münstergloken von Konstanz läuten hinter ihm drein und begleiten ihn durch die „Fachen" in den Untersee hinaus. Wie in ein Paradies gleitet ein Boot in die spiegelglatte friedliche Landschaft des Seerheins, befasen himmelsblaue Wasser ganz erkranken in der Eichhülle der Morgensonne. Vor dem Ermatinger Landsteg gündet der „Zünftige" sich ein Pfeifchen an. Der Seewind trägt die Rauchwölkchen fort. Der ganze Mensch ist Behagen und Auge. Es ist so still, die Welt ist so schön und neu, wie eigens für einen gemacht. Und dann geht es zur Insel Reichenau hinüber, ihren Ufern entlang, von einer Landzunge, einer Bucht zur anderen, bis ganz hinunter zur Wasserspitze des Eilands, wo irgendwo am pappelbesäumten Strand ein erfrischendes Bad, ein kräftiger Imbiß und ein erquickendes Winterschläfchen fällig sind. Ganz gemächlich wird weitergebummelt, hinüber in den Gnadensee. Das Schlößchen am Wasser, das alte Kirchlein und die Fischerhäuser am Ufer, das ist noch echte Insel, stiller, versonnener Inselfriede. Drüben am Ufer sitzt in einem Fischerkahn ein Bursche und orgelt ganz unbekümmert auf einer Handharmonika in den strahlenden Sommertag hinaus, und spielen Kinder um ihn her. Die Sonne glüht und funkelt in den See herab aufs junge Schilf. Langsam treibt das Boot durch die klare, heiße, träumerische Sonnenfunde, die wie ein lebendiges Gedicht ist, und hinterher kommen die Märsche und Walzer der Handharmonika über die Wasser getanzt. Das Münster von Mittelzell zieht vorüber. Kein Laut, nur das Kratzen des Schilfes am Bootsrand. Die Zeit scheint still zu stehen. Drüben vom Kirchlein St. Georg vom Hügel herab klingt leise Kirchengesang; gedämpft und innig schwingen die Töne in den heißen Seemittag hinaus; die Vesper hat begonnen. Dann kommen die Schilfdickichte um den Bruchgraben, und plötzlich glänzt und leuchtet vor dem Bug der weite glatte Spiegel des Seerheins auf. Das Boot streicht dem Schilf entlang, hinüber zum Ried, zu den grünbelaubten Schwänen, zu den Fachen im Rhein. Ein fröhliches Lied erklingt, und im Gleichtakt gehen die Ruder, wie fröhliche Wanderschritte dem Abend eines herrlichen Tages entgegengehen.

Haus, Hof und Garten

Beerenweine und Beerensüßmoste

Abbildung 1
Beerenmühle und Schraubenpresse

Zeichnungen 1—6: Zamborsky (M)

Johannisbeer- und Stachelbeersträucher gibt es in fast jedem Kleinsten Garten, und oft genug ist der Ertrag an Beeren größer als der Bedarf. Wie oft kann man den Ueberschuß verwerten? Stachelbeerkompott oder Johannisbeergelee auch zwar das ganze Jahr über gern genommen; doch kommen dafür nur halbreife oder auch nicht vollreife Beeren in Frage. Für diese bleibt außer dem Frischgenuß nur die Getränkebereitung.

Im meisthen bewährt und am leichtesten ist die Vergärung der Beeren zu Wein. Der erste Arbeitsgang der Weinbereitung, die sogenannte Saftgewinnung, erfolgt am besten mit Beerenmühle und Schraubenpresse (Abbildung 1). Mit solcher Beerenmühle kann man in wenigen Minuten einen Zentner Beeren verwinschen. Wer keine Mühle hat, quetsche die Beeren einfach mit einer Holzkeule zusammen. Doch ist grünliches Zerquetschen nur in flacher Schicht möglich. Man stampft also am besten kleinere Mengen im Holzzuber und gibt immer das Gequetschte bis zum Abpressen in einen Steintopf. Auf eine Schraubenpresse wird man aber kaum verzichten können. Wurden Beeren (Abbildung 2) „oder Traubenpressen mit Tuch kommen höchstens für ganz kleine Mengen in Betracht und liefern nur wenig noch einigermaßen angemessene Saftausbeute, wenn die Maische schon im Steintopf angegoren ist. Dieses verfahren erfordert aber große Sorgfalt: Häufiges Rühren der Maische im Steintopf und Bedecken des Gefäßes mit einem Deckel ist unbedingt erforderlich. Andernfalls gibt es öffentlich an der Oberfläche, der das Ganze verdirbt, weil bei der Gärung starke Gas- und Schaumbildung auftritt. Auf die Zugabe von Reinhefe, welche man beim Apotheker oder Drogisten erhält, sollte man bei der Beerenweinbereitung nie verzichten. Gerade die Beerenmoste enthalten nämlich besonders viele wilde Hefen, welche die Gärung unangenehm beeinflussen. Uebrigens gibt man auch Reinhefe nicht unmittelbar ins Gefäß, sondern setzt zunächst nur 1 bis 2 Liter des gewünschten und vorzuckerten Mostes damit an, indem man ihn in entsprechend großer Flasche mit Wattestopfen bei etwa 20° C gärstellig, nötigenfalls in der Küche. Ist eine kleine Menge nach ein bis zwei Tagen gut in Gärung, so setzt man sie mit dem restlichen Bodensatz der Gesamtmenge zu. Dann erreicht damit, daß auch diese in wenigen Tagen zu stürmischer Gärung kommt, vorausgesetzt, daß das Gärgefäß genügend warm steht, 15 bis 20° C halten als die günstigste Zimmertemperatur. Als Flaschenverschluß dient ein Gärrohr aus Glas daß nach Maßgabe der Abbildung 3 mit Wasser gefüllt wird. Beim Apotheker usw. erhältlich). Doch sei nochmals betont, daß die Gärgefäße nur zu vier Fünftel mit Most gefüllt sein dürfen, sonst kann bei sehr stürmisch verlaufender Gärung unter Umständen das Gärrohr verstopft und die Flasche zersprengt werden. Um Unfälle zu verwenden und eine gleichmäßige Gärung zu erzielen, kann man den Zucker auch in mehreren Teilgaben zusetzen, und zwar immer nach drei Tagen, sobald die Gärung etwas nachläßt. Dieses Verfahren ist besonders zu empfehlen, wenn man süße und schwere Dessertweine erzielen will. Ist die stürmische Gärung vorüber, so soll man das Gärfaß mit Wein gleicher Herkunft fast vollfüllen. Nun kann nämlich die Berührung mit Luft dem Weine nur schaden: Essig- oder Kahmhaut könnte entstehen und den Wein ungenießbar machen. Vier bis sechs Wochen nach dem Ansatz ist es Zeit zum ersten Abstich, d. h. man muß mit Schlauch und Glasrohr den Wein vom Trub oder Bodensatz abheben (Abbdg. 4), welcher auf die Dauer den Geschmack des Weines beeinträchtigt. Und zwar soll der erste Abstich um so früher erfolgen, je ärmer der Wein an Säure ist, der Erdbeerwein beispielsweise schon nach vier Wochen. Bei Zuckerzusatz in Teilgaben — zu Dessertwein — wird der erste Abstich etwa acht Wochen nach dem Ansatz vorgenommen. Lagert man nun den Wein in gleicher Weise wie bisher, aber recht kühl, so kann man im Haushalt auf einen weiteren Abstich verzichten. Wer aber recht klaren und besonders schmackhaften Wein haben will, sollte nach je zwei Monaten noch ein zweites und drittes Mal abstechen und in sauberere Lagergefäße umfüllen. Das gilt vor allem, wenn im Frühjahr erneute Gärung einsetzen sollte. Ist dies aber nicht mehr der Fall, so kann der Wein auf Flaschen abgezogen werden. Beim Verkorken ist darauf zu achten, daß in jeder Flasche unterhalb des Korkens ein Luftraum von etwa 1½ cm bleibt. Auch verwende man nur gerade Weinkorken, nicht die schräg zugeschnittenen (Abb. 5), und drücke sie vor Gebrauch gut, damit sie genügend weich sind.

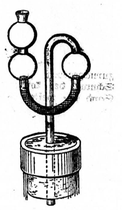


Abbildung 3
Gärrohr als Flaschenverschluß mit Wasser gefüllt

Der Nachteil der Beerenweine besteht darin, daß man reichlich Zucker benötigt (siehe Kabelle) und recht alkoholreiche Getränke erhält, die im allgemeinen nur den Männern zusagen. Auch sind die Beerenweine eigentlich kein Erfrischungsgetränk für den Sommer. Wirklich erfrischende und auch für Frauen, Kinder und selbst Kranke bekömmliche Getränke sind die unvergorenen und daher alkoholfreien Süßmoste, welche zwar heute schon überall zu haben sind, aber noch viel zu wenig verlangt und im Haushalt hergestellt werden.

Wasser- und Zuckerzusätze zu Beeren-Wein und -Most

Zusätze je Liter Saft	Wasser Liter	Zucker Gramm
Erdbeerwein	¼	400
Erdbeerflüssmost	—	75
Johannisbeerwein, herb	1½	350
Johannisbeerflüssmost	¾	60
Stachelbeerwein, süß	¾	600
Stachelbeerflüssmost	—	100

Auch bei Herstellung der Beerensüßmoste unterscheidet man zwei Arbeitsgänge: die Saftgewinnung und die Saftentkeimung. Die Saftgewinnung kann in gleicher Weise erfolgen wie bei der Weinbereitung, nur darf man die Beeren keinesfalls anfaulen lassen.

Die Saftentkeimung hat den Zweck, die Gärungserreger zu vernichten und den Saft in natürlichem Zustande zu erhalten. Man darf also niemals Hefe zusetzen, wenn man Süßmost erzielen will, sondern muß sogar die im Safte von Natur aus enthaltenen Hefen durch Erhitzen abtöten. Dadurch wird die Gärung unterbunden und die Alkoholbildung ausgeschlossen. Dafür bleibt aber der natürliche Fruchtzucker und der zugesetzte Rübenzucker restlos erhalten, und der so gewonnene Süßmost hat nicht nur Erfrischungs-, sondern auch Nähr- bzw. Kräftigungswert. Er ist also das gegebene Getränk bei schwerer Arbeit, an heißen Sommertagen, für Kranke ohne Eßlust und für Wiedergenesende zur Kräftigung. Wenn vom Erhitzen des Saftes die Rede war, so darf man freilich nicht etwa an ein Kochen denken, wie es bei der Bereitung von Himbeersaft und dergleichen zur Anwendung kommt. Der Most wird vielmehr von der Presse weg, mit Wasser und Zucker versetzt (siehe Tabelle), in Weinflaschen gefüllt, die man im Wecktopf mit Wasser auf 75 bis 80° C erhitzt, und zwar in derselben Weise wie Gläser beim Einwecken von Früchten. Der Arbeitsverlauf ist ganz der gleiche, nur verwendet man an

Abbildung 4. Mit Schlauch und Glasrohr wird der Wein vom Trub oder Bodensatz abgehebert

Stelle von Weckglas, Deckel, Gummiring und Klammer hier Weinflaschen mit Korken und Korkenhalter (Abb. 6). Im Haushalt sind Rotweinflaschen zu bevorzugen, weil sie im Wecktopf gut Platz finden. Beste Säuberung der Flaschen ist aber Vorbedingung. Also die Flaschen am vorhergehenden Tage in heißes Sodawasser einweichen und über Nacht darin stehen lassen, am anderen Tage gut ausbürsten und mit klarem Wasser nachspülen. Denn mit frischgepreßtem Saft füllen, sofort verkorken, Korkenhalter herausschieben

Abbildung 5
A Richtiger, B falscher Korken

und im Wasserbad ¼ Stunde lang auf 75 bis 80° C erwärmen. Auch für den Süßmost dürfen nur gerade Weinkorken verwendet werden, die unmittelbar vor Gebrauch gebrüht werden. Zwischen Korken und Flüssigkeitsoberfläche müssen bei Süßmost 4 cm Luftraum bleiben, weil der Most sich beim Erhitzen ausdehnt. Beachtet man diese Gesichtspunkte, so ist der Süßmost unbedingt haltbar und, wenn auch trüb und oft unansehnlich,

Abbildung 6
Korkenhalter aus starkem Weißblech

doch ein wohlschmeckender und bekömmlicher Haustrunk. Will man ein klares Tafelgetränk — etwa für festliche Gelegenheiten —, so muß man die Flaschen später noch einmal öffnen, den Süßmost vorsichtig vom Bodensatz abgießen, die Flaschen nach gründlichem Ausspritzen wieder füllen und nochmals im Wecktopf-Wasserbad in gleicher Weise erhitzen. Um beim ersten Erhitzen Flaschen zu sparen, kann man Wasser und Zucker auch erst vor dem zweiten Erhitzen zusetzen.

Und nun ans Werk! Jeder Weinkenner und -liebhaber sollte auch Süßmostkenner und -förderer sein. Süßmost ist zwar ein wenig schwerer herzustellen als Wein, aber er ist infolge der Zuckerersparnis doch billiger und in jeder Hinsicht das beste Hötgetränk, auch für die Männerwelt.

Der Flughafer

Der Flughafer ist im Sommergetreide und dabei besonders auf schwerem Boden ein höchst lästiges Unkraut. Kalser Boden und feuchte Witterung begünstigen seine Entwicklung in solch hohem Maße, daß er nicht selten das Feld beherrscht und man dessen Bestand als Grünfutter abmähen oder den Acker umpflügen muß. Im Wintergetreide zeigt sich der Flughafer selten. Die Samen des Flughafers sind nicht winterhart, sie können aber lange in der Erde liegen, ohne zu keimen, wenn sie viel Feuchtigkeit brauchen. Die braunen, langbegrannten Körner können vom Winde weit fortgetragen werden und verunkrauten daher auch fernabliegende Felder. In dieser schlimmen Eigenschaft liegt die Bezeichnung des Namens dieser Pflanze. Meist ist es sehr schwer, oft ganz unmöglich, den jungsprossenden Flughafer auf dem Saatfelde vom echten Hafer zu unterscheiden. Er reift aber beträchtlich früher als dieser und ist dann erst zu erkennen. Wo Flughafer zahlreich auftritt, empfiehlt es sich, frühreifenden Hafer zu bauen. Mit diesem wird der Flughafer mitgeerntet und seine Weiterverbreitung eingedämmt. Tritt der Flughafer im Sommergetreide nur in beschränktem Maße auf, dann kann er mit der Hand gejätet werden. Als ganz vorzügliches Bekämpfungsmittel ist Hackfruchtbau und wiederholter Anbau von Grünfutter empfehlenswert.

Zeichnung: Rechts (M)
Flughafer (Avena fatua)
1 Rispe, 2 Ährchen, 3 Blüte (vergrößert)

Alte Bäuerin

Sie geht gebückt. Ihr Schritt ist schwer und fest.
Sie ist so schweigsam wie die dunkle Erde
Doch eine Welt lebt hinter der Gebärde
Die stumm die Lippen auseinanderpreßt.

Ein mildes Prüfen ist in ihrem Schauen
Das seltsam ruhig alle Dinge streift.
Noch ist zur Ernte jede Saat gereift.
Sie trägt in sich ein heiliges Vertrauen.

Aus ihren gläubig-stillen Augen spricht
Ein Wissen, das ihr viele Jahre gaben.
Sieh: tiefe Furchen hat in ihr Gesicht
Der harte Pflug des Lebens eingegraben.

Gerhard Friedrich

Nicht beim Gewitter essen — man bekommt hohle Zähne davon! So lautet eine alte Aberglaubensregel. Ja, früher, als es weder Zahnpflege noch Zahnbehandlung gab, verbuchte man sich mit solchem Schreckschuß vor Zahnkrankheiten zu schützen. Das ist heute zum Glück nicht mehr nötig. Putzen lassen wir - die Vernünftigen unter uns - die Zähne 2 x im Jahre untersuchen, vor allem aber pflegen wir sie jeden Abend mit Chlorodont. Durch regelmäßige Zahnpflege mit Chlorodont, der Qualitäts-Zahnpaste, können wir unsere Zähne bis ins hohe Alter klar und gesund erhalten!

Uebertrumpft

In einer kleinen indischen Ortschaft war eine neue Verkehrsvorschrift eingeführt worden, die die Höchstgeschwindigkeit für Kraftwagen herabsetzte. Die ersten beiden Sünder, die von Polisten wegen zu schnellen Fahrens aufgeschrieben wurden, waren der Richter und der Arzt des Ortes. Man kam überein, daß erst der Richter den Arzt und dann der Arzt den Richter verurteilen solle. Der Richter prüfte die Akten, erklärt den Arzt für schuldig und verurteilte ihn zu 5 Rupien Strafe. Jetzt nahm der Arzt den Platz des Richters ein. „Das ist ja toll, wie diese Verkehrsscheinwerei zunimmt", erklärte er, „das ist ja heute schon der zweite Fall einer Ueberschreitung der Höchstgeschwindigkeit! Zehn Rupien Strafe!"

Zeichnung: Pohl

„Das tue ich, damit endlich einmal die dumme Fragerei aufhört, ob ich eigentlich eine Krawatte trage."

Katzenmusik

Ein Hauptwidersacher Max Regers war Rudolf Louis, der ehemalige Musikreferent der „Münchener Neuesten Nachrichten", dem eines Tages die Freunde des Komponisten eine Katzenmusik brachten. Louis besaß Humor genug, in seinem Blatt zu erklären, er habe diesen Vorgang für eine Vorprobe zu dem nächsten Regerschen Werke gehalten und quittiere verbindlichst dankend.

*

Ein Edelmann meinte zu seinen drei Dienern: „Wohl weiß ich, daß ihr alle drei gerissene Burschen seid. Und doch möchte ich wissen, wer von euch mir die größte Lüge sagt. Der soll gut belohnt werden."

„Ich habe nie gelogen", meinte der erste.

„Ich kann überhaupt gar nicht lügen", beteuerte der zweite.

Der dritte aber: „Die beiden haben die reine Wahrheit gesagt, gnädiger Herr!"

Der Edelmann lachte und gab dem dritten die Belohnung.

Die schöne Zeit

Am Stammtisch. „Ich mache den Vorschlag, einen Gesangverein zu gründen!" sagte Bammerich. Allseitiger Beifall. Nur Hemmerich meinte: „Ja, aber beim Singen geht doch soviel Zeit verloren?"

Schönheitskonkurrenz

Ein Mädchenklub stimmte darüber ab, wer die Hübscheste sei. Auffallend dabei war, daß jedes Mädchen nur eine Stimme erhielt.
(„Jugend")

Immer genau

„Darf ich fragen, was der Herr trinkt?" erkundigt sich der Kellner.

„Wisser nichts, wie Sie sehen!" antwortet der Professor Kindelmann, Lehrer der Grammatik. „Ich möchte Sie bitten, Ihre Frage im Futurum zu wiederholen." („For Alle.")

Nicht auf Gegenseitigkeit

„Sie, mein Fräulein, sind der erste liebenswürdige Mensch, dem ich heute begegne."

„So? Dann haben Sie heute mehr Glück als ich!"

Der Löffel

Sufferl: „Schnell, Frau, schicke zum Blechwarengeschäft und lasse einen Suppenlöffel kaufen, den größten, der zu haben ist."

Frau: „Aber wozu denn, Mann?"

Sufferl: „Der Doktor hat gesagt, wenn es denn gar nicht anders ginge, dürfte ich wieder Schnaps trinken, aber nur täglich einen Löffel."

*

Mutter: „Wenn ihr jetzt fünf Minuten ganz ruhig seid, bekommt jedes von euch ein Stück Torte."

Der fünfjährige Erich (feuerrot im Gesicht): „Mama, darf m'r atmen?"

*

Lissy weint und weint, bis die Mutter ungeduldig sagt: „Jetzt ist's genug, jetzt hör' endlich auf!" Worauf Lissy schluchzend entgegnet: „Ich kann ja nicht, es heult von selber!"

Zu Hilfe, Herr Schupo!

Fritzchen spielte auf der Straße. Der Vater sagte, er müsse in einer halben Stunde wieder oben sein. Aber eine Stunde war bereits vergangen, Fritzchen kam nicht zurück. Da nahm der Vater seinen Stock und ging vor die Tür. Der kleine Fritz hatte das bemerkt und lief nach einem in der Nähe stehenden Schutzmann. Weinend sagte er zu diesem: „Herr Wachtmeister . . . Herr Wachtmeister . . . würden Sie auch einem kleinen Jungen helfen, dem man was tun will?"

„Aber gewiß doch, mein Junge!"

„Nun, dann kommen Sie, bitte, schnell mit, mein Vater steht schon mit dem Stock vor der Tür."

„Mein Sohn Hans"

Das Telephon in der Direktionskanzlei des Gymnasiums läutet, und Dr. Maier, der Ordinarius der dritten Klasse, wird verlangt.

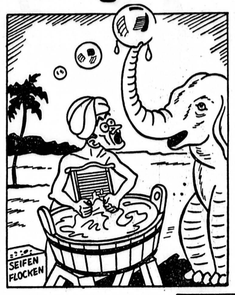
„Hallo?"

„Hallo! Herr Dr. Meier? Mein Sohn Hans Schulze kann heute nicht zur Schule kommen, er ist sehr stark erkältet", sagt eine zitternde Stimme.

„Wer ist dort?"

„Mein Vater, Herr Professor!"

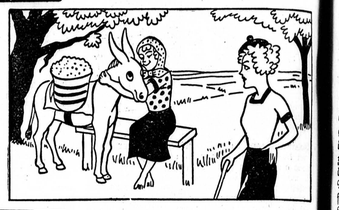
Lustige Schnappschüsse



Waschtag in Indien!

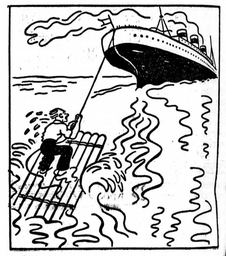
„Jumbo, laß jetzt endlich diesen Unfug mit den Seifenblasen!"

Der Fallschirm



„Diese Situation erinnert mich daran, daß ich heute nachmittag mit Oskar verabredet bin."

„Wenn du nicht sofort Tante Eulalia einen Kuß gibst, kommst du ins Bett!" „Gute Nacht, Papa!"



Nach dem Schiffbruch: Der Wellenreiter wird geborgen

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige im 7. Tag bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Handtuchstoff · Gerstenkorn, reinweiß, mit roter Kante, gute Qualität 40 cm br., Meterpreis 25 Pfg. Versand gegen Nachnahme. Umtausch oder Geld zurück. Illustr. Wäscheratg. kostenlos. Textil Windisch Augsburg 224

Damenbart entfernt, u. klinisch erprobt, Reichspatentamt. Wz. 468899 Gold. Medaille, Genf. Preis Brüssel 1935, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses). Aleviator RM 2.75, Fort RM 3.85, 1 geb. Fläschchen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helwata G. m. b. H., Köln 114

Für 47.50 ein Orig. Strickerrad Herrenrad, Modell 103 L., Halb- oder Ballon, Aufpreis. Mit kompl. Lichtanl. Ein Stricker Qual. Rad. Katal. kostenl. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Blutarmut? Körperschwäche? Dann lesen Sie bitte unsere Broschüre Ein Weg z. Gesundheit Sie ist kostenlos und unverbindlich. Dr. med. Lünsburg & Cie. Heidelberg-B. 102 E.

Herz-Jesu-Heim, Bad Schwalbach/Taunus Badweg 9 und Schwalbacher Hof Stahl- und Moorbad. Gemütl. Erholungsheime, groß. Garten, nahe Wald, Kurpark, Badehäuser. Guthürgerl. Küche, a. W. Diätkost. Kapelle im H. Das ganze Jahr geöffnet. Mäßige Preise. Dauergäste erhalten Vergünstigung. Beide Häuser sind neu hergerichtet.

Hastreiter's Kräuterkuren gegen Kropf Basedow vollständig giftfrei, ohne Jod, vollkommen unschädlich, Tausende von Heilerfolgen. Bei Nichterfolg Geld zurück. Verlangen Sie kostenlose Auskunft und wissenschaftliche Broschüren über Kropf und Basedowleiden Dr. 2 Friedr. Hastreiter Gauting bei München

Graue Haare erhalten die Naturfarbe Prämiiert mit gold. Medaille Brief Aufklärung kostenlos H. Goth, Nürnberg 3, H. 225

Heiraten

Kath. Fräulein, Ende 30, jugendl. Erscheinung, im Haush. durchaus bewandert, auch kaufm. Kenntnisse bes., wünscht zw. Heirat die Bekanntschaft eines Herrn in sich. Position. Auch Witwer mit Kind angen. Möbel- und Wäscheausstattung vorhand. Off. unt. Nr. 7/1202 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kath. Jüngling, Handwerker, 25 J. alt, Sohn achtb. Familie, 1.78 groß, gute Erscheinung, 28–30000 RM Vermögen, eig. Heim, sucht pass. Dame durch Briefwechsel kennenzulernen zwecks sofortiger oder späterer Heirat. Vermögen erw. Nur Damen mit ernstgemeint. Zuschriften mögen sich vertrauensvoll m. Bildoff. meld. unt. Nr. 7/102 an „Der 7. Tag", Paderb.

Geschwisterpaar sucht für sofort od. später ein Geschäft in einem größeren Ort oder Stadt zu pachten oder zu kaufen, wo Haus- und Küchengeräte, Glas u. Porzellan geführt werd. kann. Off. unt. Nr. 7/1100 an „Der 7. Tag", Paderborn

Kathol. Ehe d. gr., älteste Fachzeitschr. kath. Vereinigung für alle Kreise Kirch., Billigst. Zahl., mehrere 1000 Mitglieder. Strengst. Verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Mit Muckt Spitzenleistung! Das Probepaket enthält 3 x 1/2 kg unserer besten Kaffeesorten. Der Preis liegt günstig, es lohnt, heute zu bestellen. 1/2 Kg RM 7.65 Zusendung frisch geröstet am Tage der Bestellung. Nachnahme ohne Nebenkosten. Preisliste kostenlos. Heden-torp Großrösterei Bremen. N 135

Jeder Rheumatismus-, Gicht- oder Ischiaskranke wäre mir dankbar, falls er, wie schreiele seiner Leidensgefährten, ebenfalls von sein Schmerzen befreit würde. Meine Auskunft kostet und verpflichtet zu nichts. Max Reisner Berl.-Halens. 113 Pharmaz. Erzeugnisse

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Alkoholische Philosophie

„Ich glaube, ich werde alt. Mir wird's in der Kneipe jetzt immer früher spät."

Sein Beispiel

„Ich habe nun versucht", sagte die Lehrerin, euch durch Beispiele zu erklären, was Verantwortung bedeutet. Kannst du mir auch ein Beispiel nennen, Günter?"

„Alle Knöpfe an meiner Hose außer einem sind abgegangen", sagte der Knirps, „dieser eine trägt also die ganze Verantwortung!"
(„Hemmets Journal")

Erst der andere!

Ein Museumsbesucher steht verwundert vor einem antiken Bildwerk, das einen römischen Gladiator darstellt. Der Figur fehlen ein Arm und ein halbes Bein; der Helm ist zerschlagen und die Nase ist fort. Unter dem Bild steht auf einer Tafel: „Der Sieger."

„Na", murmelte der Beschauer, „wenn das der Sieger ist, möchte ich erst mal den Besiegten sehen!"
(„Neue J. Z.")

„So, Direktorchen, jetzt mal ein bißchen Reifen springen!"

„Ja, seit einer Woche wohnen Jansens nebenan. Frau Jansen hat heute schon zum vierten Mal bei uns telefoniert. Sie sagt, sie telefoniert viel, aber sie wolle kein eigenes Telefon, nur habe es ja doch bloß für die Nachbarschaft."

Kleine Ursachen — große Wirkungen

„Vater, wir müssen fünf Beispiele von dem Sprichwort: Kleine Ursachen — große Wirkungen! schreiben. Weißt du keins?"

„O doch. Ich habe einmal auf dem Standesamt ‚ja' gesagt; jetzt muß ich dauernd ‚Nein' sagen."

Galgenhumor

Trödler: „Haben Sie vielleicht Lumpen, Flaschen oder Knochen zu verkaufen?"

Hausherr: „Lumpen und Flaschen habe ich keine, und wegen der Knochen müssen Sie sich bis morgen früh gedulden; mein Nachbar kommt mir eben, daß er sie mir heute abend entgegenschlagen wolle."

Philosophen

Bumke: „Viele Menschen würden ganz Bedeutendes leisten, wenn sie wüßten, welche Anlagen hinkeiten in ihnen schlummern."

Dumke: „Freilich! Seit ich verheiratet bin, kann ich Kartoffeln schälen, Gemüse kochen und Babywäsche waschen. Das habe ich mir auch früher nicht träumen lassen."

Aber doch

„Ich glaube, ihr habt während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal an unseren gemeinsamen Vater zu Hause gedacht!"

„Doch, Papa! Jedesmal, wenn in einem Hotel ein Gast bei Tisch über das Essen schimpfte, sagte Mama: ‚Genau wie der Papa!'"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn; Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 36: 37 660. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 123.

5. Jahrgang – Nr. 26 · Sonntag, 28. Juni 1936 · Verlagspostanstalt Paderborn · Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Zum Tag des deutschen Liedes am 28. Juni 1936

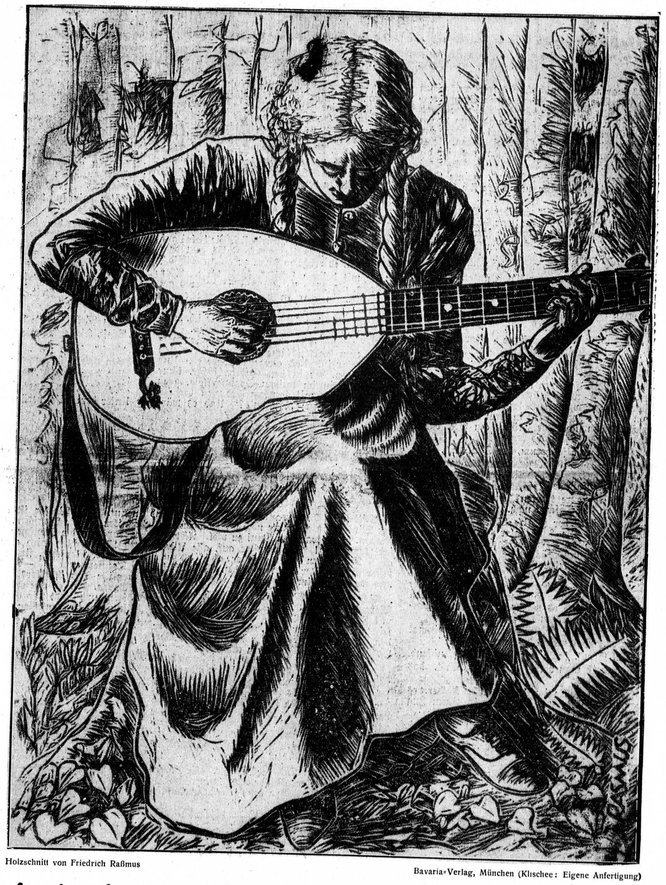
Von Hans Joachim Moser
Professor an der Universität Berlin

Daß man durch gemeinsames Auftreten deutscher Chöre auf öffentlichen Plätzen und im Rundfunk, durch Liedgesang in allen Schulen und Jugendverbänden ein machtvolles Bekenntnis zum deutschen Liede ablegen will, hat einen doppelten Sinn: es soll eine Handlung der Dankbarkeit sein für all das, was das Lied seinem Volke in schweren und guten Tagen durch ein Jahrtausend gegeben, und eine Propagandatat, um zu zeigen: die „Sangesgemeinschaft über Berg und Tal", die das Volkslied zu einem starken Besitz der ganzen deutschen Welt hat werden lassen, will sich auch in den Gestaltungsformen und mit den Aeußerungsmitteln von Gegenwart und Zukunft bezeugen und bewähren. Dieser Gedanke liegt vollkommen in der Linie der Kulturpolitik des Dritten Reiches, das seine Macht nicht zuletzt auf Flügeln des Gesanges seiner braunen Kolonnen aufgepflanzt und durch Kampf zum Sieg geführt hat.

Gegenüber diesem zeitgebundenen Gebrauchslied in Hymnen- und Marschform, das nicht nach absoluten artistischen Maßstäben gemessen werden darf, weil seine Stärke und Zeitnähe berechtigung in der praktischen Durchschlagskraft und nicht in der kunstthaften, der ästhetischen Sphäre liegt, besteht der mehr absolute Anteil von deutscher „Singlyrik schlechthin" weiter, und es wird der Wunsch aller Einsichtigen sein, daß das politische Lied das eigentliche Volkslied nicht aufzehren möge, sondern daß beide sich gegenseitig stärken und stützen. Man kann sagen: das Kampflied hat weite Kreise erst wieder kräftig singen gelehrt, aber das Volkslied soll diese Sänger auch wieder dazu führen, daß aus dem „kräftigen" ein „edles" und „schönes" Singen werde. Das nationalsozialistische Liedgut der Kampfzeit war dazu da und soll ferner immer dazu da sein, wo es gilt, gegenüber der Pestilenz des artfremden Asphalt-„Schlagers" den Weg frei zu machen, daß die deutsche Seele wieder ihres heiligen, urewigen Volkstums und also auch ihres herrlichen Volksgesanges froh sein kann. Das Ziel alles Dichtens und Singens sei der deutsche Mensch in seiner Vollgemalt und Hochgestalt, wie sich seine Möglichkeit in den Visionen aller größten deutschen Künstler, Denker und Staatslenker im Lauf der Geschichte abgemalt hat und wie ihn der Führer in einem besonders großartigen Wunschbilde erschaut. Unter diesem gemeinsamen Ziel, an einer herrlichen Traumverwirklichung mitzuarbeiten, sind Gegenwartslied und Zweckhaftsoolkslied keinerlei Gegner und Gegensätze mehr, sondern verbündete Erscheinungsformen der gleichen deutschen Volksidee.

Sieht man so das Dasein des deutschen Liedes in unserer Zeit als besonders sinnvoll und bedeutungsgeladen an, so ergibt sich auch ein Wertmaßstab für das schier unendliche Vielerlei dessen, was unter der Flagge „deutsches Lied" zu segeln pflegt. Dieser Wertmaßstab geht, insbesondere auf das deutsche Chorlied gesehen, nicht mehr, wie vor dreißig Jahren, um die Entscheidung „Hegar oder Silcher", d. h. „virtuose Männerchor-Konzertleistung oder schlicht-empfindsamer Volksliedquartettsatz der Romantik"; oder wie vor fünfzehn Jahren um den Gegensatz daß für manche nur die altklassische und die zeitgenössische a cappella-Polyphonie vollwertig, die romantische Musik aber als der Pipinieresschimmel aller Krankheiten galt. Sondern es handelt sich heute um die Frage nach der deutschen „Haltung" jedes Liedes, ganz gleich, aus welcher Zeit und Richtung das einzelne und der jeweilige Urheber stammen mag: was mufftig und schmächlich, feicht und sentimental, geil oder spießig ist, hat den Anspruch verwirkt, deutsches Lied zu heißen; was aber Kampfkraft und Frische oder echte Zartheit und Tiefe bewährt, ist jenes Ehrentitels vorbehaltlos würdig.

War bisher vorab vom Chorlied oder doch vom chorisch gebrauchten Gesang die Rede, so bedeutet dies — was man nicht übersehen darf! — doch immer nur einen Ausschnitt aus dem gesamten Reichtum unseres Liederschatzes. Man muß einmal die Herrlichkeit des vollen Jahrtausends in Gedanken vor sich ausbreiten, um dessen innezuwerden, was dem deutschen Volk in seiner gesungenen Lyrik von einem gnädigen Geschick beschert worden ist. Das wie aus Granit gemeißelte deutsche Kirchenlied des Mittelalters vom heut noch lebendigen „Christ ist erstanden" bis zum monumentalen Schatz der Luthergesänge, etwa der „Festen Burg"; die Holdseligkeit des Minnesanges, als Walther von der Vogelweide das Kreuzheer im fernen Heiligen Lande aufruft oder ob der Nibelungenstoff Wislav von Rügens Liebessehnen singt oder der Wolkensteiner in Südtirol aber eine gelungene Raubfehde wild jubelt. Dann der köstliche Schatz des „altdeutschen Volksliedes" vom Lochamer Liederbuch mit seinem „All mein Gedanken, die ich hab" und „Ich fahr dahin, wann es muß sein" bis zu den großen Altmeistern Finck, Isaac, Stolzer, Senfl, wofür nur ein Kernbeispiel zeugen mag: „Innsbruck, ich muß dich lassen", heut noch so schön wie am ersten Tag. Ob dann ein Philipp Nicolai sein „Wachet auf, ruft uns die Stimme" oder Hans Leo Haßler die Melodie formt, die uns noch in Bachs Passion mit Paul Gerhardts „Wenn ich einmal soll scheiden" erschüttert, ob Simon Dach und Heinrich Albert in Königsberg aus einem Aennerle von Torgau das „Aennchen von Tharau" werden lassen oder bayerische Grenadiere vor Belgrad einen ihrer „zwiefaltigen" Heimatkänze zum „Prinz Eugen" zurechtfingen — das deutsche Lied triumphiert über Epochenwandlungen und Kulturzusammenstürze wie ein königlich weiterfließender Urstrom. Das von der Perückenpoesie zurückgedrängte Volkslied spukt lustig-geheimnisvoll durch Bachs Bauernkantate, und erfreut dem jungen Straßburger Herderschüler Goethe machtvoll aus dem zahnlosen Mund der Elsässer „ältesten Mütterchens", das Klavierlied der Reichardt, Zelter, Zumsteg erhebt sich zum Gipfel des Mozartschen „Veilchen", der Beethovenschen „Adelaide", und der siebzehnjährige Schubert singt den erstaunten Konviktkameraden mit heißem Kopf und Herzen die



Holzschnitt von Friedrich Rasmus

Bavaria-Verlag, München (Klischee: Eigene Anfertigung)

An eine Lautenspielerin

Oft haben wir im dämmernden Abend im Kreis um die hohen Feuer gesessen und gesungen bis in die anbrechende Nacht. Müde waren die Glieder vom Wandern durch sommerliches Land, müde die Augen vom Schauen all der tausendfältigen Pracht. Nur die Seele war wach von Erwartung und von Glück, und ihre Sehnsucht sang in Deinen Liedern, deren bunte Bilder der Klang Deines Saitenspiels herrlich verschönte. Das waren Stunden, in denen der Geist unserer Jugend sich mächtig erhob und großen Gedanken nachging: Von Vaterland und Freiheit, von Liebe und vom Tod, von Treue und vom Glück, von Gott und seiner Güte, die uns die Tage beschert und die Nächte bewahrt. Groß und geschwisterlich wurden unsere Herzen, verstehend im gläubigen Begegnen von Mensch zu Mensch, ruhig in jenem schönen Frieden, den aufrichtige Gemeinschaft schenkt. — Immer noch klingen die alten Lieder, immer noch lockt das Spiel der Laute, immer blüht der Friede uns noch, die wir die Heimat uns erwanderten, unseres Volkes schönste Lieder sangen und so um seine Seele wissen, die voll hehrer Tapferkeit und Treue, auch voll tiefer Sehnsucht ist,

Genieeingebungen seines „Erlkönig" und des „Grethchen am Spinnrad". Carl Loewe gestaltet den Schatz seiner heldischen Balladen, Schumann läßt Eichendorffs „Waldesrauschen" auftrauschen. Brahms, Hugo Wolf und Hans Pfitzner schenken dem deutschen Hause und dem Konzertsaal unübersehbare lyrische Schönheiten von deutschester Art, während die Volksliedsammler von Erk und Silcher bis zu dem lothringer Pfarrer Pinck das offenthalben klingende Volksgut in die Scheuern bringen, und deutsche Wandervogeljugend den verhallenden Akkord zu neuem Schwingen zu verstärken sucht.

So ist das deutsche Lied in vielfältiger Gestalt in unsere Gegenwart eingetreten: hunderttausende von Sangesbrüdern pflegen es in den Chor-Vereinen, Millionen singen es in Schule, Jugendgemeinschaft und Wehrverbänden; es regiert die Haus- und Kirchenmusik, es weckt aus dem Munde berufener Solokünstler im Konzertsaal und durch die Mittel von Rundfunk und Schallplatte Begeisterung und Genuß. Wie vormals die Türmer und Stadtpfeifer in ihren Fanfaren eine tönende Heraldik pflegten, so kann heute das Lied als klingendes Wappen jeder Gruppe von Menschen wirken, die sich unter sein Zeichen stellen. Wenn heut das ganze Reich von einem „Tag des deutschen Liedes" widerhallt, so ist das wie ein Wahrspruch, daß unser Volk in seiner Tonkunst ebenso eines seiner souveränen Hoheitszeichen sehen will wie in seinen Waffen und Standarten.

Heimfahrt, Sonntagsabends

Von Ernst Kreuder

Es war noch abendhell, als wir aufbrachen und das Wirtshaus „Zum grünen Baum" verließen. Wir hatten den Tag am See zugebracht, im Wasser und in der Sonne, und dann waren wir auf dem Rückweg noch einmal im Dorf eingekehrt, bevor wir zum Bahnhof gingen. Ueber der krummen Dorfgasse flogen niedrig die Schwalben.

„Kinder, es gibt sicher Regen", meinte Grit. Sie ging in der Mitte und hatte sich bei uns eingehakt.

„Nicht immer gesagt", erwiderte Martin. Ein Autobus sauste vorbei, er war dicht gedrängt mit Ausflüglern und schwankte schwer.

„So schöne weiße Bäuche haben sie", sagte ich und zeigte nach den Schwalben. Mir brannte das Gesicht, als sage ich noch immer in der Sonne. Die Sonne war längst untergegangen.

„Du kommst doch noch mit, Grit", sagte Martin.

„Mal sehen, ich bin erst gestern spät nach Hause gekommen."

„Selbstverständlich", sagte Martin, „du kommst einfach gleich mit."

Wir hatten jeder drei Glas Bier getrunken. Jetzt hatte ich einen leichten Schleier vor den Augen. Wir schritten dem Ausgang des Dorfes zu, es war sonntäglich friedlich und still. Der Himmel war abendblau, Mädchen in weißen Kleidern zogen Arm in Arm vorüber. Jetzt quakten schon sicher die Frösche am See, dachte ich, und das Gras wird feucht.

„Jetzt ist er also herum, der Sonntag", sagte ich.

„Ja, Erne", sagte Martin, „aber wir bleiben doch noch zusammen."

„Habt ihr eure Karten?" fragte Grit. Wir suchten in den Taschen nach.

„Da ist schon der Zug!" Wir ließen uns los und liefen. Die Ausflügler drängten in die Abteile, fröhliche Heimfahrtsgesichter. Als wir die Rucksäcke im Gepäcknetz hatten, fuhr der Zug. Ich machte die letzte Schachtel Zigaretten auf. Grit erzählte von einem Bekannten, den sie kürzlich getroffen hatte. Er hatte geheiratet und lebte von einer Hühnerfarm. Wir fanden das lustig. Und es war gar kein Grund vorhanden, das lustig zu finden.

„Ach ja", sagte ich, „man müßte wohl einmal heiraten. Was meinst du dazu, Martin?"

„Na, Erne", sagte Martin, lächelnd, nickend.

„Dann ist man verheiratet", sagte Grit, „das ist auch schwer."

Der Zug rollte durch abendliche Felder, es war schön, müde und verbrannt in einem Zug zu sitzen und müde heimzufahren.

„Wieso?" fragte ich.

„Nun ja", meinte Grit.

„Und so ist es auch schwer und ist doch nichts", sagte ich. „Aber man müßte dann auch ein Haus haben und einen Garten und Sonnenblumen . . ."

„Und bloß etwas Geld", spottete Grit.

„Dann hätte es auch einen Sinn, nach Hause zu kommen", fuhr ich fort. „Aber so ist so ist man der ewige Sohn. Stell' dir vor, man kommt nach Hause und an der Tür ist ein Schild, draußen an der Gartentür. Mit dem eigenen Namen. Hast du schon einmal ein Schild gehabt, Martin?"

„Mein Erne, du hast recht", sagte Martin. Der Zug hielt. Der Schaffner rief die Station aus, als wäre sie zu verkaufen. Aber es kaufte niemand. Der Zug fuhr weiter. Es blieben nur Milchkannen zurück.

„Warum heiratet ihr denn nicht?" fragte Grit.

Verdammt, dachte ich, wieso sieht sie dabei auf einmal so verführerisch aus? „Es geht doch nicht, Grit, es reicht ja kaum zu einem Schild."

„Du mit deinem Schild", sagte Grit. Aber es klang, als hätte sie etwas ganz anderes gesagt. Martin war in der Fensterecke eingeschlafen.

„Dann wäre der Tisch gedeckt" sagte ich, „und frische Blumen stünden in den Vasen. Die Fenster wären offen, draußen wäre Sommerabend, vom Garten käme der Duft der vielen Blumen herein. Und ganz still wäre es. Und vom Balkon, der in den Garten führt, käme jemand herein im weißen Sommerkleid, groß und jung und mit sanftem braunen Gesicht, und würde rufen: ‚Bist du's?' Und es wäre kalt gestellt und es gäbe ein wunderbares Gericht."

„Hör auf", sagte Grit schwer, „du kannst einen ja richtig —"

„Was denn?" sagte ich, „so ist es doch." Der Zug hielt. Ich nahm die Rucksäcke aus dem Gepäcknetz.

„Sind wir schon da?" fragte Martin.

„Ich geh' doch nicht mit euch", sagte Grit.

„Schön, Grit", sagte Martin.

Es war noch immer nicht richtig dunkel. Es wird eine helle Nacht werden, dachte ich. Wir gingen durch die stillen Straßen des Gartenviertels zu Martins Elternhaus. Als Martin läutete, betrachtete er einen Augenblick seines Vaters Schild. In der Diele stand sein Vater selbst. Er war ein großer, breitez Mann, wenn er sich freute, machte er fast ein grimmiges Gesicht. Er stand da unter den Hirschgeweihen an der Wand, als hätte er auf die Rückkehr der kleinen Gesellschaft gewartet.

„Guten Abend, Herr H.", sagte ich, „es war ein wunderbarer Tag."

„Guten Abend", sagte Grit, „uns geht es gut, und Ihnen?"

„So so", sagte Herr H., das sehe ich. Danke, mir geht's so. Habt ihr denn schon gegessen?" Es war angenehm kühl in der Diele.

„Die haben dauernd gefocht", sagte Grit, „und dann mußten wir Bier trinken."

„So ist's recht", sagte Herr H., bei der Hitze Bier!"

Wir begrüßten Frau H., die strahlend und mütterlich aus dem Eßzimmer kam. Dann blieben wir noch eine Stunde bei Martins Eltern und erzählten. Herr H. stand unter der Tür, machte ein grimmiges Gesicht und hörte aufmerksam zu. Frau H. hatte einen leichten Wein eingeschenkt.

Später gingen wir hinauf in Martins Zimmer.

„So", sagte der schweigsame Martin und stellte die Selterswasserflaschen hin. Wir setzten uns in die schwarzgeklecksten Korbsessel um den kleinen runden Tisch. Martin stellte drei Gläser hin und füllte sie zu einem Viertel mit Kognak, zu drei Vierteln mit Selterswasser.

„Ach so", sagte Grit, „ich weiß gar nicht, was mit mir los ist."

„Zum Wohl!" sagte Martin, „Grit, Erne."

„Prost, Kinder", sagte Grit.

„Prost", sagte ich, „auf das Haus mit dem Garten und den Sonnenblumen."

„Und dem Schild", sagte Grit.

„Und der Frau", sagte ich.

Unter dem Tisch berührte mich leise ein Fuß.

Geflügelter Juni / *Von Herrgottskäferchen, Glühwürmchen und Libellen*

Von Herbert Pudi

Mitten im Mai brannte noch der Ofen, und der Wintermantel konnte noch nicht eingemottet werden. Das war dem Juni zu viel. Achtung, jetzt komm' ich! Alle Fenster auf, alle Türen auf! Wir wollen doch mal sehen, ob ich es nicht besser mache. Der Juni schob den Mai beiseite und machte sich im Lande breit.

Nicht nur die Menschen sind froh, auch die Tiere, die kleinen Tiere. Was da der Juni alles mit sich bringt? Vom Juni hat ja der Käfer seinen Namen, der als verspäteter Maikäfer den Monat durchfliegt. Er ist ein naher Verwandter des Maikäfers, nur etwas kleiner und schmächtiger. Auch die Larven des Junikäfers treiben sich in der Erde als Engerlinge einen Wanst an, die Wurzeln aufnahrend, verpuppen sich und kommen als Junikäfer zur Welt. Auf der Oberwelt bleiben sie bei den Pflanzen und benagen das Grün. Der Schaden über Tage ist nur eine Kleinigkeit, aber was sie als Engerlinge unter Tage anrichten, das ist niederträchtig. Was zur Verwandtschaft des Maikäfers gehört, taugt nichts.

Im Juni erscheint der Walker. Er nennt sich auch Juliläfer, Müller und Tannenkäfer, so wie sich der Junikäfer auch Sonnenwendkäfer nennt. Der Walker ist aber ein besserer Botaniker als die Menschen. Er bevorzugt Fichten, worauf ihn die Menschen Tannenkäfer nennen. Zu Weihnachten wird eine Fichte angebrannt, und die Menschen singen: „O Tannenbaum, o Tannenbaum — —." Lang ist die Namensliste des Walkers, aber einzig ist sein Schaden, den er anrichtet. Er will uns verhöhnen und zirpt wie eine Grille. Die Atemöffnungen der Insekten liegen nicht am Kopfe, sondern am übrigen Körper. So bleibt ihr Mund stumm. Wer zirpen will, muß es mit den Beinen und Flügeln machen.

Ueber dem Wasser fliegen prächtige Wasserjungfrauen, Libellen. Der Juni hat doch allerlei Ueberraschungen. So zarte, schöne Geschöpfe sind Musterexemplare einer Ausstellung: Wunder des Lebens! Die Wasserjungfrauen der Märchen sind auch schön und können singen — — unwiderstehlich. „Halb zog sie ihn, halb sank er hin". Goethe muß einer Wasserjungfrau begegnet sein. Schöne Herren sind auch die Wasserjungfrauen der Zoologen. Die großen überdeckenden Augen schauen im Fluge immer nur nach Beute aus. Im Fluge werden die Opfer erfaßt, von den „Falken unter den Insekten". Im Fluge wird die Beute zerrissen und verspeist, und schon schauen sich die schönen Facettenaugen nach neuen Opfern um. Was die Vergangenheit der Libelle betrifft: nicht immer waren die Herren so schön. Als Larven lebten sie lange unter Wasser, und dort als ekelige Tiere, rissen und räuberten, die Wegelagerer wie die Erwachsenen in der Luft. Vor dem Gesicht trugen sie wie eine Maske eine Kneifzange, und diese schießerten sie nach vorn, wenn ein unvorsichtiges Tier in ihre Nähe kam.

Der Juni hat noch mehr Räuber, Schlupfwespen treiben sich in der Luft herum. Wo sie eine Raupe sehen, fliegen sie hin, senken ihren Giftstachel in den Leib und schleppen dann die gelähmte Raupe ab. Nahrung für ihre Brut.

An Sommerabenden fliegen durch das geöffnete Fenster grünliche glasvolle Florfliegen. Jeder hat sie auf seinem Abendbrottisch schon gesehen, wenn sein Haus nicht in der dichtesten Großstadt steht. Die Larven dieser Florfliegen kommen mit dem Juni und betätigen sich als Blattlausslöwen. Also auch Räuber! Jedoch freundliche Räuber. Wer unter den Blattläusen aufräumt, hört auf, Räuber zu sein, und wird unser Freund.

Gleichfalls ein Blattlausslöwe ist die Larve des Marienkäferchens, die auch mit dem Juni kommt. Werden die Larven erwachsen, dann nennen sie sich Marienkäferchen, Sonnenkäbchen, Herrgottskäferchen oder Gottesschäflein. Solche friedlichen Namen geben die barbarischen Menschen, und dabei geht die Schlächterei unter den Blattläusen weiter. Wo die Marienkäfer nicht zu Hause sind, da breitet sich das Ungeziefer erschreckend aus. In den kalifornischen Obstgärten wußte man davon ein Lied zu singen. Marienkäfer aus Australien hat man dann auf die weite Reise nach Kalifornien geschickt. Die Not in Kalifornien war zu Ende. Die Sandwichinseln mitten im Stillen Ozean haben dem Monat gedankt.

Mainau ist diese Insel genannt. Wie das himmlischholde Paradiesgärtlein, davon in frommen Legendenbüchlein geschrieben ist, liegt sie im See. Schon von weitem winken die silbernen Baumkronen mit ihrem Frieden. Man möchte in ihn hineinfahren auf einem leisen, ganz leisen Nachen. Dort unter jenen Bäumen willst du begraben sein — so denkst du.

Nun, wenn man dem Schiff entstiegen, der Reiselust auf die Insel setzt, besinnt man sich wieder anders. Die Erde ist doch zu schön. Und nirgends schöner denn auf Mainau. Jedes Blatt leuchtet von dieser Schönheit; jeder Zweig flüstert von ihr. Die Sonne ist wie verklärt. Wie vom Lächeln des Ewigen sind alle ihre Strahlen vergoldet. Der Wind klingt ganz bunt, als ließe er über Harfen. — —

Ein Schloß ist da, umglänzt vom flirrenden Kies. Wie versonnene Edelfrauen lehnen die Stunden in den Fenstern. Stunden, die keine Zeit sind. Stunden, die sich nicht eilen. Kommen einmal eine Wimper bewegen sie aus ihren Träumen heraus. Sie lehnen und warten. Warten, bis alle Rosen auf sind. O, diese tausend Rosen. Sie füllen den ganzen Sommer; denn die Insel ist ein einziger Blütenborn. Die Tage leuchten von diesen Rosen wie Frauen in gelber, roter und weißer Seide. — —

Ein Brunnen spielt mit gläsern stäubendem Strahl. Eine Nixe sitzt dabei mit smaragdgrünen Augen; schaut dich fragend an. Ein junger, schlanker Minnesänger mit hellen Haargelocken und spitzen Schuhschnäbeln kommt vorüber, greift einen der zarten Silberstrahlen vom Brunnen und zieht ihn mit geschwinden Fingern um den nußbraunen Leib seiner Laute.

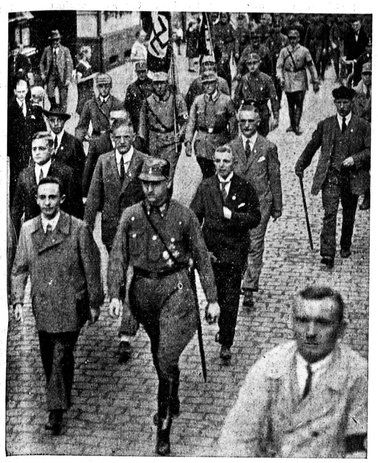
Dann zupft er ein wenig und lacht. Er ist ein ganz junger Fant, man sieht es an seinen Augen. Und jetzt lehnt er sich in den Schatten einer hochbeschopften Palme und spielt. Spielt ein uraltes, deutsches Liebeslied: Rot ist's wie Herzblut; treu wie die Himmelsbläue, einfältig wie ein Kindermund.

Die Tannen verstehen's und singen mit. Die Palme ist fremd und muß schweigen.

Und alle die tausend Rosen haben sich zusammen an den Händen gefaßt und jetzt ist die ganze Insel ein einziger Liebesreigen. Da können auch die zwei jungen Menschen nicht anders, die eine Hand in Hand, aus einem dunklen Laubengang getreten sind: Sie fallen sich in die Arme und küssen sich. — —

Und eine Schiffsglocke tönt des Tags ein zweimal drunten an der Landestelle. Mainau ruft sie herauf. Dann wird es wieder still. Nur die grünsilbernen Wellen spülen und glucksen immer zu um das traumvolle Eiland. Die Bäume allein, und manchmal gleitet draußen in schleierner Ferne ein Segel vorbei, ein möwenweißes oder abendrotes.

K. Burkert.

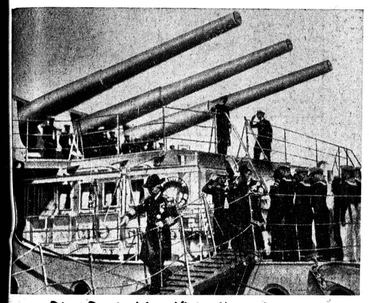


Zur Zehnjahresfeier des ersten Reichsparteitages

Anfang Juli wird in Weimar des ersten Reichsparteitages vor 10 Jahren gedacht. Eine wenig bekannte Aufnahme von dem Marsch der Braunhemden durch die Straßen Weimars im Jahre 1926. Man erkennt den heutigen Reichspropagandaminister Dr. Goebbels und neben ihm den heutigen Chef des Stabes Viktor Lutze. (H. Hoffmann, K.)

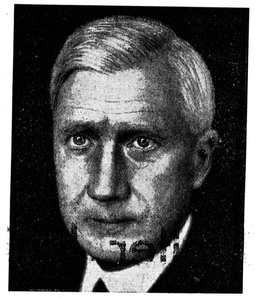
Die dritte Reichstagung der Nordischen Gesellschaft

Mit einer Kundgebung auf dem historischen Marktplatz in Lübeck fand die dritte Reichstagung der Nordischen Gesellschaft ihren Höhepunkt. Reichsleiter Alfred Rosenberg spricht. (Weltbild, K.)



Die „Deutschland" in Kopenhagen

Das Panzerschiff „Deutschland" stattete der dänischen Hauptstadt einen Besuch ab. Auf unserem Bilde verläßt der Chef der dänischen Marine Admiral Rechnitzer, das Schiff, nachdem er kurze Zeit an Bord geweilt hatte. (Presse-Photo, K.)



Staatssekretär von Bülow †

Dr. Bernhard Wilhelm von Bülow, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, starb plötzlich an den Folgen einer Lungenentzündung in Berlin. (Graphische Werkstätten, K.)

Vom Wahlkampf in USA

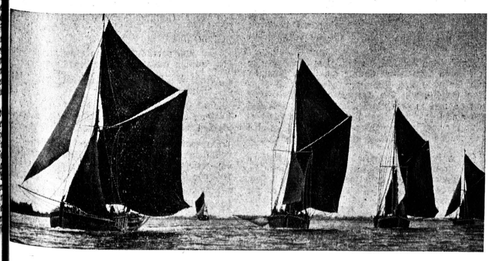
Nach der Aufstellung Landons als Gegenkandidaten Roosevelts auf dem Republikanischen Parteitag in Cleveland. Begeistert schwenken die Anhänger Landons große Transparente. (Scherl Bilderdienst, K.)

1. F. C. Nürnberg wurde deutscher Fußballmeister

Die siegreiche Mannschaft mit dem Meisterschaftskranz wird von jubelnden Menschen umringt. Ein Bild nach dem Fußball-Finale im Poststadion zu Berlin, wo der 1. FC Nürnberg nach mehrfacher Spielverlängerung im Kampf gegen „Fortuna" Düsseldorf deutscher Fußballmeister wurde. (Scherl Bilderdienst, K.)

Offene Unruhen in Lüttich

Der Streik der belgischen Bergarbeiter hat in Lüttich teilweise die Form eines offenen Aufruhrs angenommen. Das Bild zeigt Polizisten, die in den Straßen der Stadt gegen Ansammlungen von Streikenden vorgehen. (Presse-Photo, K.)



Das Rennen der Themse-Kähne

Alljährlich veranstalten die Segelschiffe auf der Themse ein Wettrennen, das sie von Lower Hope nach Chatham führt. Auf unserem Bilde sieht man 5 von den 13 Seglern im Rennen. (The Times, K.)

Die Tochter des Negus am Mikrophon

In London sprach vor 27 000 Zuhörerinnen die 16jährige Tochter des Negus in einer Kundgebung, die von der Frauen-Friedensvereinigung Englands einberufen war. Die Rede hatte den italienisch-abessinischen Konflikt zum Gegenstand. (Presse-Photo, K.)

Immer weniger Arbeitslose

Schneller als in früheren Jahren hat diesmal schon im Mai die Zahl der Arbeitslosen einen neuen Tiefstand erreicht und beträgt noch nicht einmal 1,5 Millionen. Angesichts dieser Zahl kann man nicht umhin, wieder darauf hinzuweisen, welches Erbe der Führer am 30. Januar 1933 angetreten hat, zu welcher Zeit Deutschland fast 7 Millionen Arbeitslose zählte. In den meisten Arbeitsamtsbezirken waren, selbst die Kinder eingerechnet, jeder 10. Mensch arbeitslos, in einigen sogar jeder 7. Heute jedoch ist es auch in den ungünstigsten Bezirken nur jeder 25. bis 30. Im Reichsdurchschnitt ist nur noch jeder 50. Mensch arbeitslos, und in Ostpreußen sind es gar nur 3,5 vom Tausend. Sichtbarer kann der gewaltige Erfolg der nationalsozialistischen Arbeitsschlacht nicht mehr zum Ausdruck gebracht werden. (Graphische Werkstätten, K.)

André Baron Foelkersam

Tobias und Antje

Tobias lebte nun schon drei Monate und sechzehn Tage auf dieser Welt. Aus einem rundlichen schwarzen Knäuel mit braunen Tupfen über den Augen und braunen, unsicheren, auseinanderspreizenden Beinen, war ein junger, schmiger Airedale-Terrier geworden, lohfarben, mit schwarzem Sattel. Tobias glich seiner Mutter, er hatte ihren schönen, blonden Bart geerbt und ihre dunklen Augen. Aber er dachte nicht an seine Mutter. Er dachte auch nicht an seine sieben Geschwister. Vor drei Wochen hatte man ihn aus dem Zwinger geholt, und jetzt lebte er hier, auf dem Lande.

Tobias hatte in diesen drei Wochen viel gelernt. Er hatte jetzt eine bestimmte Vorstellung von der Welt, von ihren Gesetzen, ihren Genüssen und Gefahren. Die Kinder quälten ihn mit ihrer Liebe. Tobias blickte verächtlich in die Luft, wenn sie Tobi, Tobi oder Bobian riefen. Er hatte gelernt, Parkett vom Gartenboden zu unterscheiden, daß Bücher leider nicht zum Zerreißen da waren, und daß es einem schlecht bekam, wenn man mit Blumentöpfen Fußball spielte. Viele Dinge waren schön und begehrenswert: Katzen scheuchen, an Bäumen riechen Knochen vergraben, Jagd verbellen, in die Küche schleichen und etwas stibitzen, auch wenn es dafür Schläge gab. Vieles war gefährlich: Feuer, das einem den Bart versengte, Türen, in denen man gelemmt wurde, Pferdehufe. Tobias verstand nicht zu lügen. Wenn er etwas Verbotenes getan hatte, sah man es ihm sofort an.

Tobias bewunderte Antje. Antje blickte mit ihren bernsteingelben Augen der Köchin gerade ins Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken, nachdem sie eben etwas vom Tische gestohlen hatte. Antje war eine glatthaarige, graubraun gefleckte Pointerhündin mit langen, seidenweichen, schokoladenbraunen Ohren. Es gab für Tobias kein schöneres Spiel, als Antje anzuspringen und sie in diese langen flatternden Ohren zu zwicken. Sie tobten auf dem Rasen vor dem Hause. Mit ungeschickten Sätzen rannte Tobias hinter Antje her, um sie in die Beine zu beißen. Antje schoß über den Rasen. Tobias lief nach, mit hellen, kläffenden Lauten. Antje ließ ihn dicht herankommen, dann sauste sie an ihm vorbei. Tobias tugelte hin, raffte sich auf und saß geduckt vor Spannung da . . .

Zuweilen verschwand Antje spurlos. Wenn sie schuldbewußt und wedelnd zurückkam, bekam sie Schläge und wurde eingesperrt. Tobias saß vor der Tür des kleinen Holzschuppens und jaulte. Er wußte nicht, daß Antje gestraft wurde, weil sie wilderte.

An einem Nachmittag, als alles im Hause schlief, tobten die beiden auf der Parkwiese. Plötzlich blieb Antje stehen, streckte den Kopf vor und schnupperte. Dann stürzte sie davon, mit tief gesenkter Nase. Tobias sprang klaffend an ihr hoch, um sie an ihren langen flatternden Ohren zu zupfen. Antje kümmerte sich nicht um ihn. Sie lief hin und her, blieb stehen, kehrte um, schnüffelte aufgeregt im Grase, und rannte weiter. Sie kamen in den entlegenen Teil des Parkes. Antje schlüpfte durch ein Loch in der Tannenhecke, Tobias ihr nach.

Ein breiter Graben zog sich am Park entlang, dahinter dehnte sich bis an den Rand des Waldes ein hohes Kornfeld. Antje stand einen Augenblick wie erstarrt da, ihre hellen Augen blickten irgendwo in weite Ferne. Dann sprang sie mit einem Satz über den Graben und verschwand im Felde, Tobias sat dahfelge. Wis eine goldene Flut schlugen die Aehren über ihm zusammen. Es war großartig, durch das sonnenwarme, duftende Feld zu jagen. Tobias rannte hinter Antje her. Aber kaum hatte er sie wiedergefunden, verschwand sie wie von der Erde verschlungen, tauchte unerwartet hinter einer Bodenwelle auf und war wieder fort wie der Blitz, und nur eine silberne Welle, die in unruhigem Zickzack durchs Korn lief, verriet Tobias, wo sie war. Antje hatte ihn vergessen. Die Nase tief am Boden und mit fliegenden Ohren, jagte sie kreuz und quer übers Feld. Sie kamen auf die Landstraße hinaus, die am Walde entlangführte. Sie standen nebeneinander, erhitzt und keuchend. Antje stieg in den Graben und trank, und Tobias tat dasselbe. Noch nie hatte ihm etwas so gut geschmeckt wie das schmutzige, abgestandene Grabenwasser. Noch nie hatte er sich so wohl gefühlt. Sein schöner blonder Bart war zerzaust. Kletten saßen in seinem Fell, er war schmutzig und verwildert. Tobias sah Antje bewundernd an, er wartete, was sie weiter unternehmen würde . .

Sie jagten durch den Wald, schlüpften durch stachliges Wacholdergestrüpp; Antje grub eifrig kleine Erdhügel auf und steckte die Nase tief hinein. Auch Tobias Kopf verschwand bis zu den Ohren im Erdloch. Dann standen sie da, die Nasen schwarz vor Erde und niesten.

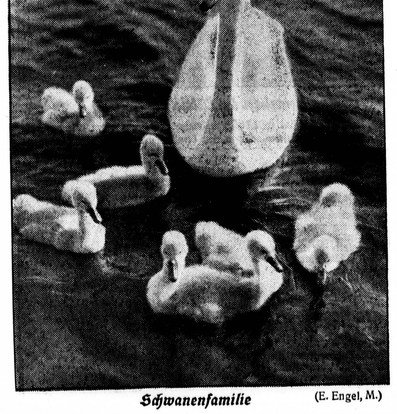
Der Wald war still und einsam, erfüllt von warmem Harzduft, von Licht und Schatten durchflutet; über ihnen rauschten die Tannen. Sie fanden eine tote, längst vertrocknete Krähe und wälzten sich, einer nach dem anderen, auf ihr. Dann rannten sie weiter. Sie trabten einträchtig Seite an Seite, mit weit heraushängender Zunge. Zuweilen blieb Antje stehen, hob den Kopf und schnupperte. Dann stürzte sie davon. Tobias hörte sie im Unterholz laut und erregt kläffen. Er setzte ihr nach; er fürchtete sich, allein zu bleiben. Einmal sprang etwas Graues in langen Sätzen knapp zwei Schritt vor ihm aus dem Dickicht und verschwand hinter den Bäumen. Tobias setzte sich vor Schreck hin. Er hatte noch nie einen Hasen gesehen. Und schon kam Antje laut kläffend an ihm vorbeigejagt. Tobias folgte ihr, seine Stimme überschlug sich vor Aufregung.

So trieben sich die beiden im Walde umher. Zuweilen ruhten sie sich aus, oder zupften große, schwarze und süße Beeren von einem Strauch. Dann ging es weiter über den glatten, mit Tannennadeln besäten Waldboden.

Tobias war müde. Er streckte sich im Schatten aus. Das Moos war weich und roch warm und gut. Tobias schnappte nach Fliegen, sein Körper bebte vor Hitze. Er sah dann und wann zu Antje hinüber, die geschäftig hin und herlief und schnupperte. Plötzlich war sie verschwunden.

Tobias sprang auf und bellte laut. Keine Antwort. Er lief nach rechts und nach links, er trabte ein Stück zurück und kehrte wieder um. Von Antje war nichts zu sehen. Tobias bellte ein paarmal hintereinander. Es blieb alles still. Tobias fühlte sich grenzenlos verlassen. Er bekam Angst. Er galoppierte in kurzen Sätzen, mit angelegten Ohren. Zuweilen blieb er stehen, hob den Kopf und horchte. Im Walde war es still; nur in den Wipfeln der hohen Kiefern rauschte es leise. Tobias lief zurück, die Nase tief am Erdboden. Bitterduftende Farne spritzten über ihm ihr gefiedertes Blätterdach. Er kam jetzt auf einen Weg und blieb, schloß für Sekunden das Maul und hinaus, schloß für Sekunden das Maul und lauschte. — — Aus der Tiefe des Waldes tönte jetzt ein helles, anhaltendes Kläffen. Tobias legte den Kopf schief zur Seite und spitzte die Ohren. Dann stürzte er weiter in der Richtung, aus der er Antjes Stimme hörte.

Das Gekläff verstummte und kam an einer Stelle wieder, noch heller, noch erregter. Tobias rannte in großen Sätzen voraus. Dann krachte ein Schuß. Das Echo rollte schallend durch den friedlichen Wald. Tobias fuhr zusammen und blieb zitternd stehen. Sein Herz hämmerte. Dann galoppierte er weiter, hoffend, in tollpatschigen Sprüngen. Er kam auf eine kleine Lichtung hinaus. Die Lichtung war erfüllt von Sonnenlicht und süßem Kleeduft. Das Gras sang. Ein Zitronenfalter taumelte träge über den Blüten. Tobias wandte den Kopf und sah plötzlich Antje. Antje lag im Gras, die Beine von sich gestreckt, mit zurückgeworfenem Kopf.



Schwanenfamilie (E. Engel, M.)

Tobias stürzte mit freudigem Bellen auf Antje zu und wollte sie an ihren langen seidenweichen Ohren zupfen . Er stolperte über ihre Beine und blieb verdutzt stehen. Antje lag reglos da und blickte ihn aus ihren bernsteingelben Augen an. Er stubste sie zärtlich mit der Nase. Antje rührte sich nicht. Tobias bellte laut und erstaunt. Dann trat er wieder an Antje heran und begann sie zu beschnuppern. Antje rührte sich nicht. Antjes Augen sahen ihn unverwandt an.

Tobias konnte nicht begreifen, weshalb sie so stumm und regungslos war. Er fürchtete sich. Er heulte auf und verstummte. Im Walde war es still, nur in den Kiefern rauschte es sanft. Tobias legte den Kopf in den Nacken und jaulte, langgedehnt und trostlos.

Der Himmel verblaßte, über der Lichtung wuchsen die Schatten Die Sonne stand tief hinter den Baumstämmen. Vom Grase stieg ein strenger, warmer Duft auf. In der Ferne rief ein Kuckuck. Die Mücken der Wiesen tanzten reglos, vergoldet vom letzten Abendlicht. Tobias hog den Kopf zurück, um wieder loszuheulen. Plötzlich wußte er, daß Antje nicht schlief, daß sie nie wieder losspringen würde . . Er machte sie auf die Gefahren aufmerksam. Die Engländer lachten ihn aus und sagten, nicht ein Tiger habe jemals einen Menschen gefressen. Nur die amerikanischen Schriftsteller in ihren Büchern. Sie hätten alles gelesen. Im Dschungel, die sie bei hoher Temperatur beschreiben.

Smith trat zerknirscht die Rückreise über Sibirien an Die kirgisischen Wälder fächelten ihm Hoffnung zu; von Bären zerfleischt zu werden, wäre auch nicht häßlich und beinahe noch ehrenvoll. Aber von Steppenwölfen. Grauenvolles stand darüber in den Reisebüchern.

— — Die Bären verspeisten total.

Aber kurz vor einer Station der Linie Wladiwostock—Swatoje verfolgte ein Rudel Wölfe den Bankierschlitten. Smith bekam vor Freude Herzklopfen. Er befahl dem Kutscher, langsamer zu fahren.

„Sie sind verrückt! Sollen etwa meine Pferde den Bestien ausgeliefert werden?"

„Nicht die Pferde . . . ich, Sie Esel!" schrie der Bankier

„Auf Menschen gehen sie nicht." erwiderte der Kutscher und lenkte in eine Ortschaft, wohin die Bestien nicht zu folgen wagten.

Da warf Smith die Bücher der Reisebeschreiber in die Steppe. Die Wölfe beschnüffelten die zerfetzten Bände, hielten sie aber für keine passende Nahrung.

Smith suhr nach Newyork, gewillt, dann überhaupt nicht zu sterben.

An der Ecke der 48. Straße zuckte er zusammen einer Bananenschale aus. Die Pneumatiks eines Lastautos drückten ihm den Brustkasten ein.

Tiger, Löwen und Bananenschale

Von Bruno Manuel

„Ehe ich mich am Broadway unter die Räder eines Lastautos werfe, gehe ich lieber in die Wildnis und werfe mich vor die Raubtiere!", sagte der lebensüberdrüssige Bankier wenige Tage nach dem Dollarsturz. „Das wäre ein abenteuerliches Ende und käme entsprechend in die Zeitung."

Er mietete in Brooklyn eine Kabine erster Klasse und fuhr nach Rhodesia, seinem Ende entgegen. Er hatte in den Büchern der Weltreisenden gelesen, wie man dort von Löwen verspeist wird. Derart zu sterben wünschte er.

In Rhodesia gelandet, ging er zum Gouverneur der Kolonie und sprach: „Ich bin der Bankier Smith aus Newyork. Wo wird man hier am vollkommensten verspeist?"

„Sie werden wohl kaum Gelegenheit haben, mein Herr!"

„Und die Gefahren der tropischen Wildnis?"

„Gibt es nur in den Büchern der Forschungsreisenden."

Mit diplomatischer Sachlichkeit berichtete der Gouverneur. „Die Bestien, die darauf lauern, einen Menschen mit Haut und Haaren zu verschlingen, sind erlogenes Zeug. Sie werden nur dem unangenehm, der in ihrer Nähe mit dem Gewehr fuchtelt. Aber es gibt auch heinen Landbriefträger oder Möbelhändler, der nicht ebenfalls unangenehm wird, wenn man in seiner Nähe mit dem Gewehr fuchtelt."

Das wollte Smith auch nicht.

Enttäuscht schiffte er nach Indien weiter. Ueber die bengalischen Königstiger hatte er Entsetzliches gelesen. Wenn nur der zehnte Teil auf Wahrheit beruht, genügte es, eines netten, aufsehenerregenden Todes zu sterben.

Smith ging in Bombay an Land und machte sich auf den Weg ins Innere. Wohin er sah, standen die Hütten der Eingeborenen hart am Rande der Dschungel, darin es von bengalischen Bestien wimmelte.

„Sind denn die Kaffern toll geworden?", dachte er. Jeden Augenblick konnte ein Tiger kommen und Dutzende von Männern, Frauen und Kindern verschlingen. Die Eingeborenen hatten nicht gelesen, was in dem Buch „Im indischen Dickicht" von einem amerikanischen Fachmann über die Gefahren gesagt wird Oder sie haben es gelesen und wollen ihrem Leben ein Ende machen.

Smith betrat eine Hütte, in der neun Kaffern mit gekreuzten Beinen auf den Tod brannten. Er beschwor sie, ihn doch zuerst sterben zu lassen, weil er es sehr eilig habe. Dann bekele er zur Nacht und schlief ein.

Den Morgen sah er bei voller Gesundheit. Empört zählte er die vorhandenen Kaffern. Keiner fehlte.

„Die bengalischen Königsbestien werden keinen Appetit gehabt haben," dachte er und blieb eine zweite Nacht. Er verlegte sein Lager nach dem Eingang der Hütte.

Auch die zweite Nacht überlebte der Lebensmüde unversehrt. Er fragte die Eingeborenen, was denn hier los sei und wie lange sie schon warten. Aber die Eingeborenen verstanden weder die Sprache noch sein Gesuchtel mit den Händen.

Er beschloß, seine appetitanregende Erscheinung den Bestien entgegenzutragen und klatsch, e einem Morgenspaziergang in den Dschungel. Bo kamtlich kommt dort niemand lebend.g heraus. Sämtliche Reisedichtsteller wissen es, und e steht in ihren Büchern.

Im Dschungel raschelt es von Reptilien und Bestien. Smith bekam wahre Prachtexemplare von Königstigern zu Gesicht. Endlich sie ihn der sehen, sprangen sie weg. Noch tiefer in das Dickicht schritt er und begegnete dort zum Entsetzen seiner vielgeprüften Augen einer englischen Pädmick-Gesellschaft, die mitten im Busch frühstückte.

Smith erfuchte sie, umgehend Vernunft anzunehmen. Er machte sie auf die Gefahren aufmerksam. Die Engländer lachten ihn aus und sagten, nicht ein Tiger habe jemals einen Menschen gefressen. Nur die amerikanischen Schriftsteller in ihren Büchern. Sie hätten alles gelesen. Im Dschungel, die sie bei hoher Temperatur beschreiben.

Smith trat zerknirscht die Rückreise über Sibirien an Die kirgisischen Wälder fächelten ihm Hoffnung zu; von Bären zerfleischt zu werden, wäre auch nicht häßlich und beinahe noch ehrenvoll. Aber von Steppenwölfen. Grauenvolles stand darüber in den Reisebüchern.

— — Die Bären verspeisten total.

Aber kurz vor einer Station der Linie Wladiwostock—Swatoje verfolgte ein Rudel Wölfe den Bankierschlitten. Smith bekam vor Freude Herzklopfen. Er befahl dem Kutscher, langsamer zu fahren.

„Sie sind verrückt! Sollen etwa meine Pferde den Bestien ausgeliefert werden?"

„Nicht die Pferde . . . ich, Sie Esel!" schrie der Bankier

„Auf Menschen gehen sie nicht." erwiderte der Kutscher und lenkte in eine Ortschaft, wohin die Bestien nicht zu folgen wagten.

Da warf Smith die Bücher der Reisebeschreiber in die Steppe. Die Wölfe beschnüffelten die zerfetzten Bände, hielten sie aber für keine passende Nahrung.

Smith suhr nach Newyork, gewillt, dann überhaupt nicht zu sterben.

An der Ecke der 48. Straße zuckte er zusammen einer Bananenschale aus. Die Pneumatiks eines Lastautos drückten ihm den Brustkasten ein.

Roman von Ralf Lange

Gewitter im März

5. Fortsetzung

„So," sagte Conrad nachdenklich. „Sagen Sie mal, Herr Prange, was war denn mit dem Wagen los? Der Graf hat ihn doch abschleppen lassen. Das Benzin war wohl alle, was? Dann bleibt natürlich der beste Wagen stehen. Wir brauchen uns nichts vorzumachen, Herr Prange. Der Graf war in Verlegenheit, ich weiß es. Sie haben ihm netterweise mit fünfhundert Mark ausgeholfen. Sie brauchen also mir gegenüber mit Ihren Aeußerungen nicht vorsichtig zu sein."

„Na, dann ist's ja gut," sagte Prange erleichtert und mit einem gewissen Behagen in seinen heimatlichen Dialekt fallend: „Das is durchaus nich ganz dusseliche Geschichte. Ich bin ja jewissermaßen auch Fachmann, wenn auch die neuen Wagen 'n bischen anners sind. Deshalb habe ich die Maschine mal untersucht. Da ich wußte, daß dem Herrn Grafen das Geld ausgegangen war, sah ich gleich in den Tank. Der war noch halbvoll. Benzin konnte es also nicht liegen. Dann nahm ich mir die Kerzen vor. Es war nicht eine verschmiert. Die Zündung funktionierte auch. Nanu, dachte ich, det is doch komisch. Ich setze mich ans Steuer, drücke auf den Anlasser und jebe langsam Gas, und denn brummt der Motor los. Na ja," meinte er nachsichtig lächelnd, „wissen Sie, die herren Herrenfahrer können ja meistens 'n Wagen über die Chaussee laufen lassen, können auch 'ne Kurve schneiden, mit 'ner Zigarette in der linken Hand und so. Sie wissen schon, wie ich's meine —" Er hielt plötzlich inne, er sah, daß Conrads Gesicht merkwürdig ernst war. „Also, alte Herren-Fahrer sind ja nich so," fuhr er einlenkend fort, „es gibt welche, die verstehen wirklich was von Motoren, und wenn sie 'ne Panne haben, dann kriechen sie auch unter den Wagen."

„Haben Sie keine Angst, Herr Prange," beruhigte ihn Conrad, „ich fühle mich nicht getroffen. Ich bin Flieger, meine Maschine ist hier in einem Gerätsschuppen. Wenn ich sonst nichts verstehe, aber von meinem Motor, da verstehe ich was."

„Donnerwetter, Flieger sind Sie?", sagte Prange voller Ehrfurcht. „Soweit habe ich es leider nicht gebracht. Das war im Feld immer mein Wunsch gewesen. Aber mein Kolonnenführer sagte: „Bleiben Sie mit den Beinen auf der Erde, Prange, es stirbt sich viel ruhiger." Er wollte mich nicht wegla.sen, das war es. Na, nun ist es zu spät."

„Lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, Herr Prange. Fliegen ist sehr schön, eine Kurvelei mit einem schneidigen Gegner ist noch schöner, aber mit dem Fliegen Geld verdienen, das ist nicht schön. Ich finde, man darf aus der Leidenschaft keinen Beruf machen. Bleiben wir jetzt auf der Erde, wie Ihr Kolonnenführer sagte. — Der Motor brannt also an, es war demnach alles in Ordnung. Oder blieb er dann stehen?"

„Nein, ich habe ihn zehn Minuten laufen lassen. Ich habe auch nichts weiter daran gemacht, als ich die Herren hierher fuhr," brummte er wie eine Biene.

„Hm. Wirklich merkwürdig," sagte Conrad nur. „Vorsichtig, da kommt der kleine Mann."

Rechtsanwalt von Meier hatte es auf seiner Bank nicht mehr aushalten, er schoß mit etwas vorgestrecktem Kopf heran und begann schon auf halbem Wege zu reden: „Mein Herr, ich möchte Sie warnen!" Er war nun herangekommen. „Gestatten Sie, Rechtsanwalt von Meier. — Was Sie da machen, ist Zeugenbeeinflussung. Herr Prange ist unser Zeuge."

„Dazu kann ich Ihnen nur gratulieren, Herr Rechtsanwalt," sagte Conrad mit einer leichten Verbeugung. „Ich kann mir keinen zuverlässigeren Zeugen vorstellen. Außerdem ist er ein erfahrener Automobilfachmann, wie ich eben festgestellt habe. Wir unterhalten uns gerade über eine seltsame Panne, die ein Bekannter von mir und Herrn Prange hatte. Leider unterbrachen Sie die sehr interessanten Ausführungen des Herrn Prange mit Ihrer etwas reichlich unvorsichtigen Bemerkung, ich beeinflusse Ihren Zeugen."

Der Rechtsanwalt kniff ein Auge zu und bimselte mißtrauisch zu Conrad hinauf.

„Wenn es so ist. dann bitte ich natürlich um Entschuldigung," sagte er ärgerlich.

„Ich glaubte, den Namen Schlehwe gehört zu haben, Herr — wie war doch Ihr Name?"

„Ich heiße Regesa, Herr Rechtsanwalt. Sie haben übrigens richtig gehört, wir haben von Graf Schlehwe gesprochen."

„Also doch," sagte Meier triumphierend.

„Nicht „also doch", Herr von Meier, Graf Schlehwe war der Bekannte, der die erwähnte Panne hatte."

„Stimmt das?" wandte sich der kleine Anwalt mit rotem Gesicht an Prange.

„Das stimmt, Herr Rechtsanwalt. Sie können sich darauf verlassen," sagte treuherzig Prange.

„Herr Prange ist ein zuverlässiger Zeuge, Herr Rechtsanwalt." Conrad lächelte verbindlich.

Herr von Meier sah unsicher von einem zum andern. Er schien zu fühlen, daß er hier irgendwie eine Niederlage erlitten hatte. Aber ganz unverrichteter Sache wollte er das Schlachtfeld doch nicht verlassen.

„Würden Sie mir eine Frage beantworten, Herr Regesa?"

„Gern, wenn ich es kann."

„Was haben Sie mit der Sache Schlehwe zu tun?"

„Nicht das geringste. Ich bin hier nur — wie man diplomatisch sagt — als Beobachter."

„So." Der Anwalt war nun vollkommen enttäuscht. „Ich danke Ihnen." Er machte eine kurze eckige Verbeugung und begab sich eilig zu Irrigl zurück.

„Mißtrauische Leute, diese Juristen," meinte Conrad mehr für sich und sah dem kleinen, hohenden Anwalt nach. „Ich glaube, sie leiden die ganze Menschheit in Schuldige, Noch-nicht-Schuldige und Juristen ein. Vielleicht laufen wir wirklich alle mit einer Schuld umher und wissen es gar nicht," setzte er nachdenklich hinzu.

Prange nickte ein paarmal zu dieser tiefsinnigen Bemerkung. Es war eine höfliche Geste, er war kein Philosoph.

Die Tür des Zimmers 7 öffnete sich mit einem trockenen Knarren. Schlehwe trat groß und aufgereckt heraus, gefolgt von dem Wachtmeister, der prall gefüllt war mit Wichtigkeit und Amtseifer.

Aber es machte nicht den Eindruck, als stände dort ein Häftling mit seinem Wärter, sondern eine Hoheit mit ihrem ergebenen Diener.

Conrad mußte einen Augenblick lächeln, denn die beiden Männer an der Tür erinnerten ihn an eine Szene aus irgendeinem Lustspiel. Doch als sich der Wachtmeister in das Zimmer zurückwandte — anscheinend hatte ihm Lindemann noch etwas zu sagen — und Schlehwe allein und lokgelöst von dem Lustspielstatthut dastand, wurde Conrad plötzlich ernst. Die äußerlich komische Szene offenbarte ihm den Einfluß, den die Persönlichkeit des Grafen auf primitive und lebensunerfahrene Menschen ausüben konnte. Er fragte sich besorgt, ob Schlehwe wohl diese Wirkung kannte, und ob er sie bewußt ausnutzte. Er erinnerte sich seines ersten Eindruckes, den er gestern abend von ihm gehabt hatte. Schlehwe war ihm sofort sympathisch gewesen, aber als er versucht hatte, ihn in einen Beruf einzuordnen, war er auf Schwierigkeiten gestoßen. Vielleicht ist er ein Schauspieler, hatte er gedacht.

Als suche er eine neue Bestätigung für seine beunruhigende Feststellung, sah Conrad zu Irrigl hinüber. Der Bäckermeister betrachtete Schlehwe in einer neugierig-erstaunten Art, als habe er noch nie einen Grafen gesehen, es konnte aber auch sein, als wollte er sich ein Bild von dem Mann machen, dem seine Frau eine große Summe anvertraut hatte. Er prüfte ihn eingehend von unten bis oben, seine Schuhe, seinen elegant braunen Sportanzug, die Hände, die sich in einer lässigen Ungeduld ineinander falteten und wieder öffneten, und den schmalen rassigen Kopf mit den grauen Schläfen.

Conrad fand, daß weder in seinen Bewegungen noch im Ausdruck seines blaßgebrannten Gesichts auch nur die geringste Spur eines Hasses gegen Schlehwe war. Er schien vielmehr mit seiner Musterung sehr zufrieden zu sein, er nickte vor sich hin, als wollte er sagen: ja, ja, ich verstehe, er ist ein fabelhafter Kerl.

Nur der Rechtsanwalt von Meier hatte ein undurchdringliches Gesicht. Er sah starr an dem Grafen vorbei in das Zimmer 7, als suche er dort etwas. Schlehwe schien für ihn nicht zu existieren.

Conrad hatte das Gefühl, als wenn diese vollkommene Ignorierung ein bewußt aufgerichteter Wall war, mit dem der Jurist sich gegen den Menschen in ihm schützte. Ihm imponierte diese Abwehrgeste trotz seiner vor wenigen Augenblicken geäußerten Meinung über die Juristen.

Der Wachtmeister schloß die Tür und kam mit Schlehwe heran.

Conrad ging ihm entgegen. Mit einem gewinnenden Lächeln reichte Schlehwe ihm beide Hände.

„Vielen Dank, Herr Regesa, daß Sie sich Fräulein Schultheß in so selbstloser Weise angenommen haben. Da ist ja auch Herr Prange. Grüß Gott." Er gab Prange ebenfalls die Hand. Er tat nicht so, als stände er in dem Korridor eines Polizeireviers unter der Bewachung eines Beamten, belastet mit einem schimpflichen Verdacht, sondern er benahm sich frei und sicher wie ein Mensch, dessen Unschuld sich herausgestellt hat, der nun seine Gnade auf seine Umgebung verströmt und zu verstehen geben will, ich trage euch nichts nach, wenn ihr mich auch verdächtigt habt.

Conrad kämpfte heftig gegen ein aufsteigendes Unbehagen. Er hatte sich Schlehwe nach dem Verlassen des Zimmers 7 ganz anders vorgestellt. Er nahm sich zusammen und dachte an seinen Vorsatz, Christa und Schlehwe beizustehen, wo es nötig war. Dazu brauchte er Klarheit.

„Darf ich Graf Schlehwe einen Augenblick allein sprechen, Herr Wachtmeister?", wandte er sich kurz entschlossen an den Beamten, der sich sichtlich überflüssig vorkam.

Der Wachtmeister machte sofort ein wichtig-ernstes Gesicht, er wurde sich seiner Bedeutung wieder bewußt. Nach einer Weile scheinbar angestrengten Ueberlegens sagte er: „Ich habe keine Bedenken. Vielleicht gehen Sie ein paar Schritte zur Sparkasse hinunter. Ich muß Sie natürlich im Auge behalten."

Als Conrad mit Schlehwe vor der ersten Tür mit der farbenfrohen Einfassung angelangt war, blieb er stehen.

„Graf Schlehwe, ich muß Ihnen sagen, daß ich mich nicht mehr an meinen Auftrag gebunden fühle. Ich möchte Fräulein Schultheß und Ihnen helfen, soweit es in meinen Kräften steht."

„Weshalb möchten Sie uns helfen?" fragte Schlehwe und sah ihn mit einem liebenswürdigen Lächeln an.

Conrad fühlte sich eine Sekunde unsicher. Dieses Lächeln irritierte ihn, es war unecht, es war ebenso unecht wie der besorgte Ton Koerbers, als er von der Verantwortung für sein Mündel sprach. Dieses Lächeln sollte das Mißtrauen verbergen, das hinter der Frage lauerte.

„Nehmen Sie an, Herr Graf", sagte Conrad langsam und jedes Wort betonend, „daß es die Sorge um das weitere Schicksal eines im Leben gänzlich unerfahrenen und daher aller menschlichen Schlechtigkeit preisgegebenen jungen Mädchens ist."

Schlehwe wich seinem klaren Blick aus und schwieg.

„Ich habe den Eindruck gewonnen", fuhr Conrad in ruhigem Tone fort, „daß Fräulein Schultheß großes Vertrauen zu mir hat. Dieses Vertrauen verpflichtet mich, auch gegen meinen Kriegskameraden, ihren Vormund, Stellung zu nehmen. Ich bitte Sie, Graf Schlehwe, mir das gleiche Vertrauen zu schenken, nur dann glaube ich, Ihnen beiden wirklich helfen und nützen zu können."

„Verzeihen Sie, Herr Regesa. Ich hatte einen häßlichen Verdacht. Ich gebe es zu. Hier haben Sie meine Hand. Ich vertraue Ihnen."

Conrad umspannte seine Hand mit einem festen Druck, den Schlehwe nicht erwiderte.

„Dann bitte ich Sie, mir gegenüber ganz offen zu sein. Betrachten Sie mich als Ihren Freund."

„Ich werde es versuchen, Herr Regesa. Bedenken Sie, daß Sie mir noch sehr fremd sind. Was möchten Sie von mir wissen?"

Es fiel Conrad plötzlich schwer, von dem zu sprechen, was ihn bedrückte. Er fand sich anmaßend und indiskret vor. Mit welchem Recht drängte er sich in das Vertrauen dieses fremden Mannes?

Das Räuspern des Wachtmeisters mahnte ihn an die Situation. Er mußte die wenigen Minuten ausnutzen, um Klarheit zu schaffen.

„Wußten Sie, daß Fräulein Schultheß vermögend ist?"

Conrad sah, wie Schlehwe stutzte. „Sagen Sie mir bitte die Wahrheit, es hängt viel davon ab."

„Ich wußte es", sagte Schlehwe leise.

„Von wem?"

„Von meiner Kusine Ursula. Sie erzählte mir, daß man im Sacré Coeur von Christa immer als von einem sehr reichen Mädchen gesprochen habe."

Conrad senkte einen Augenblick den Kopf. Er hatte diese Antwort erwartet, aber nun sie ausgesprochen war, traf sie ihn schwer.

„Die Nonne war Lindenberg war also von Ihnen beabsichtigt?" sagte er, sich mühsam beherrschend.

Schlehwe nickte. Sein Gesicht hatte plötzlich einen geeinalten Ausdruck. „Bitte, fragen Sie sehr nichts mehr, Herr Regesa."

„Ich muß Ihnen etwas mitteilen und dann noch eine einzige Frage an Sie richten. Der frühere Vormund Fräulein Schultheß' hat sich an dem Tage erschossen, an dem ihn das Telegramm erreichte. Der neue Vormund ist mein ehemaliger Kriegskamerad Doktor Koerber. Ich habe heute vormittag mit ihm telephoniert und aus dem Gespräch den Eindruck erhalten, daß zwischen dem Selbstmord und zwischen dem Telegramm ein Zusammenhang besteht. Ich habe die Befürchtung, Graf Schlehwe, daß Fräulein Schultheß jetzt arm ist. Bedeutet Ihnen das arme Fräulein Schultheß genau so viel wie das reiche?"

Conrad starrte auf Schlehwes Hyppen. Er wagte nicht, ihn anzusehen.

Schlehwe schwieg. Es war ein Schweigen, das Conrad glaubte nicht lange ertragen zu können. Er fühlte, wie seine Handflächen feucht wurden.

Endlich begann Schlehwe zu sprechen. Seine Stimme klang gepreßt und ein wenig heiser.

„Mir bedeutet Christa genau so viel wie vorher, Herr Regesa. An dem ersten Abend in Lindenberg wurde mir nämlich bewußt, daß ich Christa wirklich liebte, und als ich ihr erzählte, daß ich für sie und für mich ein neues Leben aufbauen wollte, habe ich mit keinem Gedanken mehr daran gedacht, daß sie vermögend ist. Ich schämte mich meines Planes, mir mit ihrem Geld eine Existenz zu schaffen, ich machte mir heftige Vorwürfe, daß ich sie in eine Situation gebracht hatte, die auch ein nicht voreingenommener Mensch als zweideutig ansehen mußte. Ich weiß nicht, ob Sie mir glauben können, Herr Regesa, ich möchte es gern, weil Christa zu Ihnen ein großes Vertrauen hat. Ich habe viele Frauen gekannt, ich habe auch geglaubt, sie zu lieben, aber ich habe sie schnell vergessen, sie waren zu verschwenderisch in ihrer Liebe. Keine hat mich jemals so vollkommen ausgefüllt und in einer stillen und tiefen Art so glücklich gemacht, wie dieses junge, unberührte Menschenkind, das so scheu und zart in seiner Liebe war."

Er hielt inne und sah fragend auf Conrad.

Conrad hatte den Kopf gesenkt. Er flammerte sich an den einen Gedanken, daß seine Stiefel ungeputzt waren, daß sie eigentlich schauderhaft aussahen. Dieser Gedanke — so glaubte er — bewahrte ihn davor, seine Haltung zu verlieren. Als er nun Schlehwes Stimme nicht mehr hörte, fuhr er auf und sah in sein Gesicht. Er sah darin den Schatten eines angstvollen Ausdrucks, fühlte sich irgendwie dafür schuldig und murmelte: „Verzeihen Sie!"

Schlehwe blickte verlegen an ihm vorbei und suchte nach abschließenden Worten. Er sah noch einmal seine ganze Haltung glaubhaft und verständlich machen konnten. Aber er fand sie nicht, und so sagte er, sich gewisser-

Nacht im Juni

Die hellen Mondnächte,
Die gehen über Land,
Wer da durch Wiesen wandert,
Dem streicheln Gräser die Hand.

Der Tau vom lieben Abend
Löscht alle Sommerglut
Und tut den weißen Blumen
Zum letzten Schlafen gut.

Noch eh der Morgen dämmert
Sind sie zu Tod verletzt -
Ich seh' im Schein des Mondes
Ein Bauernkind, ein blondes,
Das schon die Sichel wetzt.

Albrecht Goes

machen entschuldigend: „Ich bin nicht mehr jung, Herr Regesa, die erste große Liebe meines Lebens ist sehr hart nekommen, vielleicht ist es die letzte. Um diese letzte Liebe muß ich kämpfen, weil mein Leben davon abhängt, weil sie mir allein die Kraft gibt, aus einem ruhelosen Abenteurer einen nützlichen und geschätzten Menschen zu machen. Hoffentlich dauert es nicht zu lange, sonst — fürchte ich — ist es zu spät", setzte er leise hinzu.

„Es wird nicht zu hät sein, Fräulein Schultheß wartet auf Sie", sagte Conrad bestimmt und reckte sich auf. Er hatte die Erschütterung über Schlehwes Bekenntnis überwunden. Die letzte leise Hoffnung, über die er sich selbst nicht klar zu werden gewagt hatte, war eben endgültig erloschen. Er sah nun seinen Weg klar vor sich.

„Was werden Sie zunächst beginnen? Haben Sie sich bereits einen festen Plan gemacht?" fragte er sachlich.

„Das habe ich. Aber ich muß erst frei sein, Herr Regesa".

„Allerdings. Ich fürchte nur, daß es nicht so schnell gehen wird. Lindemann sagte, daß Sie heute nach Memmingen gebracht werden sollen, bis von der Berliner Staatsanwaltschaft eine weitere Verfügung kommt. Sagen Sie mir ehrlich, Graf Schlehwe, sind Sie in dieser Sache mit Frau Irrigl schuldig oder nicht?"

Schlehwe schwieg einen Augenblick. „Erlassen Sie mir die Antwort, Herr Regesa", sagte er dann mit abgewandtem Gesicht. „Ich will den Lebensabschnitt, in dem das geschehen ist, abschließen. Seien Sie überzeugt, daß mein erster Gang nach Berlin geht, diese Angelegenheit aus der Welt zu schaffen."

Der Wachtmeister räusperte sich. Conrad wunde sich um und sah, daß er langsam näher kam.

„Hoffentlich gelingt es Ihnen", sagte er hastig zu Schlehwe. „Sie dürfen keine alte Last mit in das neue Leben nehmen. Sie dürfen es um Fräulein Schultheß willen nicht tun."

Schlehwe nickte. „Ich muß frei sein, Herr Regesa. Dann ist alles gut. Ich muß mit meinem Onkel, dem Schwager meiner Mutter, sprechen, er ist ein reicher Junggeselle. Er wird mir sicher helfen."

Ehe sie der Wachtmeister erreichte, fragte Schlehwe leise: „Was werden Sie und Christa zunächst tun?"

„Da die Verhandlung gegen Sie in Berlin sein wird, ist es wohl das beste, wir fliegen heute oder morgen dorthin."

„Aber Sie gehen doch nicht zu Christas Vormund?"

„Doch, aber ich werde allein zu ihm gehen."

„Gott sei Dank." Dann trat er plötzlich ganz dicht an Conrad heran. „Wenn etwas Unvorhergesehenes passieren sollte, dann wenden Sie sich an Fräulein Charly." Er flüsterte Conrad den Namen einer Bar in der Joachimsthalerstraße zu.

Dann stand der Wachtmeister neben ihnen. „Meine Herren, die Zeit ist um", sagte er in einem dienstlichen Tone. „Kommen Sie, Herr Graf."

„Noch eine Sekunde, Herr Wachtmeister. Ich will Graf Schlehwe nur noch meine Berliner Adresse geben." Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb die Adresse darauf und reichte es Schlehwe. „Bitte, für alle Fälle. — Auf Wiedersehen, Herr Graf."

„Grüßen Sie Christa noch einmal."

„Das werde ich tun." Er sah Schlehwe nach, der mit dem Wachtmeister den Korridor hinunterging, bis sie in dem letzten Zimmer des Sparkassenbereichs verschwanden. Es gab hier wohl kein anderes Gewahrsam.

„Nun beginnt für mich ein neues Leben", dachte er.

Es lag vollkommen dunkel vor ihm, es gab vorläufig nur ein Ziel darin, das Glück Christas. Der Gedanke daran bereitete ihm einen leisen Schmerz.

Dann drehte er sich um und ging mit festen Schritten zu Prange zurück. Es waren die ersten Schritte in das neue Leben.

„So, Herr Prange, jetzt wollen wir noch ein paar Worte miteinander reden. Was wird mit Schlehwes Wagen?"

„Den muß ich wohl der Polizei übergeben."

„Darüber werde ich einmal mit Inspektor Lindemann sprechen. Wenn es der Fall ist, so bitte ich Sie, doch im Laufe des Tages in den „Goldenen Adler" zu kommen, damit ich die Angelegenheit regle. Wenn Sie es einrichten können, bringen Sie doch auch die beiden Herren dorthin, sie werden schließlich einmal Hunger kriegen. Ich möchte nämlich mit dem Herrn Irrigl unter vier Augen sprechen."

„Wird gemacht, Herr Regesa. Ich komme bestimmt."

Conrad verabschiedete sich von ihm und ging in das Zimmer 7.

„Da sind Sie ja", empfing ihn Lindemann. „Wo haben Sie denn gesteckt? Fräulein Schultheß traute sich nicht allein hinaus. Sie scheint keinen Schritt mehr ohne Sie tun zu wollen."

Christa war von ihrem Stuhl aufgestanden. Conrad sah forschend in ihr Gesicht. Es war ruhig und voller Vertrauen.

„Ich habe mich noch einen Augenblick mit Graf Schlehwe unterhalten. Die Unterhaltung hat mich sehr beruhigt. Ich glaube, wir brauchen uns um sein Schicksal keine Sorgen zu machen. Diese ganze unselige Geschichte wird von ihm sehr schnell erledigt werden."

Conrad sah Lindemann fest an, der ihn auch sofort verstand. Er senkte den Kopf und meinte: „Davon bin ich auch überzeugt, Herr Regesa."

„Es ist schön, daß Sie so gut von Lutz denken", sagte Christa freudig. „Jetzt werde ich mit Ihnen auch nach Berlin fahren."

„Fliegen, nicht fahren, Fräulein Schultheß", verbesserte Conrad lächelnd. „Sonst Sie nie zu einem Flieger, daß Sie mit ihm fahren wollen. Er wird Sie nie wieder ansehen."

„Ich werde also noch Berlin fliegen. — Aber ich habe ein bißchen Angst — nein, ich habe doch keine Angst. Mit Ihnen nicht."

„Bravo", sagte Lindemann und klatschte.

Conrad erkundigte sich noch nach dem Wagen Schlehwes und erfuhr von Lindemann, daß er tatsächlich polizeilich beschlagnahmt sei und vorläufig hier bleiben müsse, bis Graf Schlehwe frei sei.

„Dann können wir also gehen, Herr Inspektor."

„Das können Sie. Ich habe mich inzwischen telephonisch mit Schloß Rothenberg in Verbindung gesetzt und die Angaben Fräulein Schultheß' bestätigt erhalten. Fräulein Schultheß hat übrigens mit ihrer Freundin Ursula ein paar Worte gesprochen. Aber das wird sie Ihnen in Ruhe erzählen".

Conrad reichte Lindemann die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Inspektor. Sie haben sich um die deutsche Polizei ein großes Verdienst erworben."

„Wieso denn?"

„Ich halte sie von jetzt ab für die anständigste Behörde der Welt."

Lindemann lachte. „Die deutsche Polizei wird Ihre anständige Meinung entsprechend zu würdigen wissen." Dann gab er Christa die Hand. „Da wir einmal bei den Komplimenten sind, Fräulein Schultheß, ich halte es für ein großes Glück, daß Ihnen bei Ihrem ersten Ausflug in die Welt ein so anständiger Kerl wie Herr Regesa zur Seite steht. Für Ihre Zukunft wünsche ich Ihnen alles Gute."

Conrad nahm Christas Hand und zog sie hinaus. „Sonst stehen wir heute nachmittag immer noch hier und beteuern uns gegenseitig, was für anständige Menschen wir doch eigentlich sind."

Und innerlich schimpfte er über sich, weil er immer noch bei den unpassendsten Gelegenheiten einen roten Kopf bekam.

6. Kapitel.

Das Mittagessen verlief in guter Stimmung.

Christa aß mit großem Appetit, sie erzählte Jungmädchenstreiche aus dem Sacré Cœur und lachte über die derben Worte Conrads, mit denen er den kleinen runden Herrn von Meier, den angriffslustigen August Irrigl und den eifrig-wichtigen Wachtmeister bedachte. So erfuhr sie in einer angenehmen und gar nicht beunruhigenden Art einen Teil dessen, was sich auf dem Korridor zugetragen hatte.

Conrad wurde immer ausgelassener und steckte schließlich Christa so sehr mit seiner jungenhaften Fröhlichkeit an, daß sich ihr blasses Gesicht vom Lachen und der Freude rötete, und ihre Bewegungen gelöster und beinahe ausgelassen wurden. Sie nippte nicht mehr von dem milden Landwein, den Conrad bestellt hatte — dies sei eine Lebenswohltat, für die sie sich weder Milch noch Wasser gezieme, sagte er in einem scherzhaft feierlichen Tone — sondern sie trank wie Conrad in großen Schlucken.

Ein ganz neuer Mensch drang gleichsam von innen heraus durch Christas Haut und nahm von ihr Besitz. Conrad betrachtete sie eine Weile verstohlen und mißtrauisch, denn er fürchtete, dieses neue Wesen und Aussehen sei eine verkrampfte Verzerrung, hervorgerufen durch den ungewohnten Alkohol, oder eine fürsitlich realtierte Nutzerregtheit, die eine im Tie auftretende Bitterkeit gewaltsam unterdrücken sollte.

Aber an gewissen Kleinigkeiten — einer naiven Frage nach entlegenen und abseitigen Dingen aus seinem Leben, zum Beispiel, ob er schon einmal eine Frau gern gehabt habe, oder der fast ernsthaft-fraulichen Art, mit der sie sich seiner verrutschten Krawatte annahm — daran merkte er, daß jetzt ihre ganze mädchenhafte Natürlichkeit zum Durchbruch kam, die ein streng geregeltes Leben in der Abgeschiedenheit schon von früher Kindheit an niedergehalten hatte.

Er fand schließlich die richtige Bezeichnung für diese erstaunliche Aenderung: sie hat zum ersten Male in ihrem Leben Ferien, und fühlte dunkel, daß er mit diesem Satz eigentlich eine großartige Weisheit gesagt hatte. Jedenfalls war er mit sich und der neuen Christa außerordentlich zufrieden.

Er hob sein Glas und stieß mit ihr an. „Sie sind das fabelhafteste Mädchen, das mir je unter die Augen getreten ist", sagte er in dem gespreizten Ton, mit dem die raubeinigen Feldsoldaten draußen über eine aufkeimende rührselige Stimmung zu reden pflegten. „Auf Ihr gesegnetes Wohl, mein Fräulein."

Christa lachte, sie hatte glänzende Augen, sie hörte nicht auf zu lachen, sie befreite sich mit diesem Lachen von der letzten Fessel eines herkömmlichen Lebens und sagte dann plötzlich: „Sie sind ein furchtbar ulkiges Huhn."

Conrad setzte erschrocken sein Glas auf den Tisch, so unmöglich klangen diese Worte aus ihrem Mund. Obwohl er selbst sich gern solcher Redewendungen bediente, störten sie ihn bei Christa, sie entwürdigten sie nach seiner Meinung.

„Mein Gott, was ist denn das für ein Jargon? Wenn das einer hört, sollte er meinen, Sie wären in einer Studentenkneipe groß geworden."

Christa fühlte die Zurechtweisung, die in den scheinbar scherzhaften Worten lag. Sie sah ihn angstvoll an und griff nach seiner Hand.

„Bitte, nicht böse sein. Das ist wohl etwas sehr Schlechtes, was ich da gesagt habe. Ich wußte es doch nicht. Eine Pensionärin nannte ihren Bruder, der Student war, immer so. Ich fand das herrlich und habe mir heimlich immer einen Bruder gewünscht, von dem ich auch so etwas sagen konnte."

„So ist das", sagte Conrad beruhigt. „Einen Bruder möchten Sie gern haben. Muß er unbedingt ein ulkiges Huhn sein?"

„Nein", meinte Christa kleinlaut und bemühte sich mit Hingebung, ein Streichholz in möglichst kleine Teile zu zerlegen.

Conrad sah nachdenklich auf ihr schlichtgescheiteltes Haar. Bruder und Schwester ist immer noch besser als Onkel und Nichte, dachte er. Ehe er es hindern konnte, seufzte er auf. Er war darüber sehr erschrocken, er rettete sich aus diesem Schreck in einen künstlichen Hustenanfall, der bedrohlich echte Ausmaße annahm.

„Ja, ja, das alte Brustleiden", sagte er lachend nach dem letzten tiefen Atemzug, schlug ein paar Mal gegen die Brust und rückte seinen breiten Oberkörper auf. „Also, Christa, kleines Schwesterlein", Christa hob ihr Glas und sagte zaghaft: „Conrad." Sie kam sich vor dem großen, mächtigen Bruder klein und unscheinbar vor. Conrad verfiel sofort in einen lauten brüderlichen Ton: „Jetzt geht es aber ins Bett, Christa, und zwar auf dem schnellsten Wege. Sie haben nämlich einen ganz kleinen Schwips, der muß ausgeschlafen werden. Wir brauchen heute noch klare Köpfe. Ich werde jetzt mit Toni ein paar Runden fliegen, dann bin ich auch wieder munter."

Gehorsam stand Christa auf.

„Ich bin wirklich ein bißchen müde." Sie sah sie und reichte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen, Conrad."

„Auf Wiedersehen, Christa. Angenehme Ruhe."

„Danke."

Sie ging eilig durch die Gaststube, als fliehe sie vor etwas. An der Tür drehte sie sich noch einmal um und sagte: „Grüßen Sie den Toni von mir."

„Das werde ich gern tun, Christa."

Dann schloß sich die Tür. Eine Weile knarrten Treppenstufen, sie knarrten zögernd und in nachdenklichen Pausen, bis es still war.

Conrad erhob sich, zog die Lederjacke an und ging in den Kuhstall. Es dauerte eine geraume Zeit, bis er sich an das dämmrige Licht gewöhnt hatte. Dann entdeckte er auf einem Heubündel den schlafenden Toni. Sein Mund stand halb offen, ein Arm lag unter dem Kopf, auf dem Gesicht war ein Ausdruck der Enttäuschung stehen geblieben.

Conrad betrachtete eine Weile den schlafenden Jungen. Welch ein Glück, daß man ihn zu einer großen Freude erwecken. Ein merkwürdiges Geräusch ließ ihn sich umdrehen. Unter dem kleinen Fenster saß Wastl und zog an einer kalten Pfeife. Der Schalk tanzen stand neben ihm, auf seinen Knien hielt er einen Atlas, sein verkrümmter Zeigefinger fuhr um Erdteile und über Meere. Manchmal blieb er stehen, dann nickte Wastl vor sich hin, und wenn er wieder weiterfuhr, gab die Pfeife sauchende Geräusche von sich.

Er reist, dachte Conrad, trat näher und schlug ihn auf die Schulter.

„Ja", sagte Wastl und ließ sich nicht stören. Er segelte gerade um Australien herum.

„Marst du da schon?" fragte Conrad.

„Dreimal", murmelte Wastl und trat die Reise über den Stillen Ozean an. Es schien keine Unterbrechung mit ihm möglich zu sein.

„Toni, Toni", rief Conrad. „Aufstehen".

Toni fuhr auf, starrte ihn an und rieb sich die Augen. Als er sich endlich davon überzeugte, daß das da wirklich der Flieger war, sprang er auf, gab Conrad die Hand und nahm Wastl den Atlas weg.

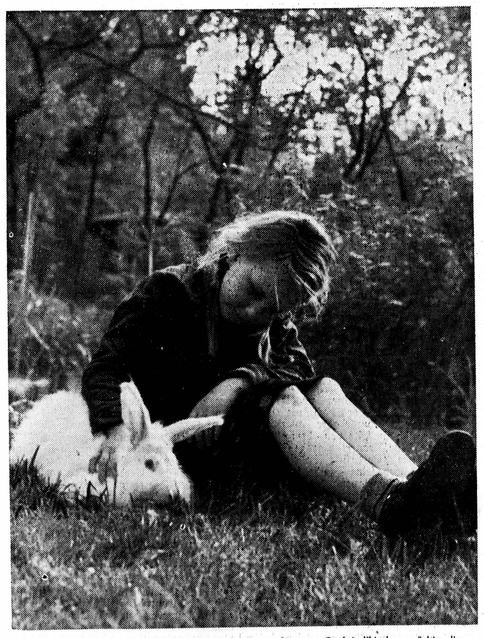
„Jetzt werden wir Kurven drehen, Wastl", sagte Toni mit ernstem Gesicht und schob den Atlas in den Manzen. „Du mußt mitkommen, du mußt es sehen, sonst glaubt es mir keiner." Das leuchtete Wastl ein, er erhob sich sofort.

Drei Männer verließen den Kuhstall und begaben sich mit entschlossenen Mienen auf die gefährliche Expedition.

In Conrad tobte eine unbändige Lust, etwas Unsinniges zu tun. Er war jetzt stärker als Toni, der mit geradezu gerichteten Männerblick und übergroßen Schritten neben ihm herging.

Als sie die „Motte" aus dem Gerätschuppen geholt hatten, ging Conrad prüfend um die „Motte" herum. Toni folgte ihm wie ein Schatten. „So, jetzt geht's los, Toni", sagte Conrad und wollte Toni in den zweiten Sitz helfen. Doch das lehnte Toni ab.

(Fortsetzung folgt)



Mit dem Häschen spielen, das macht Spaß. Tausenden von Großstadtkindern möchte die NSV. solche Freuden vermitteln. Macht auch ihr ein Kinderherz froh und meldet der NSV. einen Freiplatz!

Ein Lied von Heldentaten und Tragödien

Fritz H. Chelius

Erstürmer der Gipfel

1. Fortsetzung

150 Jahre Kampf um die Berge der Welt

Der Augenblick des Glücks

Ein „kleiner Käfer" erspäht den Ortler

Die Kunde von der Eroberung des Mont Blanc ging wie ein Lauffeuer durch Europa und begeisterte alle Freunde der Bergwelt. Nun war der Beweis erbracht daß auch die höchsten Berge der Alpen zu erzwingen wären, daß keine Geister und Gnomen die Berggipfel schützten, und daß es lediglich auf die Kühnheit der Bergsteiger und das Glück, den rechten Weg zu finden, ankäme. Es geht vertiefte sich dieser Eindruck, als im Jahre 1787 der Bezwinger des Mont Blanc Jacques Balmat, die Besteigung wiederholte und den geistigen Urheber dieses Sieges, den Genfer Professor de Saussure auf die Spitze führte. Das war der Augenblick, wo der Chevalier de Montblanc — das war der Adelstitel Balmats — dem Genfer Idealisten die Siegespalme überreichen konnte.

In den folgenden Jahren fand sich auch ein Kreis von Wissenschaftlern, Naturforschern und Bergsteigern zusammen, die sich die Eroberung der östlichen Alpenhälfte zum Ziel setzte. Hier war es vor allen Dingen der Groß-Glockner, dem der Hauptinteresse galt. Die Versuche, diesen Berg zu erobern, reichen im Grunde weiter zurück, als der Gedanke der Eroberung des Mont Blanc; schon 1779 war der französische Arzt und Naturforscher Hacquet bis unter die Eisberge des Brenners, zum Möllkall gekommen. Auch Salzburg von Hohenwart, Pomberr von Durch und Hofrat Hartit hatte sich mit diesem Gedanken getragen und geschrieben: „Noch ist nichts bekannt, ob jemand diesen Berg bestiegen hatte und man man seinen höheren, sehr scharf zugespitzten Kegel betrachtet, so scheint es kaum möglich; die dortigen könnten hoch jedoch noch so unerschrocken Saussure zurückscheuen." 1791 schon war er bis zur Pasterze vorgedrungen.

Drei Jahre später als der Mont Blanc, am 21. Juni 1799, machten die Gebrüder Klotz aus Feldgenblut einen Erkundungsvorstoß und erreichten am Rande des Leiterkiefes eine Wochhütte, die erste alpine Unterkunftshütte der Welt. Wenige Wochen später, am 23. August, wurde von 10 Personen ein weiterer Vorstoß unternommen, der aber nicht ganz zum Ziele führte. Am 23. August erreichten die Gebrüder Klotz den Gipfel des Kleinglockners und ein Jahr später unternahm eine Expedition von 62 Personen den letzten Ansturm. Am 29. Juli 1800 mußte sich auch der Großglockner besiegt erklären. Die Gebrüder Klotz, der Pfarrer Horrasch von Döjach und zwei Einheimische waren die ersten Menschen, die auf den Gipfel des Großglockners standen, wo sie ein Kreuz errichteten.

In der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts mußte denn einer nach dem anderen der großen Alpengipfel vor den Menschen kapitulieren. Wenn man heute nach der Payerhütte in der Ortlergruppe kommt, findet man dort ein Dokument, das in der Geschichte der alpinen Forschung einzigartig dasteht, weil es verkündet, wie Julius von Payer, der spätere berühmte Grönlandforscher zum Bezwinger des Ortlers wurde. Es trägt die Ueberschrift: „Der Augenblick des Glücks", und beginnt mit den Worten: „Der Mensch ist ein Käfer, ein ganz elender kleiner Käfer; und wenn er mächtig ist, sehr mächtig, dann ist er ein Käfer mit lackierten Flügeln."

Nun folgt eine Schilderung, die festgehalten zu werden verdient.

Julius Payer war am 1. September 1841 in Schönau bei Teplitz geboren worden und widmete sich der militärischen Laufbahn. Kaum zehn Jahre alt, verließ er die Realschule in Salzburg, um in das k. k. Kadetteninstitut in Lobzowa bei Krakau einzutreten. Dann besuchte er die k. k. Militärakademie in Wiener Neustadt und wurde 1859 als Unterleutnant II. Klasse dem 30. Infanterieregiment zugeteilt. 15 Jahre lang hatte er nun Aussicht, Leutnant zu sein mit 36 Gulden Monatsgehalt. Er war wirklich ein ganz kleiner Käfer. Aber Payer fühlte nicht die geringste Lust in sich, diese 15 Jahre katenlos verstreichen zu lassen; abzuhelfen war dem nur durch Wagemut oder durch Glück. Den Wagemut brachte er selber auf, und das Glück reichte ihm die Hand, wie es nur selten einem Menschen geschieht.

Im Jahre 1861 stand er in Verona in Garnison. Die Lage des Exerzierplatzes brachte es mit sich, daß er dauernd die Berge vor sich hatte und der Glockner sowie die Admellogruppe schienen ihn geradezu zu winken. Wie konnte sich ein junger unternehmungslustiger Mann einem solchen Reiz entziehen? Gewiß, mit 36 Gulden Monatsgehalt konnte man keine großen Sprünge machen, aber wenn man einen eisernen Willen hat, ist es doch möglich, einige Gulden auf die Seite zu bringen, mit denen man etwas unternehmen kann. Leutnant Payer führte diesen Beweis. Er lebte von trockein Brot, um sich das Geld zu erübrigen, während des Urlaubes durch die Berge streifen zu können. Er hatte sich Petermanns geographische Mitteilungen zugelegt und studierte besonders eindringlich den Abschnitt der Adamellogruppe. Bald hatte er herausgefunden, daß diese Karten falsch waren, und nun erwachte in ihm der Plan, neue Karten herzustellen, die den tatsächlichen Verhältnissen entsprachen. Für einen so kleinen Käfer ein immerhin bemerkenswertes Ziel.

Drei Jahre lang hatte er gespart, und als er 1864 glücklich 120 Gulden zusammen hatte, schienen sie ihm gerade ausreichend, die Adamellogruppe zu durchwandern und das Gebiet herzugraphisch aufzunehmen. Er setzte seinen Plan auch in die Tat um, mit dem Zeichenstreifzug dieses Gebietes über Trione-Trient nach Venedig zu gelangen, das seine zukünftige Garnison sein sollte.

Da streckte ihm das Glück ganz plötzlich und unerwartet beide Hände entgegen. Er hatte seine Urlaubsmöglichkeit gerade beendet, als er in Trione einen Major traf, der früher bei seinem Regiment gestanden hatte und ihm damals nicht recht gewogen gewesen war. Aber wider Erwarten war dieser Major, der nun in Trione kasteiert war liebenswürdiger [illegible] und sah ihn sogar ein, sein Gast zusein und bot ihm zu übernachten. Aber lassen wir Payer diese Geschichte selbst weiter erzählen.

„. . . das war sehr schön von dem Major; man sieht, das Glück gab sich Mühe, sich mir zu nähern. Der Abend verlief unter Gesprächen, wie sie sich für einen Major schicken, der sich in Gesellschaft eines Leutnants befindet; — eines schüchternen Leutnants! O, diese Schüchternheit! Sie kommt davon her, wenn man andere zu sehr achtet! Der Major hatte jetzt einen blauen Kragen, früher einen roten, wie ich selbst. Doch im Augenblick hatte ich gar keinen Kragen, ich trug ein Jägergewand vom Gebirge her, von Nachtlagern im ebenen Bacio Mantron völlig abgewelkt.

Ich sagte dem Major Adieu, früh wollte ich mit dem biederen Stellwagen nach Trient zur Bahn. Neben Bauern saß ich schon im Wagen, da kam der Major nochmals eilends herbei und reichte mir ein Fläschchen hinauf: „mit Forellen für seine Exzellenz, den General von Kuhn in Trient". Ich möchte die Güte haben, sie abzugeben. Als ich nun das Fläschchen ergriff, da hatte ich freilich, ohne es zu wissen, das Glück in der Hand. In Cumano, halbwegs, gab ich dem Glück. das heißt den Fischen, frisches Wasser, und nachmittags stand ich in Trient vor Kuhn, den ich vorher nie gesehen hatte. Ich fand den General auf dem Gang, er in Hemdsärmeln, ich in der abgenutzten Kleidung als Chasseur. Ich stellte ihm die Fische vor, und mich selbst. Das Gespräch, welches nun folgte, war nicht ein solches, wie es sich für einen General schickt, der mit einem Leutnant spricht, sondern es war geradezu revolutionär!

„Was machen Sie hier?"

„Ich reise nach Venedig und komme vom Adamellogebirge."

„Was haben Sie dort gemacht?"

„Eine neue Karte."

„Waaas? Eine neue Karte? Wo ist sie?"

Ich eilte ins Hotel zurück, und eine Stunde darauf stand ich wieder vor Kuhn, mit der Karte. Der General hatte jetzt einen goldenen Kragen; ich war noch immer à la Chasseur gekleidet, leider auch mit lärmenden Bergschuhen, deren Nägel in den Parkettboden eingriffen. Da gabs kein Ausgleiten.

„Das haben Sie gemacht? Aus eigenen Mitteln?"

„Ja, Exzellenz."

„Sind Sie reich?"

„O, nein, ich lebe von meiner Gage."

„Wie ist das möglich?"

„Ich spare, ich esse nur Brot."

„Da bewundere ich Sie und bemitleide Sie. Freilich, bei uns hat man für die Wissenschaft kein Geld."

Kuhn war ein genialer, hochgebildeter General, der explosiv sein konnte wie ein Vulkan, edel und treu wie Gold und unumwunden wie ein Kind. Er legte seine Hände auf meine Schultern und rief:

„Wäre ich Kriegsminister, dann hätten Sie Ihre Arbeiten auf Kosten des Staates fortzusetzen und nicht mehr zu darben."

Kurz darauf war Kuhn Kriegsminister.

Er rief mich vom Regiment fort, gab mir drei Tiroler Jäger, tausend Gulden und einen Theodolit. Ich ging nach dem Orte und nach dem Adamello zurück und machte eine neue Karte, eine bessere als früher.

Mit demselben Theodolit habe ich nachher Nordostgrönland aufgenommen und das Franz-Josephs-Land. Er blieb auf dem „Tegetthoff" zurück und versank mit dem Schiff.

Kuhn aber blieb mein Freund und Gönner bis zu seinem Tode. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich mich von den Alpen weg zu größeren Zielen wenden konnte, zur Polarforschung.

Jetzt aber hatte jeder Sessel in meiner Wohnung drei große gestichte Forellen. Sie erinnern mich täglich an den General Kuhn und an den Augenblick des Bisses, denn ohne diese Forellen würde ich heute noch exerzieren wie damals in Verona, angeschirrt der Monti Lessini, ein armer kleiner Käfer."

So erzählt Julius von Payer selbst. Er war ein geborener Alpinist Auch einer seiner drei Kaiserjäger, Pinggera, war ein unglaublich gewandter und sicher Bergsteiger, der wie eine Gemse sich im Gelände bewegte. Er fürchtete sich weder vor Wind noch vor Eisbruch und Steinschlag, er war einfach nicht kleinzukriegen. Als er eines Tages zum Ortler emporsteigen wollte, brach plötzlich unter seinen Füßen eine Wächte ab. Payer und Pinggera sausen 250 Meter in die Tiefe. Unversehrt buddelt sich Pinggera aus dem Schnee heraus, sorgsam das Barometer behütend. Und seine ersten Worte waren, auf das Barometer weisend: „S' ist g'fallen, weil wir gefallen sind." Auch Payer ist unbeschädigt davongekommen, und beide stiegen weiter und eroberten am Nachmittag noch den Gipfel der Punta di San Matteo.

Endlich glückt den beiden auch das große Wagnis. Am 4. September 1865 begwingen sie den Ortler selbst über die Tabarettawände. Payer ist außer sich vor Begeisterung über die herrliche Aussicht von dieser Spitze und schrieb in sein Tagebuch: „Dreitausend Quadratmeilen lagen aufgerollt vor dem entzückten Auge, Berg an Berg ohne Ende." Er setzte sich hin und zeichnete dieses grandiose Panorama. Ahre als er es fertig hatte und Pinggera die Zeichnung ansah, glaubte er feststellen zu müssen, daß etwas fehlte: er vermisse die Spitzen des Malländer Domes, die er im Nebel am Horizont zu sehen glaubte. Payer wies ihm nach, daß es ganz unmöglich sei, den Malländer Dom von der Spitze des Ortler aus zu sehen. Aber Pinggera war nicht zu überzeugen. Er hatte im Zimmer seines Dorfpfarrers ein Bild des Ortlers hängen sehen, auf dem die Spitzen des Malländer Domes aufgezeichnet waren. Also mußte es auch in der Wirklichkeit so sein. Und so stark war diese Einbildung, daß er auf der Spitze des Ortler die Türme des Malländer Domes nachzählte und 365 herausbekam, die noch kein Menschenauge von dort aus erblickt hat.

Als später Payer seine Grönlandfahrt antrat, hätte er gern Pinggera mitgenommen, aber schon hinter Meran packte diesen derart das Heimweh und die Sehnsucht nach seinen Bergen, daß er streikte und umkehrte. So kam Pinggera um das gewaltige Erlebnis der Grönland-Expedition.

Mit einem 3-Zentner-Kreuz auf die Zugspitze

Wie Forstgehilfe Bauer einen Riesensprung tat

Wenn wir Hautigen an die Zugspitze denken, wissen wir, daß uns alle Mühen einer schwierigen Besteigung abgenommen sind, seit dem seit einigen Jahren uns eine Bahn hinaufträgt. Vor 100 Jahren sagen aber die Dinge noch anders. Als am 26. August 1820 der höchste Berg Deutschlands, die Zugspitze, zum erstenmal von Menschen bestiegen wurde, es war der damalige Leutnant im topographischen Büro des bayerischen Generalstabs, Josef Naus, dem es mit seinem Diener unter Führung des Partenkirchners Johann Georg Neuschl gelückt, den Gipfel zu erreichen, gab es unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, bevor sie am Ziele standen. Als sicher Plätze-leichten sich dann andere Besteigungen an, 1823 bestieg Simon Resch von Partenkirchen aus den Ostgipfel, 1835 und 1838 bahnte sich Ensenstein den Weg von Ehrwald aus durchs Schneeloch, und 1850 gelang es dem Zugspitzjäger, zweimal diesen Gipfel zu erreichen, wobei er auch auf der Spitze übernachtete.

Eine Folge dieser letzten Besteigungen war es wohl, daß der Pfarrer Ott, der in Hohen-Preisenberg saß, auf den Gedanken kam, die Zugspitze mit einem vergoldeten Kreuze zu schmücken. Er eröffnete eine Subskription, und bald waren für diesen Zweck 600 Gulden zusammen, so daß Meister Kiefel in Schongau und Bergmeister Halker in Berchtesgaden an die Verwirklichung ihrer Entwürfe denken konnten. Das Kreuz sollte 14 Fuß hoch und von Eisen sein; die einzelnen Teile wurden durch plattierte Röhren verdeckt, und das eigentliche mit Strahlen geschmückte Kreuz ruhte auf einer zwei Fuß im Durchmesser haltenden, kupfernen und vergoldeten Kugel, in der auch die Urkunde aufbewahrt wurde. Das ganze war in 28 Teile zerlegbar und weg mehr als drei Zentner. Der Transport dieses Kreuzes und seine Aufrichtung auf der Zugspitze sollte zu einer der denkwürdigsten Besteigungen werden, die die Zugspitze je erlebte.

Es war ein phantastisches Bild, als in den ersten Stunden des 11. August 1851 sich 20 geübte Bergsteiger im Scheine von Kienfackeln auf den Weg machten. Der alte Forstwart Riedel hatte die Führung, und auf die übrigen 19 Mann war die Last des Kreuzes verteilt. Durch die Partnachklamm begann der Aufstieg, wobei man nicht vergessen darf, daß damals in dieser Klamm noch nicht die bequemen Wegeverhältnisse von heute vorhanden waren. Um 11 Uhr war man glücklich bis zum Hof des Raintaler Bauern gelangt, einem der höchstgelegenen Höfe der Alpen, der später dem Hofprediger Stöcker gehörte. Bis zur Dämmerung war die Angerhütte erreicht, wo man übernachtete.

Es war in der Frühe des 12. August, als sich ebenfalls beim Scheine von Kienfackeln die Gesellschaft zum letzten, beschwerlichsten Aufstieg fertig gemacht hatte. Sie bekam von hier ab sogar noch Zuwachs. Dem Forstgehilfen Bauer, der am 11. den ganzen Tag in seinem Revier herumgestreift war, ließ es keine Ruhe, er mußte bei dieser Sache auch dabei sein. Mit seinem Dackel „Pfiff" stieg er der Gesellschaft nach und erreichte sie um 2 Uhr morgens. Ohne gerade zu hohen Schlaf er sich nicht, als sei er eben aufgestanden. Mit Tagesanbruch erreichte man das Platt, und als die ersten Sonnenstrahlen über die Berge stiegen, war der Schneeferner erreicht. Bauer war mit seinem Hunde auch der Erste, der den Gipfel erreichte.

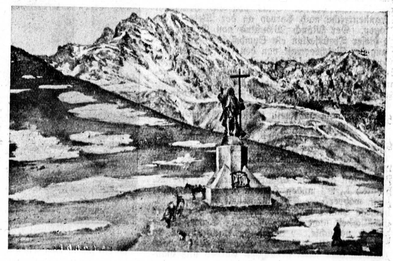
Um 9 Uhr waren alle glücklich auf dem Gipfel versammelt. Nun begann aber erst die schwierige Arbeit, denn das zentnerschwere Kreuz zu befestigen war keine Kleinigkeit. Ein Zoll tiefes Loch mußte n den harten Stein gebohrt werden, um das untere Kreuzesmittelstück aufzunehmen. Es war mit höchster Lebensgefahr verbunden, als endlich drei Mann das Kreuz aufrichteten und zum Stehen brachten. Um die Mittagsstunde war die schwere Arbeit getan, ein Gebet wurde gesprochen, und dann schickte sich die Expedition an abzusteigen, um wieder in der Angerhütte zu übernachten.

Nur einer, der Unvermüstlichste von allen, der Forstgehilfe Bauer, war mit dieser Lösung nicht zufrieden. Er setzte sich in den Kopf, einen kürzeren, nach dem Leitachtal führenden Abstieg zu versuchen, den vor ihm noch kein Mensch gewagt hatte.

Zunächst ging es besser, als er selbst angenommen hatte. Seinen Hund, der sich die Füße durchgelaufen hatte, hatte er in den Rucksack genommen. Da Bauer ein gebürter Steiger war, passierte er mit Geschick loses Gestein, schlüpfrige Platten und wußte sich immer wieder durchzuwinden, bis er schließlich auf einer schlüpfrigen Platte festsaß. Rings um ihn steile Felswände und vor ihm der bodenlose Abgrund. Seine Lage war fast verzweifelt. Da gewahrte sein Auge in einer Tiefe von 50 Meter ein Schneekar. Wenn es für ihn eine Rettung gab, dann nur dort.

(Forts. folgt.)

Der Aconcagua in den argentinischen Anden



Der höchste Berg Amerikas, der mehr als 7000 Meter hohe Aconcagua in den argentinischen Anden, ist vor kurzer Zeit zum ersten Mal von einem Bergsteiger allein erstiegen worden, und zwar von dem Deutschen Link Man sieht im Hintergrund den Gipfel des Bergriesen, auf dem Link die Hakenkreuzflagge, die argentinische Nationalflagge und die Olympiaflagge hißte.

(Graph. Werkst., K)

König Heinrich I.

Gründer des ersten Reiches der Deutschen

König Heinrich I., Schöpfer des ersten Reiches

Liudolfinger. In den Kräften der heimischen Erde zutiefst verwurzelt, ausgezeichnet durch einen hervorragenden Adel geistiger Gesinnung, die ebenso gottgebunden wie volksverbunden war, sammelten sich hier jene Energien, die die Reichsidee retten, tragen und ausgestalten sollten. Aus diesem Liudolfingergeschlecht ging Herzog Heinrich hervor, und die Eigenschaften eben dieses Stammes zeichneten den jungen Herrscher aus: eine nüchterne Denkungsart, die schlicht und einfach, aber entschlossen und zielstrebig das einmal als recht und notwendig Erkannte zu verwirklichen wußte.

Es war eine überaus wesentliche Einsicht Herzog Heinrichs daß er, im Gegensatz zur Politik der letzten Karolinger, Stärke und Garantie der Reichseinheit hauptsächlich in dem lebendigen Einheitsbewußtsein des ganzen Volkes sah. „Heinrich ging unter dem Zwang der Lage, die er vorfand, aber doch auch dem anders geartelen Staatssinn seines Stammes folgend, den anderen Weg, das Reich nicht allein in Macht und Autorität des Oberhauptes, sondern vor allem im Recht seiner Stämme zu verankern" (E. Bäumer). Klug, wenn auch langsam und erwägend, ging der König ans Werk. Zunächst nur von Franken und Sachsen anerkannt, gelingt es ihm in kurzer Zeit, die Schwaben, Lothringer und Bayern zum Reiche zu schlagen. Das Königtum seiner Vorgänger hatte offenbar werden lassen, welche Bedeutung dem wahren Stammesherzog zukam. Heinrich zog die Folgerungen aus solchen Erkenntnissen stammes- und volksverbundenen Denkens, wenn er den Stamm der Sachsen zum bevorzugten Träger des Reichsgedankens innerhalb der geinten Stämme machte. Was er darin tat, war innerlich groß und weit, wenn es auch zunächst — und vielleicht noch für lange Zeit eines einseitig ausgerichteten Geschichtsdenkens — nur Hauspolitik zu sein schien. Das nationale Heiligtum der Kaiserpfalz zu Aachen mit der Stiftskirche des großen Karl erstand geistigerweise neu im Weser- und Harzland, wo die alte Königsburg, die curtis Quitlinga, das Zentrum des deutschen Reichsgedankens wurde.

Es ist bekannt, wie sorgfältig und weitblickend zugleich Heinrich seine Außenpolitik gestaltete. Bei einer völlig leeren Staatskasse und bei innerer Zerklüftung der Stämme, war es für den nüchternen Realpolitiker unmöglich, den Ungarn schon gleich kämpfend gegenüberzutreten. Geschickt wußte er immer in solchen Lagen Zeit zu gewinnen. Die aber nützte er mit sächsischem Fleiß, mit unbeugwinglicher Willenskraft, mit zäher Kleinarbeit. So konnten in ruhiger friedlicher Innenarbeit die großen Werke vollbracht werden, durch die Heinrich I. sich für immer um die Geschichte der Deutschen den größten Ruhm erworben hat: die Schaffung eines in den Waffen wohlgeübten Volksheeres, einer Reiterei und die Begründung geschützter Burgen und Ortschaften. Die Worte eines älteren Geschichtsforschers über die Sorge des Königs für die Waffenspiele, dürften auch heute bei uns auf Interesse stoßen: „Es darf behauptet werden, daß Heinrich, indem er die alljährlich festlichen Spiele der Waffen in Deutschland wieder erneuerte, als der wahre Begründer des gefeierten Rittertums anzusehen ist. Denn der ist mit Recht als der Schöpfer einer neuen Zeit zu verehren, der die Grundkeime zu den neuen Bildungen, die in ihr aufgegangen sind, errichtete, und der, die Zukunft voraussehend, die Lebenskeime dem Schoße der Gegenwart anvertraute, welche jene gezeitigt hat. Das aber ist das Wichtigste, daß durch diese Spiele, die unter Heinrichs Nachfolgern immer allgemeiner wurden und zu wahren Nationalfesten sich erhoben, wie die olympischen bei den Griechen gewesen waren, auch die Nationalerziehung einen festen Halt und eine sichere Richtung erhielt. Denn jene edelsten Leidenschaften der Ehre und der Vaterlandsliebe, die sie in den Gemütern entzündeten, jener beständige Wetteifer der Tapferkeit, den sie erweckten, jenes hohe Gefühl für Recht und Sitte, das sie über die Nation verbreiteten, wurden die mächtigen Triebfedern, die von nun an die Jugend beherrschten und zu den größten Taten entflammten".

So groß und gewaltig die innen- und außenpolitischen Taten Heinrichs im Lichte der neuen Geschichtsforschung stehen mögen, so scheint doch seine Stellung zur Kirche, seine religiöse Haltung schlechthin, noch im Zwielicht geteilter Auffassungen zu stehen. Aber auch hier sollte man heute aber als früher zu einer ganz objektiven Beurteilung kommen können. Ausgangspunkt für diese ist jene Szene, in der der neuerwählte König die Salbung und Krönung durch den Erzbischof von Mainz mit folgenden Worten ablehnte: „Mir genügt es, wenn ich, wie bisher keiner meiner Vorfahren, mit Gottes Gnade und einer Huld zum König ernannt werde; salben jedoch und krönen möge man Besseres, als uns, so hoher Ehrung halten wir uns nicht für würdig!" Johannes Bühler, schreibt in seiner wertvollen wehändigen „Deutschen Geschichte" (W. de Gruyter, Berlin) darüber: „Diese angebliche Bedeutung Heinrichs ist offenkundig eine Dornutsgelle, wie sie uns ähnlich bei derartigen Anlässen, bei der Erhebung zu einem hohen Amte, nicht selten von geistlichen und auch weltlichen Großen als ein Akt der Schicklichkeit begegnet. Dem mönchischen Geschichtsschreiber (Widukind von Corvey) ist eine solche Ausschmückung bei der Erzählung dieses Ereignisses besonders nahe, da die Verzwungung einer demütig-frommen Gesinnung des Herrscher in den Augen des zeitgenössischen Lesers nur aufzeichnen konnten." Im übrigen gibt Bühler die Möglichkeit einer solchen Auffassung Heinrichs durchaus zu, erklärt sie aber mit dem Hinweis auf das epochale Ereignis, daß erstmals ein Sachse König wird, der noch nicht allgemein anerkannt war, sondern das volle Königtum ist erst erkämpfen mußte. Er spricht von der „...ausschauenden, bedachtsamen Umsicht" Heinrich, der die Betonung seiner königlichen Rechte durch feierliche Salbung und Krönung habe vermeiden wollen.

Man hat aus dieser versuchten Krönung ableiten wollen, daß der Erzbischof von Mainz dadurch einen größeren machtpolitischen Einfluß habe gewinnen wollen. Bühler kennzeichnet dies treffend mit der Bemerkung: „Uebrigens wäre der Gedanke, der Mainzer Erzbischof oder überhaupt die Kirche in Deutschland hätte durch Ausübung dieser Funktion irgendeinen Vorrang über das Königtum gewinnen können, für eine Zeit widersinnig, in der die Päpste selbst noch die Uebertragung der Bistümer an Gottliche durch den König als etwas Selbstverständliches erklärten."

Man kann also kaum bei Heinrich von einer kühlen oder gar unfreundlichen Haltung der Kirche sprechen, denn einmal zeichnet sich sein ganzes Stammgeschlecht durch eine ausgesprochen und betonte kirchenfreundliche Gesinnung aus und anderseits sehen wir Heinrichs Eifer für kirchliche Dinge durch Einberufung von Synoden, in denen unter seiner Leitung über Kirchenzucht, Förderung des Klosterlebens und über die innere kirchliche Ordnung beraten wurde.

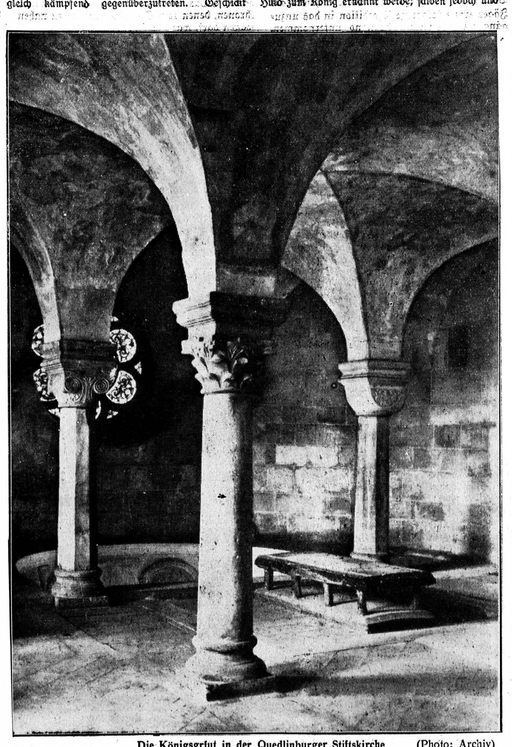
Wie das gesamte politische Wollen Heinrichs verstehend genug war, den kirchlichen Faktor für den Aufbau des Reiches mit einzuordnen, weil er erkannt hatte, daß beide Kräfte, geistliche und weltliche Gewalt, jede in ihrer Art stark und bestimmend waren, so daß jeder, der in der rauhen Wirklichkeit etwas ausrichten wollte, eine Verbindung von beiden finden mußte", zeigt am besten die überragende Gestalt seiner königlichen Gattin, der Frau Mathilde. Diese Mutterin einer seinen deutschen Geistesadlter, die ein geistiges Führergeschlecht in Quedlinburg heranzog, das für einen ganzen Zeitraum das ebenbürtige Schicksal in die Hand nehmen sollte, war eine der größten deutschen Frauengestalten aller Zeiten, ihr Lebenswerk rundet und ergänzt das Werk des großen Heinrich und trägt es kraftbewährt in die Zukunft. Sie war Ratgeberin, Mitkämpferin und Kulturträgerin in Zeiten, in denen den Männern dazu wenig Zeit blieb. Auch ihr, der treuen Hüterin des Erbes Heinrichs I., gebührt der Dank des deutschen Volkes.

H. Fr.

Die hl. Mathilde, erste deutsche Königin und Gemahlin Heinrichs I.

(Unsere Bilder geben zwei wenig bekannte Bildwerke aus dem von der hl. Mathilde gegründeten Frauenstift zu Nordhausen a. Harz wieder. Dort steht das Gründerpaar des ersten deutschen Reiches mit den anderen Frauen- und Männergestalten des ottonischen Herrscherhauses im Chor des Domes zum Heiligen Kreuz.)

Photos: Carl Schiwek, Nordhausen.



Die Königsgruft in der Quedlinburger Stiftskirche (Photo: Archiv)

ist ein jedem Deutschen heiliger und ehrwürdiger Ort. Unter der weihevollen Feierlichkeit einer tausendjährigen Baukunst harren der König und die Königin der Auferstehung entgegen.

Klischees: Eigene Anfertigung

„Was tun Tiere, wenn ...?"

Ein Filmmann streift durch Afrika

Der bekannte Afrikaforscher und Filmmann Martin Johnson läßt demnächst sein vielbeachtetes Buch „Bahuna, 100 000 Kilometer im Flugzeug über Afrika", das durch den gleichnamigen Film bereits weithin bekannt geworden und in Zusammenarbeit mit seiner Frau Osa Johnson, seiner treuen Begleiterin auf den Forschungsreisen, entstanden ist, in deutscher Uebersetzung erscheinen. Der Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, stellte uns noch vor dem Erscheinen des Buches einige Abschnitte daraus zum Abdruck zur Verfügung.

Martin Johnson sagt selbst, die letzte Afrika-Expedition sei die „wundervollste, abenteuerlichste Forscherfahrt" seines Lebens gewesen. Seine Schilderungen sind nicht romantisch übertrieben in landläufigem Sinne, sie verraten nicht die Wirklichkeit durch die üblichen Schauder und Schrecken erregenden Darstellungen, sondern die Wildnis des Dschungels mit seinen riesenartigen Reichtum an Pflanzen und Tieren tritt und hier in einer Weise entgegen, die gerade durch die wahrheitstreue Schilderung einen eigenartigen und anziehenden Reiz persönlich in

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Die Stadt an Ehren reich

Heidelberg begeht das Jubiläum seiner Universität

„Ruperto Carola", das Tor der Wissenschaft am Neckar

In diesen Tagen begeht die Heidelberger Universität das Jubiläum ihres 550jährigen Bestehens. Mit den zahlreichen Ehrengästen aus der ganzen Welt werden auch Tausende nach Heidelberg kommen, um die Stadt ihrer Studentenzeit wiederzusehen. Die Stadt wird alle gebührend empfangen. Eine Ausstellung in dem erweiterten Kurpfälzischen Museum wird die kulturelle Sendung Heidelbergs in Vergangenheit und Gegenwart vor Augen führen.

„Altheidelberg, Du Feine — Du Stadt an Ehren reich." — Es ist wohl das meistgesungene Lied auf irgendeine Stadt in deutschen Landen; denn wo in der Welt von Heidelberg gesprochen wird, ist es der Name Altheidelberg, den Victor von Scheffel prägte, als er den Zauber der Romantik über „der Vaterlandsstädte ländlich schönste" ergoß. Die Romantik ist eben unlösbar mit dieser Stadt am Neckar verbunden. Schon der Name erinnert an die grünen Wälder des Badener Landes, an die Heide, die einst hier Berg und Tal bedeckte. Er verbindet sich mit der Landschaft zu einem Ganzen, ohne an das geschichtlich Gewordene zu rühren.

Jahrhunderte hindurch war Heidelberg ein Mittelpunkt deutscher Kultur, vor allem auch durch seine Universität, die auf 550 Jahre ruhmvollen Bestehens zurückblicken kann. Die Ruperto Carola, „das Tor der Wissenschaft am Neckar", wie man sie einst nannte, darf sich rühmen, auch in fernen Ländern vor allen anderen deutschen Hochschulen genannt zu werden. Einen Fürstensitz, wie man in der Welt kaum einen zweiten fand, erbauten sich auf dem Heidelberger Schloßberg die Pfalzgrafen von Wittelsbach, Festung und Residenz zugleich; denn als Kurfürst war der Pfalzgraf einer der ersten Fürsten des Reiches. Aber man wollte zu hoch hinaus. Die Verflechtung der hochfliegenden pfalzgräflichen Politik in die europäischen Händel führte zu furchtbaren Katastrophen für das Land, durch die außer dem Heidelberger Schloß noch andere wertvolle Kulturgüter vernichtet oder im Innersten erschüttert wurden. Die beiden mächtigen Berge, die am Ausgang des Neckartals die Landschaft beherrschen, sind auch die Träger gewaltiger Baudenkmäler, die im Mittelpunkt der Entwicklung des ganzen pfälzischen Landes stehen. Der Heiligenberg, die uralte Kultstätte, und gegenüber der Geisberg mit seinen Vorbergen, die das alte und das neue Schloß tragen. Diese beiden Berge sind die weithin sichtbaren Wahrzeichen des Neckartals und bedeutungsvoll geworden für die Entwicklung der Geschichte, die aus der kleinen Talsiedlung seit dem Ende des 12. Jahrhunderts eine Stadt heranwachsen ließ.

Durch die Gründung der Universität im Jahre 1386 erhielt die Stadt eine wesentliche Umgestaltung. Sie gab auch die Veranlassung zur ersten großen Stadterweiterung in der Richtung nach Westen zur Ebene hin. Jahrzehnte später erstand auf dem Marktplatz, die Häuser weit überragend, die Heiliggeist-Stiftskirche, auf deren hohen Emporen die berühmte Bibliotheca Palatina, die Mutter aller deutschen Bibliotheken, gehegt war. Der kaiserliche Feldherr Tilly entführte sie während des Dreißigjährigen Krieges über die Alpen nach Rom. — Im Mittelpunkt der gotischen Prunk- und Wehrbauten erstanden dann jene prunkvollen Paläste, die die Namen ihrer Erbauer tragen. Die Friedrichsbauten und der Ottheinrichsbau. Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges ließen von Stadt und Schloß nur noch Trümmer übrig. Den völligen Zusammenbruch aller Herrlichkeit brachten die Orleanschen Kriege, da die Stadt völlig in Schutt und Asche

Der Weg in die Romantik:
Neckarbrücke und Brückentor in Heidelberg
(Aufnahme: Dr. P. Wolff — RDV-M.)

gelegt wurde. Dann begann der Wiederaufbau Heidelbergs zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Der prachtliebende Kurfürst Johann Wilhelm ließ von seinen Architekten Pläne zu einem Schloß größten Stils zeichnen, zu dem sich ein Stadtbild mit einheitlichem Ausdruck gesellte. Die Ausführung in den bescheidensten Ausmaßen scheiterte allerdings; trotzdem stieg die Stadt allmählich wieder aus ihren Trümmern empor. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erschienen Stadt und Schloß etwa so wie der Dichter Matthisson sie besang:

„Aber schwer in das Tal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen; doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab..."

Die Heidelberger Universität
(Weltbild, K.)

Altheidelberg war wieder erstanden und begann, sich mit einer Romantik zu umkränzen, die sich über 150 Jahre erhalten sollte.

Die Universität konnte allerdings im Laufe des 18. Jahrhunderts zu keinem Leben gedeihen. Das wurde erst besser im Laufe der nächsten Jahrzehnte, als Kurfürst Karl Friedrich von Baden Sorge trug, für alle Fakultäten Männer von höchster Bedeutung zu gewinnen. Von bedeutenden Gelehrten des vergangenen Jahrhunderts seien nur Bunsen, Kirchhoff und Helmholtz genannt, die in Heidelberg lehrten und wirkten. Im Haus zum Riesen in Heidelbergs Hauptstraße künden den Ruhm einer großen naturwissenschaftlichen Tat die Worte: „In diesem Hause hat 1859 Kirchhoff seine mit Bunsen begründete Spektralanalyse auf Sonne und Gestirne gewandt und damit die Chemie des Weltalls erschlossen." Man darf auch die Dichter nicht vergessen, in deren Werken mittelbar und unmittelbar Heidelberg eine Rolle spielt. Goethe kam herbei und weilte, soweit wir unterrichtet sind, viermal in Heidelberg. Er zeichnete den „Gesprengten Turm" und verglich die Heidelberger Gegend mit einer „Ideallandschaft". Die Romantikriege, deren Schwung Hölderlin „dem Fluge der Schwalbe" vergleicht, nannte Goethe die schönste der Welt. In Heidelberg erklangen die Gesellschaftslieder des Weltstädtischen Diwans, und hier fand der alternde Dichter seine Marianne. Noch viele andere wären zu nennen, die im deutschen Geistesleben eine Rolle spielten und die der Stadt am Neckar Unendliches zu verdanken haben.

Wer kann heute sagen, was Heidelberg zu seiner Bedeutung und Eigenart erhoben hat? Die Landschaft, die Universität, das Schloß und seine Trümmer, vielleicht der Zusammenklang von all diesem. Schöpferische Gestaltung reift nur in stiller Sammlung, und der Geist, der deutsche Geist, braucht solche Stätten.

Wimpfen am Neckar: Das Stauffer Tor
(Photo: Aug. Rupp — RDV-M.)

Eine Stadt sucht ihren Dichter

Zwischen der sagenumwobenen Loreley und der historischen „Pfalz" liegt Oberwesel mit seinen Weinbergen, die Rheinwein von Feuer und Recht als eine der schönsten Städte am Mittelrhein bezeichnet wird. Die Schönburg grüßt von steiler Höhe den Strom, dessen Bergesflanken edelste Reben tragen; eine fast ganz erhaltene Stadtmauer mit Türmen und Zinnen umschließt das Städtchen, in dem ein fröhliches Winzer- und Schiffervolk wohnt. Ehrwürdige Baudenkmäler sind erlesener Schmuck: gotische Kirchen, alte Fachwerkbauten, berühmte Weinkneipen, freundliche Uferanlagen zieren die schöne Stadt. Welch große Bedeutung Oberwesel für den weinfrohen Zecher oder den ruhesuchenden Menschen besitzt, erhellt am besten die Tatsache, daß neben dem Lob der immer zahlreicher werdenden in- und ausländischen Gäste auch bedeutende Männer der Geschichte den Preis der Stadt gesungen haben. Viele Romantiker weilten hier, deren Gefühle Ferdinand Freiligrath einmal ausgesprochen hat:

„Gruß dir, Romantik, träumend zieh ich ein
In deinen schönsten Zufluchtsort am Rhein."

Diese Stadt ruft nun die Allgemeinheit auf, ein Preislied auf Oberwesel zu dichten. Das Gedicht muß so beschaffen sein, daß es die Schönheit und Wertstellung der Stadt preist und somit geeignet sein kann, die weiteste Oeffentlichkeit auf diesen „Zufluchtsort" froher Besucher hinzuweisen. Dem Preisrichterkollegium gehören außer dem Stadtbürgermeister Dr. Dr. Ottendorff und Vertretern der Stadt auch die bekannten Schriftsteller Anton Gabele und Hanns Maria Lux an.

Als Preise sind ausgesetzt: 100 Flaschen besten Weines oder ein kostenfreier Luftenthalt von 14 Tagen zur Zeit der Weinlese. 2. Preis: 50 Flaschen oder 8 Tage Luftenthalt. 3. Preis: 25 Flaschen und eine stattliche Anzahl von Trostpreisen. Einsendeziel: 15. August 1936. Alle Einsendungen gehen in den Besitz der Stadt über. Die Entscheidung ist unanfechtbar.

Kurzer Reisemerker

150 Register mit 12000 Pfeifen

Die St. Lorenzkirche in Nürnberg, die vor allem durch Veit Stoß' „Englischen Gruß" und Adam Krafts „Sakramentshäuschen" berühmt ist, erhält eine neue dreiteilige Orgel. Die Hauptorgel erhält ihren Platz auf der Westempore im sog. „Stern"; die „Chororgel" auf dem Umgang im Oschor, die bis zum Erntedankfest stehen soll, wird hauptsächlich der Liturgie bei den Wochengottesdiensten vor dem St. Anna- und Kreltaltar dienen, und als dritte wird bis zum Advent an der Stelle der jetzigen alten Orgel links vom Hochaltar die „Laurentiusorgel" aufgestellt. Alle drei Werke zusammen umfassen 150 Register mit rd. 12 000 Pfeifen. Vom Spieltisch der Hauptorgel auf der Westempore aus können alle drei Orgeln gespielt werden. Die beiden anderen Orgeln erhalten außerdem einen Spieltisch im Chor hinter dem Hochaltar.

Saalfelder Feengrotten

In den berühmten Saalfelder Feengrotten in Thüringen, den einzigen farbigen Tropfsteinhöhlen Deutschlands, wurde die Beleuchtung wesentlich verbessert. Im Märchendom und auch in den langen Stollen und Verbindungsgängen wurde durch Verlegung der Leuchtkörper in Vertiefungen der Felswände eine indirekte Beleuchtung geschaffen. Die Hohlräume sind dadurch in ein gleichmäßiges, gedämpftes Licht getaucht, wodurch zugleich auch neue, überraschend schöne Wirkungen erzielt wurden. Auch die sogenannte „Gralsburg" hat eine neue Beleuchtung erhalten. Durch lokale Anstrahlung des weißleuchtenden Ockers der Gralsburg hebt sich diese von ihrem eigenen Schatten ab wie ein fernes Schneegebirge vom tiefdunklen Himmel. Außerdem wurden auch kleine Seitenstollen mit Beleuchtung versehen, so daß beim Rundgang durch das Höhlenlabyrinth der Blick auch rechts und links ins Berginnere dringen kann.

Der Zugangsweg von der Garnsdorfer Straße nach den Feengrotten ist zu einer sechs Meter breiten Fahrstraße ausgebaut worden.

Personenverkehr nach Ostpreußen

Durch unklare Mitteilungen war vielfach der Eindruck erweckt worden, als ob die D-Züge Berlin—Neu-Bentschen—Deutsch-Eylau—Insterburg wie früher mit Fahrkarten des Ostpreußenverkehrs benutzt werden dürften und sie hierzu nur einen Paß mit polnischem Visum besitzen müßten. Diese Annahme ist irrig: die genannten Züge dürfen durch Polen nur mit internationalen Fahrausweisen benutzt werden. Außerdem ist ein visierter Paß nötig. Mit den Fahrkarten des Ostpreußenverkehrs dürfen noch die Durchgangsstrecken Firchau—Marienburg und Groß-Boschpol befahren werden. Eine Schädigung der Reisenden tritt im Verkehr nach dem südöstlichen Ostpreußen nicht ein, da die mit den gleichen Entfernungen auf die Strecke Firchau—Marienburg umgestellt werden.

Schneller — billiger — bequemer

Das Amtliche Kursbuch für Südwestdeutschland hat eine vollständige Umgestaltung erfahren. Das Format wurde dem Mitropa-Kursbuch angepaßt, d. h. erheblich vergrößert. Das Kursbuch kann in drei für sich gefaltete Teile zerlegt werden, so daß jeder Teil für sich zusammengefaltet bequem in der Rocktasche Platz hat. Der Inhalt ist erheblich weiter worden, erstmals sind u. a. die für Grenzgebiete wichtigen Fahrpläne von Metz und Lothringen aufgenommen worden. Außer dem Kursbuch für Südwestdeutschland und den Taschenfahrplan für Baden erscheinen noch besondere Teilausgaben für Südbaden, für Mannheim, Ludwigshafen und Heidelberg. Das große Reichsbahnkursbuch enthält alle Gebietskursbücher zusammen.

Der Taschenfahrplan der Kraftposten im Bezirk der Reichspostdirektion Karlsruhe ist für Sommer 1936 in neuer Ausgabe erschienen (Preis 0,20 RM) und enthält erstmals Vorschläge für Wanderungen, die im Anschluß an die Kraftpostlinien ausgeführt werden können. Jedem Wanderfreund werden die Vorschläge sehr willkommen sein.

Mit Flugzeug und Schiff

Nach dem Vorbilde der Deutschen Reichsbahn, die für Eisenbahn oder Rheindampfer wahlweise gültige Fahrkarten ausgibt, hat jetzt auch die Deutsche Lufthansa Rückfahrscheine Köln—Frankfurt a. M. eingeführt, die wahlweise für die Flugstrecke zwischen Köln und Mainz oder umgekehrt und die Schnell- und Expreßfahrten der Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt gültig sind. Die Benutzung der Dampfer berechtigen diese Flugscheine, deren Preis 41,40 RM beträgt, zwischen Mainz und Wiesbaden oder Frankfurt a. M. bzw. umgekehrt auch für die Eisenbahn 2. Klasse. Die Flugstrecke Köln—Frankfurt wird werktäglich dreimal in beiden Richtungen beflogen.

Kleine Notiz

Die neueste Nummer der „Lloyd-Zeitung" bringt wieder eine wundervolle Folge von mit illustrierten Aufsätzen aus dem Reisen Deutschland, die z. T. englisch abgefaßt, eine vorzügliche Werbewirkung im Ausland haben werden. Besonders erwähnt seien die Bildartikel über die Gärten von Herrenhausen und über den „Sommer an den deutschen Seebädern".

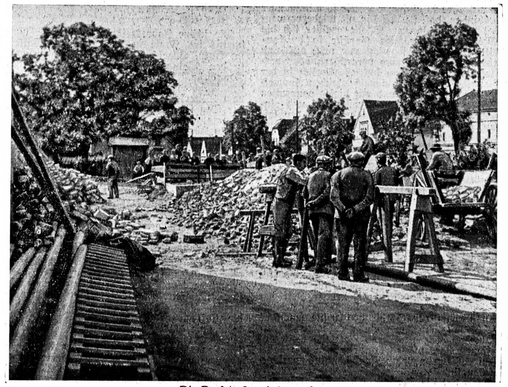
Naturnah und lebensbejahend

Nationalsozialistischer Gestaltungswille

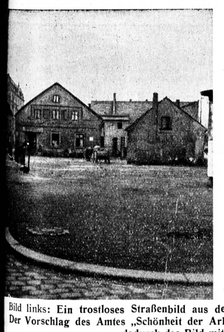
Ein neuer, großangelegter Versuch zur Entschandelung des deutschen Landschaftsbildes

Das junge nationalsozialistische Deutschland sieht heute vor der Aufgabe, seine Umwelt nach einer neuen Weltanschauung zu gestalten: Naturnah und lebensbejahend. Leben und Arbeit des ganzen Volkes haben einen neuen Sinn erhalten, so daß der Begriff „Schönheit der Arbeit" zum sinnfälligsten Ausdruck eines nationalsozialistischen Gestaltungswillens werden konnte. Genau so wie ein innerlich reiner, ausgeglichener und zufriedener Mensch sich körperlich pflegt, anständig kleidet und natürlich bewegt, so stellt sich ein innerlich durch und durch gesunder Betrieb in einer Form dar, die wir mit „Schönheit der Arbeit" bezeichnen. Eine Forderung ist politisch formuliert worden, die verlangt, daß alle die Dinge, die das Leben des arbeitenden Menschen räumlich beeinflussen, sei es der Raum in Form und Farbe, sei es der Gegenstand des täglichen Gebrauches oder die Bildwerke und Blumen, die den Menschen erfreuen sollen, von berufener Hand hingestellt oder bewußt gestaltet werden.

Erschreckend ist es zu sehen, wie dieses natürliche Bedürfnis nach schönen und guten Dingen in breitesten Kreisen der Volksgenossen verlorengegangen oder nicht berücksichtigt worden ist. Die vielen Arbeitsplätze und Arbeitsstätten zeigen genau so, wie es ganze Städte, Dörfer und Landschaften zeigen. Man hatte sich in



Die Dorfstraße wird verschönert



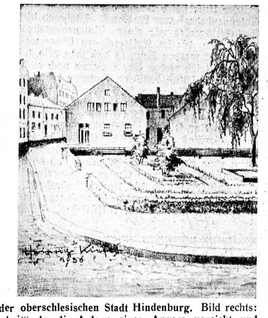


Bild links: Ein trostloses Straßenbild aus der oberschlesischen Stadt Hindenburg. Bild rechts: Der Vorschlag des Amtes „Schönheit der Arbeit", der die Anlage eines Angers vorsieht und dadurch das Bild mit einem Schlage verändert.

zu gehen und die Umgebung der Arbeitsstätten, das ist praktisch die ganze Landschaft, zu erfassen. Genau so wie es in den Betrieben möglich ist, durch Einsatz aller vorhandenen Kräfte Schutt, Gerümpel und Schmutz, kurz alles Häßliche und Ungesunde zu beseitigen und Schönes aufzubauen, so wird es auch möglich sein, durch den Einsatz aller Kräfte der Bevölkerung einer Landschaft, in dieser zunächst alles Häßliche, was überhaupt nur beseitigt werden kann, zu entfernen. Eine einheitlich ausgerichtete Propaganda, durch die gleichzeitig der Bevölkerung praktische Vorschläge unterbreitet werden und ein geschickter organischer Einsatz aller Gliederungen der Partei wird es ermöglichen, den Verordnungen, die von Regierungsstellen erlassen werden, eine Resonanz zu schaffen, die nicht nur den Erfolg einer Entschandelungsaktion sicherstellt, sondern darüber hinaus zu einer bewußten Verschönerung von Stadt und Land führt.

Eine Aktion, die nun im Frühjahr 1936 als erste dieser Art im ganzen Reiche in Oberschlesien begonnen hat, und die den ganzen Regierungsbezirk Oberschlesien erfaßt, macht sich eine solche Entschandelung und eine planvolle Verschönerung zur Aufgabe, bei einer besonderen Bearbeitung des Industriebezirkes.

Nach eingehender Vorbereitung aller maßgeblichen Kreise von Partei und Staat wurde für den Regierungsbezirk Oberschlesien ein Arbeitsausschuß gebildet, der unter der Leitung des Gaureferenten „Schönheit der Arbeit" in der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" steht. Er hat sich mit nachstehenden Fragen zu beschäftigen, deren Lösung und Verwirklichung eine Entschandelung und Verschönerung der oberschlesischen Landschaft bedeuten würde.

1. Die häßlichen Industriehalden sind zu bepflanzen oder so zu bearbeiten, daß sie nicht mehr so sehr den Eindruck der Arbeitsstätte beeinflussen.

2. Brachliegendes Gelände, welches in besonderem Maße durch Bodensenkungen für keinerlei Zwecke verwandt werden kann, ist durch geeignete Bepflanzung oder Aufforstung zu gestalten.

3. Nasen- und Grünflächen sind auf allen unbenutzten Plätzen, auch auf solchen, die als Bauplätze erst in späterer Zeit Verwendung finden werden, anzulegen. Ueberflüssige Hecken und Zäune sind abzureißen, vorhandene auszubessern.

5. Häßliche Gebäude, freistehende Brandgiebel usw. müssen geeignete Berankung erhalten.

6. Häßliche Reklame und Bildplakate sind zu entfernen, eine gute bildmäßige Werbung ist durchzuführen.

7. Häßliche, unbenutzte Buden und Ställe an den Straßen sind abzureißen.

8. Ausbau und Herausstellung von guten Schrebergarten-Laubentypen.

9. Großzügige Werbung für Blumenschmuck auf Fensterbrettern und Balkonen.

10. Forderung von Maßnahmen zur Beseitigung von Ruß, Rauch und Gestank.

11. Regulierung der Bewässerung, Säuberung der Straßengräben.

12. Ueberarbeitung und Regulierung von natürlichen und künstlichen Wasserläufen.

13. Erhöhte Durchführung der notwendigen, laufenden Instandsetzungsarbeiten des Hausbesitzers.

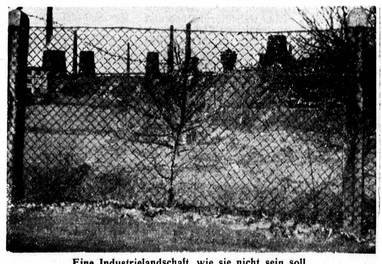
14. Aufstellen von Reklame- und Litfaßsäulen, sowie Freianschlagtafeln an solchen Stellen, an denen das Stadt- und Landschaftsbild nicht zerstört wird, und wo trotzdem der Zweck der Werbung erfüllt wird.

15. Ausreichende Beleuchtung von Straßen und Plätzen.

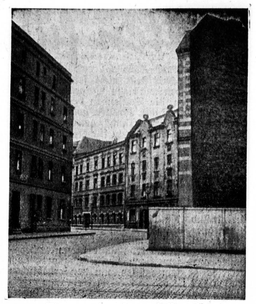
Ein sehr weitgehendes Programm also, dessen Durchführung aber nach den Vorkehrungen des Aktionsausschusses nicht mehr in Frage steht, und das berufen sein dürfte, auch im ganzen übrigen Reiche Schule zu machen.

Alfred Perret,
Gaureferent „Schönheit", Schlesien.

Die Arbeitsgemeinschaft am Werk



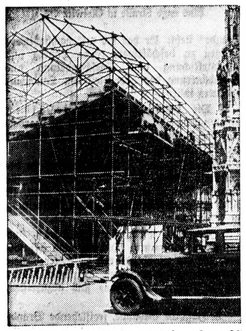
Eine Industrielandschaft, wie sie nicht sein soll
(Amt „Schönheit der Arbeit", 6, K.)



Wo es noch viel zu schaffen gibt
Eine enge Straße in Gleiwitz OS.

Bauten für einen Tag

Die Bautechnik steht nicht selten vor der im Grunde merkwürdigen Aufgabe, umfangreiche Bauten, die Tausenden von Menschen nicht nur Unterkunft, sondern auch einen herrorragenden „Schau-Platz" gewähren sollen, für einen einzigen Tag, ja für ein paar Stunden hinzustellen und sie möglichst rasch und spurlos wieder verschwinden zu lassen. Man braucht nur an Massenkundgebungen, Aufmärsche, Massenfahrten, Wettspiele und andere große öffentliche Veranstaltungen zu denken, um zu wissen, daß damit an erster Stelle die gewaltigen Zuschauertribünen gemeint sind, die bei solchen Veranstaltungen die große Zahl der Gäste und sonstigen Zuschauer aufnehmen müssen. Es versteht sich, daß solche Bauten trotz ihrer kurzen Lebensdauer am zweifelsfreien Ausstellungsort doch recht solide sein müssen, um den erheblichen Lasten des sie oft in dichtem Gedränge erfüllenden Publikums gewachsen zu sein. Anderseits wird man bestrebt sein, mit möglichst geringen Gewichten an Konstruktionsmaterial auszukommen, um den Transport zur und vom Ausstellungsplatz sowie den Zusammenbau und das Abreißen zu erleichtern und zu verbilligen.



Das gewaltige Stahlrohrgerüst einer der zahlreichen Tribünen, die in London bei öffentlichen Veranstaltungen aufgestellt zu werden pflegen, besteht aus lauter gleichartigen Bauteilen, die durch einfache Kupplungen miteinander verbunden werden. (Werkphoto.)

Aus diesem Widerspruch der Anforderungen heraus hat die Technik einen eigenartigen Ausweg gefunden: sie teilt die Gesamtaufgabe, die sie bei der Errichtung solcher Bauten zu erfüllen hat, in zwei Teile. Der eine davon zielt nur auf die tragende, die Halt und Festigkeit gebende Funktion ab und besteht in der Schaffung eines tragenden Stahlrohr-Gerippes. Der andere Teil hingegen erfüllt nur die „ausfachende" Funktion, das heißt er gibt dem fühlernen Gerippe die erforderliche hölzerne Verkleidung und Ausstattung mit Bodenbrettern, Stirnleiden usw. Man hat also, wie man es auch sonst im Bauwesen vielfach macht, für jede Einzelaufgabe den actionellen Baustoff herausgesucht: für die Erzielung von Tragvermögen, von Festigkeit und Widerstandsfähigkeit den Stahl als den bei actinastem Gewicht festesten Baustoff, den wir kennen, für die Ausfleidung das Holz.

Diese Art der bautechnischen Lösung der gestellten Aufgabe hat aber zugleich einen weiteren Vorteil. Während Holzkonstruktionen gewöhnlich genagelt werden müssen und dadurch mehr oder minder stark leiden, so daß die Wiederverwendung der gleichen Bauteile nur bedingt möglich ist, lassen sich Stahlrohre in einfacher Weise so miteinander verbinden, daß sie beliebig oft wiederverwendet werden können. Damit ergibt sich die Möglichkeit, derartige Gerüste so durchzubilden, daß man sie nicht nur rasch auf- und abbauen, sondern auch verarbeiten oder verkleinern kann. Man hat es nämlich in der Hand, Rohrstücke von stets gleichen Ausmessungen zu benutzen und mit diesen genormten Stücken, die sich durch übersichtliche und einfache Kupplungen miteinander verbinden lassen, beliebige Rohrlängen herzustellen. Dann ist es unschwer möglich, aus gleichartigen Bauteilen Tribünen mit fast beliebig vielen Stirreihen oder Stufen zu bauen und sie so lang zu machen, wie sie in jedem Fall gerade benötigt werden.

Durch die leichte Zusammensetzbarkeit kleiner Rohrstücke zu längeren Rohren wird der An- und Abtransport wesentlich vereinfacht: lange, große und schwere Bauelemente, wie sie beim Holztribünenbau unerläßlich sind, kommen hier gar nicht mehr vor. Außerdem nehmen die Stahlrohre des Gerippes, wenn man sie zusammenlegt, einen viel geringeren Raum ein. Das spielt nicht nur für die An- und Abfuhr, sondern ebenfalsehr für die Lagerung der Gerüst-Bauteile in der Zeit der Nichtbenutzung eine Rolle. Der geringe Platzbedarf der Stahlrohr-Gerüste macht es leicht möglich, ihnen einen gedeckten Lagerraum zu geben, während Holzteile meist auf offenen Lagerplätzen liegen müssen und dabei den Witterungseinflüssen schutzlos preisgegeben sind.

So hat die Technik auch für die Eintagsfliegen unter den Gebäuden, für die Tribünen großer Veranstaltungen, die rasch errichtet und ebenso rasch wieder abgebaut werden müssen, Lösungen gefunden, die den sehr unterschiedlichen und gegeneinanderlaufenden Forderungen nach hoher Standfestigkeit bei geringsten Gewichten niedrigen Aufwand an Material und leichter Verbind- und Lösbarkeit der einzelnen Bauelemente entsprechen. Lösungen, die auf dem einträchtigen Zusammenwirken des Stahles mit dem Holz beruhen und jeden dieser beiden Baustoffe die Aufgabe zuweisen, die er am besten zu lösen vermag.

Europa-Kabel gestört!

Innerhalb eines verhältnismäßig kleinen Zeitraumes wurden kürzlich zwei Kabel, die von Großbritannien nach dem europäischen Festland führen, schwer beschädigt. In beiden Fällen macht man Schiffsanker für die Beschädigungen verantwortlich. Der Telefonverkehr, besonders mit Belgien und Frankreich, erlitt dadurch erhebliche Störungen, die sich noch dadurch etwas in die Länge zogen, daß eines der beiden Kabelschiffe, die England zur Verfügung stehen, gegenwärtig überholt wird und infolgedessen nicht eingesetzt werden konnte.

Tausende von Kilometern Kabel verbinden heute die Kontinente miteinander und so groß der Fortschritt der drahtlosen Telegraphie und besonders der drahtlosen Telefonie ist, die Kabel sind dadurch keineswegs überflüssig geworden, wie man bisweilen jemand behaupten hört. Ein Kabel ist und bleibt wohl auch eine feste, solide Verbindung, deren Zuverlässigkeit außer Frage steht und tausendfach erprobt ist. In der Hauptsache geht auch heute noch das Gros aller überseeischen Telefonate und Telegramme durch die Kabel. Eine Kabelstörung bedeutet daher eine ernste wirtschaftliche Behinderung, deren Behebung eine ganz besonders eilige und dringende Sache ist.

Schon seit Jahrzehnten verwendet man dafür wie auch für das Kabellegen selbst Spezialschiffe. Diese haben diese Schiffe, die in ihrer modernsten Form komplizierte technische Wunderwerke sind, wenigstens schon in der Abbildung gesehen. Sie sind auch auf See schon von weither durch die riesige Kabeltrommel zu erkennen, die meist mittschiffs aufgebaut ist.

Trotz aller technischen Hilfsmittel ist aber das Auffinden eines beschädigten Kabelstückes noch immer eine Geduldsmanalegenheit, die auch den Fachmann vor manches unvorhergesehene Problem stellt. Wohl weiß man natürlich, wie das Kabel läuft, wenngleich immer ein paar Kilometer Spielraum bleiben. Aber nun gilt es zunächst einmal das Kabel zu heben. Ist es glücklich von einem der Suchanker, die langsam am Meeresboden entlang geschleift werden, gefaßt, wird es vorsichtig in die Höhe gezogen — es muß selbstverständlich jede zufällige Beschädigung bei diesen schwierigen Arbeiten vermieden werden — auf der Lauftrommel befestigt und nun beginnt die eigentliche Suche nach der schadhaften Stelle. Die ungefähre Lage der schadhaften Stelle kann man heute schon von vornherein feststellen, indem das Kabel von den beiden Enden aewissermaßen elektrisch „angeleitet" wird. An die Stelle gefunden, dann machen sich sofort die an Bord befindlichen Spezialarbeiter ans Werk, um sie auszubessern.

Trotzdem die großen Seekabel heute durch kunstvolle Isolierschichten drei und vierfach gesichert sind, kommen natürlich immer mal hin und wieder Beschädigungen vor. Dafür können nicht immer nur Schiffsanker haftbar gemacht werden, sondern auch andere Einflüsse spielen eine Rolle. Gewisse Tiefseetiere machen sich am Kabel zu schaffen, ohne daß ihre Rolle dabei schon völlig erforscht wäre, abnorme Druckverhältnisse können Beschädigungen hervorrufen, ebenso plötzliche Veränderungen des Meeresgrundes infolge schwerer Seebeben und dergleichen mehr. In schweren Fällen kann es sogar zu einem Stillbetrieb kommen, obschon ein solches Ereignis außerordentlich selten ist.

Wenn der Schaden behoben ist, wird das Kabel mit aller gebotenen Vorsicht wieder auf den Meeresgrund hinabgelassen, drahtlose Meldung ergeht, und bald darauf kann der normale Verkehr wieder aufgenommen werden.

Deutschland das selbst mehrere Kabel betrifft und betreibt, hat Weltruf in der Kabelherstellung und vor dem Kriege unübertroffene Dienerstaten auf diesem Gebiete vollbracht. Eine der Bestimmungen des Schanddiktates von Versailles nahm uns bekanntlich auch unsere damaligen Ueberseekabel. L. Adrian.

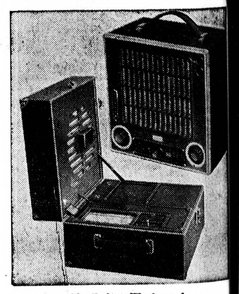
Rundfunk aus dem Koffer

Die schöne Jahreszeit lockt Alt und Jung hinaus ins Freie zu Land und zu Wasser, im Auto, Segel-, Paddel- oder Motorboot, in den Kleingarten, auf das Wochenend-Grundstück. Für viele bedeutete das bisher den Abschied vom Rundfunk, die Trennung vom Mitterleben alles dessen, was die Sender des Tag für Tag an Unterhaltung und Erbauung, an Belehrung und Unterrichtung ihren Hörern zukommen lassen. In diesem Olympia-Jahr, da, wer nicht persönlich dabei sein kann, doch wenigstens durch die Ueberwelle Zeuge des großen sportlichen Geschehens werden will, mag das manchem besonders schmerzlich erscheinen. Er kann sich trösten: das Heilmittel hat eine ganze Reihe neuer und leistungsfähiger Kofferempfänger auf den Markt gebracht, mit denen man überall ohne Netzanschluß und vielfach sogar ohne Antenne und Erde am Rundfunk teilnehmen kann.

Wie unter den normalen Empfängern, gibt es auch unter den Kofferempfängern recht erhebliche Unterschiede in bezug auf Leistungsfähigkeit, Preis, Abmessungen und Gewicht. Nur eines haben sie gemeinsam, daß die Batterien, und zwar sowohl die Heizbatterie, wie die Anodenbatterie in das Gerät eingebaut sind, so daß sie mit ihm eine geschlossene Einheit bilden, die in die Form eines relativ leichten, bequem tragbaren Koffers gebracht ist. Nach der Leistungsfähigkeit hat man im wesentlichen zwei Gruppen zu unterscheiden: die Einkreisempfänger mit drei Röhren, die verhältnismäßig billigsten, handlichsten, und kleinsten sind, aber naturgemäß nur eine bescheidene Leistung aufweisen, und die Mehrkreisempfänger mit vier und fünf Röhren, die entsprechend größer und teurer sind, dafür aber auch wesentlich höhere Empfangsleistung besitzen.

Der Unterschied kommt am deutlichsten im Antennenbedarf zum Ausdruck. Während die Mehrkreisgeräte mit einer Rahmenantenne auskommen, die im Koffermanen selber untergebracht werden kann, so daß man also zu ihrem Betrieb weder eine Antenne noch auch einen Erdanschluß benötigt, brauchen die einfacheren und kleineren Kofferempfänger eine besondere offene Antenne und einen Erdanschluß. Ueber diesen Unterschied muß man sich genau klar sein, ehe man der Beschaffung eines Gerätes näher tritt. Will man an jedem beliebigen Ort unter allen Verhältnissen ohne eine besondere Antenne und ohne Erdanschluß empfangen können, und verlangt man außerdem noch die Auswahlmöglichkeit zwischen mehreren Sendern, so muß man sich zu einem größeren Gerät entschließen. Will man hingegen stets an der gleichen Stelle oder unter gleichen Verhältnissen, die hier vorliegen einer Freiantenne zufassen, Rundfunk empfangen, so wird man auch mit dem kleineren, preiswerten Kofferaerät auskommen.

Unter den Neuerscheinungen ist zunächst als kleinstes Kofferaerät ein Dreidrahtempfänger mit einem Abstimmkreis zu nennen. Der Koffer ist nur 21 mal 21 mal 12 Zentimeter groß und wiegt etwa 4,8 Kilo. Die eingebauten Batterien sind so bemessen, daß eine Hörzeit von etwa 100 Stunden erzielt wird. Während hier der Lautsprecher und die Bedienungsgriffe samt der Skala an der Vorderwand angeordnet sind, ist ein anderer, gleichartiges Kofferaerät als Gehäuseprozeß im Ofen fortlaufend beobachtet worden, was der Hausfrau nicht nur eine Erfüllung des alten Wunsches bedeutet. Ein Vertiefungen des Kuchens wird in Zukunft unmöglich sein, denn sobald die richtige Bräune erreicht ist, wird er aus dem Ofen genommen. Man kann sich vorstellen, daß eine tüchtige Industrie bald Oefen herstellen wird, die vorn eine feuerfeste Scheibe haben, sodaß mit Hilfe einer kleinen einaebauten Glühlampe der Backprozeß in jedem Augenblick überwacht werden kann, ohne daß der Ofen geöffnet zu werden braucht. Trotz aller Neuartigkeit ist auch hier die Technik wieder auf längst Erprobtes zurückgegangen, denn der Bäcker kennt seit altersher das Beobachtungsloch im Backofen, das früher durch eine offene Gasflamme erhellt wurde. Nur daß die Bäcker nicht in gläsernen Formen backen!



Musik fürs Wochenende

Zwei neue Koffergeräte mit eingebauten Batterien für den Rundfunkempfang auf Ausflug und auf der Reise.

(Werkphoto)

(30 mal 20 mal 15 Zentimeter, Gewicht etwa 8 Kilo) herauszubringen. Weiterhin ist ein Zweikreis- Vierrohr-Empfänger zu nennen, der die Form eines aufklappbaren Koffers mit in den Deckel eingebauten Lautsprecher hat. Dieses Gerät ist 32 mal 32 mal 11,5 Zentimeter groß und wiegt 11,6 Kilo. Schließlich sei als eine Besonderheit auf den Kofferaeräten ein Dreikreis-Fünfröhren-Empfänger erwähnt, der sich dadurch von allen anderen Kofferaeräten unterscheidet, daß bei ihm der Koffer nur als Hülle für den Empfänger dient. Auf Aussitzen des Reisen bleibt der Empfänger in diesem Koffer und wird mit einer Rahmenantenne betrieben, die in das Kofferaehäuse eingebaut ist. Zuhause oder im Wochenendheim dagegen nimmt man den Empfänger, der die Form eines schmucken Tischgerätes hat, aus dem Koffer heraus und betreibt ihn mit einer offenen Antenne und Erdanschluß. Das Gesamtgewicht dieses Koffers beträgt etwa 15 Kilo, seine Abmessungen sind 55 mal 17 mal 38 Zentimeter, während der eigentliche Empfänger nur die Abmessungen 45 mal 32 mal 15 Zentimeter besitzt.

Was die Technik Neues bringt

Uhren für Blinde. Einem spanischen Uhrmacher, der selbst blind ist, ist es gelungen, eine an sich gewöhnliche Taschenuhr herzustellen, die den Blinden das Ablesen der Zeit ermöglicht. Er hat die Zahlen durch eine sinnreiche Anordnung von punktförmigen Erhöhungen ersetzt, die von den Blinden abgetastet werden können. Um die Uhr vor Beschädigungen zu schützen, ist ein unzerbrechliches Glas darüber gesetzt, das wie ein Sprungdeckel geöffnet werden kann. Die Zeiger sind stärker als sonst ausgeführt, sodaß ein Abbrechen ausgeschlossen ist. Ueberdies haben ja Blinde ein besonders feines Tastvermögen.

Geschnittes Glas. Glas ist allgemein als ein recht spröder Werkstoff bekannt, der mit besonderen Werkzeugen bearbeitet werden muß. Das Schleifen und Sägen mit Schmirgel und Sand war so ziemlich die einzige Methode zur Formgebung, die außerdem kostspielig war, weil sie viel Zeit in Anspruch nahm. Neuerdings hat Krupp einen Werkzeugstahl herausgebracht, der unter der Bezeichnung „Widia"-Stahl bekannt wurde. Dieser Stahl ist als Werkzeug so hart, daß damit tatsächlich Glas bearbeitet werden kann. Man kann Glas unter gewöhnlichen Umständen bohren, drehen und selbst hobeln und fräsen. Die Arbeitsmethoden schließen sich eng an den für die Metallbearbeitung üblichen an. Es ist nunmehr auch gelungen, Werkzeuge aus Widiametall herzustellen, die eine Bearbeitung und Formgebung des Glases nach Art des Holzschnittens ermöglichen, sodaß in Zukunft auch geschnittes Glas auf dem Markt erscheinen wird. Der Glasschleifer eröffnen sich damit ganz neue Arbeitsmethoden und Arbeitsgebiete. Uebrigens heißt Widia nichts anderes als „Wie Diamant".

Man sieht, wie der Kuchen bäckt! Die Möglichkeit, den Backvorgang im häuslichen Backofen beobachten zu können, ist schon immer der stille Wunsch der Hausfrauen gewesen. Das Wunder ist jetzt geschehen, denn eine moderne Frau backt nicht mehr in den ordenen oder blechernen Kuchenformen, sondern benutzt solche aus feuerfestem Glas. Der in diese Formen gegebene Teig kann während des „Gehens", dann aber auch beim Backprozeß im Ofen fortlaufend beobachtet werden, was der Hausfrau nicht nur eine Erfüllung des alten Wunsches bedeutet. Ein Vertiefungen des Kuchens wird in Zukunft unmöglich sein, denn sobald die richtige Bräune erreicht ist, wird er aus dem Ofen genommen. Man kann sich vorstellen, daß eine tüchtige Industrie bald Oefen herstellen wird, die vorn eine feuerfeste Scheibe haben, sodaß mit Hilfe einer kleinen einaebauten Glühlampe der Backprozeß in jedem Augenblick überwacht werden kann, ohne daß der Ofen geöffnet zu werden braucht. Trotz aller Neuartigkeit ist auch hier die Technik wieder auf längst Erprobtes zurückgegangen, denn der Bäcker kennt seit altersher das Beobachtungsloch im Backofen, das früher durch eine offene Gasflamme erhellt wurde. Nur daß die Bäcker nicht in gläsernen Formen backen!

Welt der Frau

Gute Nachbarlichkeit

Sie war nicht nur selbstverständlich, sondern heiliges Gebot in der Frühzeit unseres Volkes in einer Zeit, da jede Stunde, jeden Augenblick und der Einfall eines blutfremden, feindlichen Stammes möglich war.

In einer Zeit, da in strengen Wintern reißende Tiere das Gehöft nächtlicherweile umkreisten und nach dem Blut seiner Bewohner gierten.

Brandrotes Notzeichen ging da von Hof zu Hof. Und ehrlos wäre gewesen, wer teig und Herd dem Rufe nicht Folge geleistet.

Ehrenpflicht war es damals, dem „nachbur" Dach- oder Nachbauer — Nachbar zu Hilfe kommen, wenn er in Not war. Und es geschah mit der Waffe in der Hand, mit Einsatz von Leib und Leben.

Denn noch ist der Begriff hilfsbereiter Nachbarschaft beim Landvolk stärker lebendig als sonstwo. Es zeigt sich bei verschiedenen Gelegenheiten, die Hilfe erforderlich machen. Bei der Krankheit, dem Hausbrand, aber auch bei Hochzeit und Beerdigung. Besonders bei dieser Gelegenheit wird die nachbarliche Anteilnahme dadurch sinnenfällig zum Ausdruck gebracht, daß der nächste Nachbarn — der vordere, der hintere, der rechte und linke — den Sarg tragen, wie in vielen Landgemeinden noch üblich ist. Auch in der Kleinstadt hat der Begriff der Nachbarschaft heute immer noch eine stärkere Bedeutung als in der Großstadt.

Aber muß man sagen, daß die Großstadtmenschlichkeit ja überhaupt keineswegs geeignet ist, die Menschen einander in gemütstotontem Sinne näher zu bringen. Wie gute und wünschenswert wäre es, wenn aber doch wenigstens Wohnungsnachbarn, in einem menschlich schönen, zumindest verträglichen Verhältnis zueinander stünden.

Wer weiß ein bahauerlicher, unschöner, Nerven und Kraft aufreibender Kleinkrieg herrscht in dieser Hinsicht in vielen Häusern (der Großstadt)! Und welches sind die Ursachen dieser Konflikte? Sie sind meistens so kleinlicher, so lächerlicher Natur, daß eine vernünftige Persönlichkeit, die Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden weiß, oft wie vor einem Rätsel steht, wie sich die Menschen das heutzutag wahrlich nicht leichte Leben auf solche Weise noch gegenseitig erschweren mögen! Es ist ja freilich keine so einfache Sache, wenn eine größere Anzahl von Personen mit verschiedenstem Habitus, körperlich und seelisch, und daraus bedingt, auch verschiedensten Ansichten und Bedürfnissen, sich unter einem Dach vertragen sollen. Geschriebene Hausgesetze genügen da nicht. Sie gleichen einem Zaun, durch dessen Lücken streitbahre Böcke doch jeden Augenblick einen Ausfall versuchen können.

Hier gehört etwas anderes her, das, auch in mäßiger Dosis vorhanden, aber überall vorhanden, das Leben ganz bedeutend erleichern würde. Wo es fehlt, erhält das Dasein in seinen verschiedensten Formen und Aufgaben eine bösartige, ja geradezu dämonische Physiognomie. So wie gewisse harmlose chemische Verbindungen in dem Augenblick, in dem sie so gespalten werden, daß ein bestimmter, vorher vorhandener Stoff in Ausfall kommt, bösartig explosiv werden können.

Was ist das nun in dem hier erörterten Gedankenzusammenhang für ein geheimnisvolles Element? Ich muß enttäuschen. Nichts Neues! Ein praktes Rezept! Nur leider im mer meine der so leicht von uns allen vergessen! Ein wenig Menschenliebe. Ein wenig Herzensgüte. Ein wenig Duldsamkeit mit den Wünschen und Schwächen des Nachbarn, die ja mehr oder weniger nichts anderes sind als eine Spiegelung unsrer eigenen. Nicht mehr! Und schon ist erreicht, was so erstrebt, so erquickend, so trostvoll wäre im geschäftigen Alltagsleben des Alltags: die gute Nachbarlichkeit.

Irmgard Prestel.

Schutz gegen die Sommersonne

Wenn die Sonne es im Sommer allzu gut meint, müssen wir sie durch künstliche Herstellung von Schatten von unserer Wohnung fernhalten. Zwar sind die meisten Stoffe für Gardinen und Möbel sowie auch die Tapeten mit lichten Farben gegen Sonnenstrahlen nicht unempfindlich, doch man die Sonnenstrahlen nicht unbedingt zu lange in Zimmer fallen lassen, weil Möbel und Tapeten durch die starke Erwärmung ihre Festigkeit leiden. Also greift man zur Abwehr. Und da ist der Jalousieschutz, der Rolladen, der Sonnenschutz, der Rollvorhang, die sich auf eine unter Federdruck stehende Welle aufwickeln und in jeder Lage stehen bleiben. Bei diesen Schutzvorrichtungen kommt es sehr viel auf eine gewissenhafte Anbringung an, damit der Rollmechanismus auch zuverlässig arbeitet und der Vorhang stets gerade aufgewickelt wird. Zum Bewegen dieser Vorhänge ist entweder in der Mitte der unteren Kante eine Schnur angebracht oder an der einen Seite der Walze eine Schnurrolle, so daß man den Vorhang von der Seite her bedienen kann. Eine zweite Schnur zum Hochziehen dieser Vorhänge ist nicht erforderlich, weil durch einen leichten Ruck an der Zugschnur die Aufwickelvorrichtung frei wird.

Als Material für Rollvorhänge findet vielfach ein mit lichtechten Farben ausgestattetes Gewebe Verwendung. Man findet vom hellen Elfenbein bis zum Schwarz alle Tönungen. Dient der Vorhang als einfache Sonnenblende, so werden helle Farben, die noch genügend Licht für die Bewohnbarkeit des Raumes durchlassen, in Frage kommen. Dunkle Farben sind dagegen mehr für Krankenzimmer bestimmt oder für Schlafräume, in denen Nachtarbeiter tagsüber schlafen müssen. Wird eine völlige Verdunkelung des Raumes gewünscht, wie beispielsweise in Laboratorien, Vortragsräumen oder zum Schutz gegen Fliegerlicht, so werden die seitlichen Kanten des Rollvorhanges durch Leisten verdeckt.

Ein anderer noch nicht sehr bekannter Blendstoff für Rollvorhänge ist das Jelloshan. Für die genannten Zwecke wird es ausgezeichnet verarbeitet, wodurch auch ein großer Teil der ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes kernabgehalten wird. Die Verdunkelung der Räume durch Jellophanvorhänge ist sehr gering, außerdem kann man trotz niedergelassener Vorhänge die Außenwelt vom Zimmer her beobachten. Die besondere lichtschützende Wirkung des Jelloshans bei gleichzeitiger Durchsichtigkeit macht es auch als Sonnenschutz für Schaufenster geeignet.

Als dritter Baustoff ist Papier zu nennen Mit Rücksicht auf die geringere Festigkeit von Papier muß man allerdings auf Rollvorhänge verzichten. Stattdessen werden die Fensterblenden aus Papier in Streifen zusammengeklebt, so daß sie auch in hochgezogenem Zustand völlig hinter der Gardinenlänge verschwinden. Das Faltpapier ist oben und unten an einer Leiste befestigt. Die obere liegt auf einfachen Wandhaken, während die untere durch ihr Gewicht als Spannvorrichtung wirkt. Für die Bewegung dieser Faltvorhänge ist eine Doppelschnur erforderlich; damit die Bleude in jeder Höhe stehen bleibt, ist zum Gewichtsausgleich eine Bleifugel vorgesehen. Es braucht nicht besonders darauf hingewiesen zu werden, daß das Papier dicht genug ist, um eine Schattenwirkung zu verhindern. Man kann daher das Faltpapier auch zur Verdunkelung bei den Luftschutzübungen verwenden. Als weiterer Vorteil wäre schließlich zu erwähnen, daß die Anschaffungskosten der Papierblenden, deren Dauerhaftigkeit keineswegs gering ist, weiter unter denen von Rollvorhängen aus anderen Materialien liegen.

Maria Luise Wolter.

So warst du, Mutter!

Dein Tun und Wesen, Mutter,
war wie guter Uhren Pendelschlag,
die leis und emsig tickend
uns trugen durch den Tag.
Nach deren Schwingen
jedes schafft und werkt,
und die man,
wenn sie stille stehn,
erst merkt
So wie man atmet,
tatst du deine Pflicht,
so ruhig und unauffällig,
treu und schlicht!
Dein denk ich, Mutter,
wenn die unruhvolle Welt
mein Herz verwirrt.
Dann ist es mir,
als wenn aus Brunnentiefe
mit dem gewohnten lieben Klang
mich deine Stimme riefe.

Irmgard Prestel

Die Obstschale

Auf der Straße liegt eine Bananenschale Ein Kind hat sie fortgeworfen, achtlos und sorglos.

Herbert kommt aus der Schule. Er springt die Straße entlang.

Auf einmal — plabrautz — rutscht er aus und liegt auf den Steinen. Er stützt sich mit der rechten Hand, um ein bißchen Halt zu haben.

Da macht die Hand „knacks", und im selben Augenblick spürt Herbert einen Schmerz vom Handgelenk über den Ellenbogen bis in die Schulter.

Ein Mann springt hinzu und will den Jungen aufhaben.

„Au, mein Arm!

Der Mann faßt ganz vorsichtig an. Gebrochen, sagt er. Wir müssen ins Krankenhaus.

Gleich sind viele Leute auf der Straße zusammen. Der Kleine ist ausgerutscht, heißt es weiß wieder eine Obstschale mitten im Wege gelegen hat.

Das sollte einmal ganz ordentlich bestraft werden! sagt ein anderer Mann. Wie viele Unfälle sind durch solche Unvorsichtigkeit schon geschehen!

Kleiner, ich trage deine Mappe, sagt eine freundliche Frau. Wir bringen dich zum Krankenhaus, und dann benachrichtigen wir deine Mutter.

Herbert hat Schmerzen, aber er ist tapfer. Der Arzt untersucht gründlich. Das Handgelenk ist gebrochen.

Du hast aber noch Glück gehabt, meint er, in vier Wochen ist alles wieder heil. In drei oder vier Tagen darfst du mit dem Gipsverband nach Hause.

Da steht die Mutter in der Tür. Junge, wie hast ich mich erschrocken! Gott sei Dank, daß es nicht noch schlimmer geworden ist!

Da lacht Herbert schon wieder. Gut, daß die Mutter da ist. Da ist alles nur halb so schlimm.

Else Budnowski.

Wir reisen ins Gebirge

Für den Ferienaufenthalt in den Bergen muß unsere Kleidung praktisch und zugleich hübsch sein. Die Modebilder und viele neue Ideen an reizvollen Farbenzusammenstellungen und gut durchdachten Schnittformen. Aus bunten Druckstoffen, interessanten Leinen- oder Mischgeweben können wir uns all diese zweckmäßigen und doch kleidsamen Ferienanzüge selbst nähen.

Zeichnungen: u. Prabuck

K 28678. Zu dem Leibchenrock aus blauem Leinen kann das Blüschen aus buntem Dirndlstoff, aber auch andere Blusen getragen werden. Erf.: 3 m Rockstoff, 1,45 m Blusenstoff, je 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite.

HJ 28770 B 28736

S 28324. Sportliches Kostüm aus graugrünem Loden mit Hosenrock, der sich besonders für Wanderungen in den Bergen gut bewährt. Erf.: 3,35 m Stoff, 130 cm br. B. Beyer-Schn. für 92 u. 100 cm Obw.

B 36642 u. R 38325. Praktischer Hosenrock mit gutanliegender Hüftpasse. Dazu die sportliche Hemdbluse aus gepreßter Waschseide mit Passenärmeln. Erf.: 2 m Rockstoff, 130 cm br., 2 m Blusenstoff, 80 cm br. B. Beyer-Schnitte für 98, 106 u. 114 cm Hüftweite u. 88, 96 u. 104 cm Oberweite.

K 38708. Sehr kleidsam ist die runde Passe an dem jugendlichen Sommerkleid aus geblümtem Kretonne. Erf.: 3,45 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite. Modell des Indanthren-Haus-Modedienstes.

HJ 28770. Die Ferienjacke für Herren arbeiten wir aus Leinen, Loden oder Wollstauch mit grünen Aufschlägen und Hirschhornknöpfen. Erf.: 1,40 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite erhältlich.

B 28736 zeigt eine kleine feche Leinensacke, zum Rock oder über dem Kleid zu tragen. Erf.: 80 cm Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schn. f. 88 u. 96 cm Obw.

K 38578. Dirndlkleid aus einfarbigem Waschstoff mit vorn verschürtem Leibchen, ergänzt durch eine Jacke aus buntem Kretonne mit kurzen Puffärmeln. Bunte Beyer-Schnitte f. 92, 100 u. 112 cm Obw.

K 36272. Unter dem viereckig ausgeschnittenen Leibchen des Dirndlkleides aus buntem Kattun wird eine weiße Volksbluse getragen. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite.

K 38578 K 36272

Nur fünf Minuten

Fünf Minuten sind ein kleiner Zeitabschnitt, und wir sind manchmal geneigt, sie als unwichtig und nebensächlich abzutun. Gewiß, im Ablauf der Stunden, Monate und Jahre sind fünf Minuten eine Winzigkeit; aber in bestimmten Fällen können fünf Minuten doch eine gewichtige Bedeutung bekommen, ja, sogar entscheidend sein.

Und wenn es sich nur um Kleinigkeiten handelte, die durch fünf versäumte oder benutzte Minuten ein besonderes Gesicht erhielten . . . setzt sich unser ganzes Leben nicht aus hunderten von Kleinigkeiten zusammen? Verärgern und verbittern uns nicht gerade die unzulänglichen Kleinigkeiten oft?

„Bloß noch fünf Minuten liegen bleiben", sagt man morgens zu sich selber, obwohl es doch gar keine reine Freude sein kann, voller Angst zu warten, wann nun die fünf Minuten um sind. Aber diese fünf Minuten können einem dann den ganzen Tag verderben: man muß und will sich jetzt eilen. Bestimmt fällt dann die glitschige Seite von lauter Uebereifer erst mal unter den Waschtisch, der Schuhriemen reißt, weil man wie wild damit umgeht. Mutter vergißt vor lauter Hetzerei, dem Jungen das Frühstücksbrot einzupacken und muß damit hinterherrennen.

Wenn morgens fünf Minuten verpaßt sind, dann ist's, als ob die Zeit uns mit Riesenschritten vorantreibt: Wir sind nicht mehr Herr der Zeit, wir sind die Getriebenen. Atemlosigkeit und Hast stellen sich ein, und damit läßt sich nichts einholen; damit ist alles verdorben.

Die Menschen der Großstadt wissen, daß fünf Minuten Zusichkommen oft ein Warten von 10 bis 15 Minuten auf die nächste Straßenbahn bedeuten; und dadurch kommt der Angestellte zu spät ins Geschäft, der Reisende vielleicht zu spät zum Zuge. Unangenehm ist das immer, wenn nicht gar ernstere Folgen, unnötige Unkosten daraus entstehen.

Hausfrauen gehen „mal eben auf fünf Minuten!" zur Flurnachbarin. Fünf Minuten vergehen ja foo schnell, wenn geplaudert wird! Immer werden Frauen im Eifer des Gesprächs dann das Zeitmaß verlieren. Aus fünf Minuten wird eine halbe Stunde. Und unterdessen ist die Suppe übergelaufen, das Gemüse hat angesetzt, der Braten ist verbrannt. Die Frau hat schlechte Laune, der Ehemann schimpft . . . und alles wegen fünf Minuten, die man eigentlich nur zur Nachbarin wollte.

Fünf Minuten Zuspätkommen sind etwas Aergerliches, wenn wir dadurch im Theater den Anfang eines Stückes verpassen; sie sind eine Rücksichtslosigkeit gegen die Zuschauer, welche wir stören.

Es gibt in jedem Leben Augenblicke, wo wir über die Wichtigkeit und den Wert von fünf Minuten nicht mit der Gleichgültigkeit und Nichtachtung hinwegsehen dürfen. Gerade diese fünf Minuten sind die Voraussetzung und der Beweis unserer Pünktlichkeit.

Pünktlichkeit aber ist eine Eigenschaft, die in jedem Berufe verlangt wird, die uns zu einem zuverlässigen Menschen macht. Wer pünktlich ist, wer sich zu den bewußten fünf Minuten immer richtig einstellt, wird auch sonst im Leben gewissenhaft seine Pflicht tun.

Darum sollen wir Mütter unseren Kindern den Wert der fünf Minuten zeigen; nicht die Unwichtigkeit des kleinen Zeitmaßes betonen. Kinder kommen alle einmal mit der wohlbekannten Melodie: „Bloß noch fünf Minuten, Mutti!" Es ist schon besser, man bleibt da hart. Zu schnell hat so ein Kind gelernt, fünf Minuten als belanglos anzusehen. Aus fünf Minuten Aufschub werden zehn, fünfzehn, zwanzig. Kinder können so nachdrücklich auslen, wenn ihnen erst einmal nachgegeben wurde. Und Mütter werden müde; geben nach, um Ruhe zu haben: ein unzuverlässiger Mensch wird so erzogen. Unbrauchbar für das Leben. Die richtige Einstellung zu fünf Minuten kann nützen oder entscheidend sein; das sollen wir unsere Kinder lehren und ihnen — vorleben.

F. B.

Erdbeeren und Marmeladen

Der Wohlgeruch der köstlichen Erdbeeren ist etwas, was wir nach Möglichkeit aufbewahren und uns erhalten möchten. Es genügt uns nicht, die Erdbeerzeit insofern auszukosten, als wir täglich Erdbeeren in irgend einer Form als Nachtisch zu uns nehmen, daß wir Erdbeerbowlen bereiten, sondern wir wollen auch in erdbeerlosen Zeiten einen Nachgeschmack von all der Herrlichkeit haben. Es gibt glücklicherweise so viele Möglichkeiten, Erdbeeren so einzumachen, daß sie viel von dem Zauber der frischen behalten.

Zum Beispiel macht man in letzter Zeit vielfach **rohen Erdbeersaft** ein. Man kann dazu aber nur gute, frisch gepflückte Erdbeeren verwenden. 2,5 Kilo Erdbeeren werden von den Stielen befreit, gut abgespült und auf ein Sieb zum Abtropfen gelan. Dann werden sie in einem irdenen Topf mit einer Holzkelle zerquetscht. Man kocht nun etwa zwei Tassen Wasser auf, löst hierin 40 Gramm Weinsäure, setzt 1¼ Liter Wasser zu und gießt dieses über die Erdbeeren. Die man nun 24 Stunden stehen läßt. Man gibt die Masse darauf in den Saftbeutel zum Abtropfen. Der gewonnene Saft wird gemessen und in eine Schüssel getan, worauf man je 1 Liter Saft 1 Kilogramm Streuzucker zusetzt, nebst 1 kleinen Teelöffel Salizylsäure; man rührt mit einem großen silbernen Löffel, bis aller Zucker geschmolzen ist und der Saft klar aussieht. Man läßt ihn nun eine Weile stehen und schäumt ihn gründlich ab. Darauf wird der Saft in gut gereinigte, getrocknete Flaschen getan und mit einem harten Propfen aus Watte, die man in eine Salizylsäurelösung getaucht hat, verschlossen. Dieser Saft hat ein sehr feines Aroma.

Roheingemachte Erdbeeren. 2,5 kg gute, frisch gepflückte Erdbeeren werden entstielt, abgespült und zum Abtropfen auf ein Sieb geschüttet. Mit mischt nun die Beeren mit 1 Kilo Streuzucker und 5 Gram benzoesaurem Natron in einem irdenen Topf und rührt, bis der Zucker geschmolzen ist. Dann gibt man die Erbeermasse in gut gereinigte trockene Gläser. Man übergießt die Gläser mit einer dünnen Schicht zerlassenen Minderslag. Sobald dieser festgeworden ist, bindet man die Gläser mit Pergamentpapier zu. Sie müssen an luftigem, kühlem Ort aufbewahrt werden, an dem die Temperatur nicht über 15 Grad Celsius steigt.

Erdbeeren mit Rasbarber. 2 Kilo Rhabarber werden gut gewaschen und ungeschält in 1 Zentimeter dicke Scheiben geschnitten. Diese werden in einen Aluminiumtopf getan und mit 1½ Kilo Zucker bestreut. So bleiben sie bis zum nächsten Tag stehen. Dann gibt man 2 Kilo gut gewaschene Erdbeeren und noch 1 Kilo Streuzucker hinzu. Nach etwa zwei Stunden wird der Topf aufs Feuer gestellt; man läßt die Früchte langsam aufkochen und läßt den Topf etwa eine halbe Stunde auf mittlerem Feuer. In dieser Zeit muß die Masse gut abgeschäumt werden. Dann nimmt man die Erdbeeren vom Feuer, läßt sie ein wenig abkühlen und gibt dann etwas benzoesaures Natron hinein, das man in ein wenig Saft aufgelöst hat. Darauf füllt man das Eingemachte in gut gereinigte, trockene Einmachgläser.

Erdbeermarmelade. Frischgepflückte, recht reife Erdbeeren werden durch ein Sieb gestrichen und gemessen. Auf jeden Liter Erdbeermus nimmt man ein Kilo Zucker. Diese Mischung rührt man mit dem Holzlöffel zwei Stunden lang. Die Marmelade, die sich besonders gut zum Füllen von Torten eignet, wird in Gläser oder Töpfe getan und mit Pergamentpapier zugebunden. Sie ist sehr haltbar.

Erdbeermarmelade auf andere Art. 2 Kilo gut gesäuberte Erdbeeren werden in ½ Liter Wasser weich gekocht. Man reibt sie dann durch ein Haarsieb und kocht das Fruchtmus nun mit einem Kilo gesiebtem Zucker unter ständigem Rühren so lange, bis eine Probe auf einem Teller gelierd. Darauf wird die Marmelade heiß in trockene Gläser gefüllt, erkaltet mit Pergamentpapier bedeckt, das man in Rum angefeuchtet hatte, und schließlich die Gläser gut verschlossen. Man kann auch Erdbeeren mit Himbeeren mischen.

Erdbeersaft. Aus Waldbeeren kann man einen besonders aromatischen Saft gewinnen. Man kocht 1 Kilo Streuzucker in ½ Liter Wasser auf, schüttet 1½ Kilo gereinigte Walderdbeeren hinein und läßt sie in dem Sirup aufkochen, bis der Zucker geschmolzen ist. Dann gibt man die Erbeermasse in gut gereinigte trockene Gläser. Man übergießt die Gläser mit einer dünnen Schicht zerlassenem Minderslag. Sobald dieser festgeworden ist, bindet man die Gläser mit Pergamentpapier zu. Sie müssen an luftigem, kühlem Ort aufbewahrt werden, an dem die Temperatur nicht über 15 Grad Celsius steigt.

Deutsche Mädel

(Das deutsche Bild, M)

Artgemäße Kleidung

Wir wissen um das Bemühen vieler in Industrie und Handwerk maßgeblichen Stellen, die Art von deutschem Werkstoff zu veredeln und ihn dem Verbraucher zugänglich zu machen. So werden heute auch immer mehr Kleider, die aus deutschen Stoffen und von deutschen Händen gefertigt sind, als rein deutsche Modeerzeugnisse in den Handel gebracht. Ohne weiteres nimmt man an, daß sie auch „artgemäß", d. h. dem Wesen der deutschen Frau entsprechend sind. Aber hier wird, wie bei vielen anderen Dingen, der Begriff „deutsch" als Mertmesser mißbraucht. Eine deutsche Mode soll sich keineswegs nur auf die Verarbeitung von deutschen Stoffen durch deutsche Hände beschränken. Eine noch so gute schneiderische Leistung können wir nicht als deutsch bezeichnen, wenn sie in der Kleidgestaltung Formen und Linien aus der Weltmode bevorzugt, die deutscher Frauenart wesensfeindlich sind. Wir denken dabei an die reine Nachbildung französischer Modelle mit modischen Uebertreibungen, die der Französin „gemäß" sein mögen, die aber das Wesen der deutschen Frau nicht nur herabsetzen, sondern es geradezu lächerlich machen. Jede Modesaison bringt Uebertreibungen und Uebersteigerungen auf allen Gebieten der Kleidung, einschließlich der Hüte und Schuhe. Oder sind die roten und grünen Lederhergen an den Schuhen, die mißverstandene bäuerliche Bodenverbundenheit ausdrücken sollen, keine Uebertreibung? Ist der überaus enge „hüftschlanke" Rock, wie er heute noch immer in den führenden Modesalons gezeigt und deshalb auch überall nachgeahmt wird, wirklich art- und wesensgemäß?

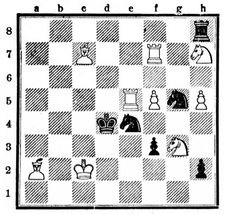
Deutsche Kleidungsgestaltung soll keineswegs spießbürgerlich sein und an Gretchens erinnern oder etwa auf eine Art Uniformierung hinausgehen. Es gibt Menschen, die sich unter dem Begriff „deutsche Mode" bereits etwas Bestimmtes vorstellen. Nichts anderes ist damit gemeint, als die artgemäße Kleidung der deutschen Frau, aus schöpferischem, deutschem Geist entstanden und von deutschen Händen aus deutschen Stoffen geschaffen. Bei Bejahung aller wesensfeindlichen Formen soll die Kleidung schön und lebensbejahend sein, der Ausdruck der inneren Haltung.

Gute deutsch empfindende Modeschöpfer werden immer das richtige Fingerspitzengefühl haben, eine wesensgerechte Kleidgestaltung haben, können durchaus die technischen und wirtschaftlichen Forderungen in Einklang bringen mit den erzieherischen Verantwortung, auf die es ankommt. Erst dann hat das Kleid der deutschen Frau das arteigene Gepräge, worauf sie Anspruch hat. Und die so Selbstbestimmung, den aus deutschen Stoffen geschaffen. Bei Ablehnung aller wesensfeindlichen Formen soll die Kleidung schön und lebensbejahend sein, der Ausdruck der inneren Haltung.

Wir deutschen Menschen brauchen keine Anlehnung an fremde Gepflogenheiten, vom Fremden finden wir zurück zum Eigenen, vom Unechten und Wesensfeindlichen zum Echten und Artgemäßen.

Margarete Groche.
Beauftragte des Verbandes Frauenkultur im Deutschen Frauenwerk.

Schachaufgabe



Matt in vier Zügen.

Kontrollstellung (15 Figuren): Weiß (9 Figuren): König c 2, Turm e 5, f 7, Springer g 3, h 7, Läufer a 2, e 7, Bauer f 5, h 5. — Schwarz (6 Figuren): König d 4, Springer e 4, g 5, Turm h 8, Bauer f 3, h 2.

Der Schuß.

Eine Aufführung der Oper „Tosca" in der Berliner Staatsoper wird durch den Rundfunk übertragen. Im dritten Akt wird bekanntlich der Maler Cavaradoss durch eine Gewehrsalve getötet. Wer nimmt diesen Vorgang zuerst wahr: der auf dem III. Rang sitzende Zuschauer in der Staatsoper oder der Rundfunkhörer in New York?

Ein schlechtes Geschäft.

Ein Mann ging in einen Schuhmacherladen und kaufte sich ein Paar Stiefel aus. die 16 Mark kosteten. Er gab dem Schuhmacher einen Zwanzigmarkschein. Der Schuhmacher, der nicht wechseln konnte, ging zum Fleischer nebenan, um zu wechseln, und überreichte vier Mark seinem Kunden der dann wegging. Kurze Zeit später stürzte der Fleischer herein und sagte, daß der Geldschein falsch sei. Der Schuhmacher mußte ihm einen anderen Geldschein geben. Wieviel verlor der Schuhmacher?

Silbenkreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. italienische Hafenstadt, 3. afrikanisches Reich, 6. weiblicher Name, 8. germanisches Geschlecht, 10. Fluß in Italien, 11. Stadt in Arabien, 13. arabischer Name, 14. Stadt in Italien, 15. Stadt im Harz, 16. Stadtteil von Istanbul, 17. römische Göttin, 18. Weinumbang, 19. Stadt in Marokko, 21. weiblicher Name, 24. europäisches Herrscherhaus. 27. europäischer Staat. 29. Klage, 30. Stadt in Westfalen, 31. Roman von Zola. — Von oben nach unten: 1. Dennzinant, 2. russische Halbinsel, 4. Strand bei Venedig, 5. weiblicher Name, 6. afrikanisches Wild, 7. Schlachtort in Oberitalien, 9. Druckabfall, 11. geographische Bezeichnung, 12. männlicher Name, 13a. Teilzahlung, 18. kalter Wind, 20. Drama von Schiller, 22. sagenhafte Stadt, 23. weiblicher Name, 23a. spanische Ehrenwächterin, 25. Nähjüngfrau, 26. Spitze, 27. asiatisches Nomadenvolk, 28. weiblicher Name.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

2 3 4 6 7 8 10 5 — norddeutsche Stadt
3 5 12 10 2 — ostpreußisches Seebad
4 5 2 4 8 — Weidevieh
5 11 2 9 3 5 3 — moderner Dramatiker
6 11 10 12 10 5 — Erlöschen
7 3 10 6 3 2 — westdeutsche Stadt
8 4 6 3 2 — römischer Kaiser
9 3 10 6 7 8 10 — Kavallerist
10 11 12 10 2 — Leinenzeug
11 2 4 5 — Berg in der Schweiz
12 3 5 12 10 6 — spanische Grenzstadt
— Strom in Indien

Verwandlungsaufgabe.

In vorstehender Verwandlungsaufgabe soll das Wort Herr durch fünfeinweise Umänderung in die Wörter Satz, Olde, Gold, Gala umgewandelt werden, und zwar darf immer nur ein Buchstabe durch einen anderen ersetzt werden, auch darf jedes Wort nur einmal vorkommen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Lösung: T f 7 — f 4.
1.) T f 7 — f 4, K a 6 — b 5; 2) D a 5 — a 4 +, K b 5 — a 4; 3.) S e 4 — c 3 matt
oder
1.) T f 7 — f 4, e 5 × T f 4; 2) S e 4 — c 5 +, K a 6 — b 5; 3.) S e 2 — d 4 matt.

Zu Lande und zur See.
Gast (Eischgast, Matrose).

Der Wasserspritzer.

Lautlos fährt kein Motorboot. Durch ruhiges Wasser, also bei Windstille, kann ein Segelboot gleiten, denn dazu braucht es keine Wellen erzeugt. Ein westwärts fahrendes Ruderer fährt mit dem Rücken gegen Westen (in untergehende Sonne). Nur ein Paddler ist es, der, durch ruhiges Wasser schnell und lautlos, mit dem Gesicht der untergehenden Sonne zu, westwärts fährt.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Waagerecht: Basel, Bart, Rute, Ecke. — Senkrecht: Kiß, Birke, Laute, Eck. — Aus dieser Reihenfolge sind die Wörter einzuschreiben.

Bilderrätsel:

Mit dem Löffel kann man das Meer nicht ausschöpfen.

Silbenrätsel:

1. Grenadine, 2. Renette, 3. Original, 4. Spekulatius, 5. Fola, 6. Tolan, 7. Ulf, 8. Nuance, 9. Kudowa, 10. Arrest, 11. Rowert, 12. Nuntius. — Großtun kann nur Narr.

Rechenaufgabe: 7. 45/90.

Mittaurampe.
Planetarium.

Haus, Hof und Garten

Moderne Komposthehandlung

Nicht jedem ist es klar, daß unser Garten nach jeder Ernte nicht nur die in den Pflanzen verarbeiteten Mineralstoffe verliert, sondern auch einen Teil seines Humusgehaltes. Dieser wie wir durch zweckmäßige Düngung wieder angereichert wird an Stickstoff, Kali, Phosphorsäure und Kalk, müssen wir auch darauf bedacht sein, von Zeit zu Zeit den Humusverlust auszugleichen. Das kann geschehen durch die Zufuhr von Stalldung oder durch Kompost. Ersterer ist in manchen Gegenden schlecht zu bekommen, ist auch recht teuer. Letzteren kann und sollte sich jeder Gärtner — selbst der kleinste Schrebergärtner — selbst herstellen. Die kommen nun wieder die „Aber". Ja, so ein Komposthaufen muß seine zwei Jahre liegen. Wo soll man den Platz hernehmen? 2. So ein Komposthaufen muß jedes Jahr umgesetzt werden. Das kostet viel Arbeit, und nicht jeder versteht es. 3. Gar zu leicht kommt sämentragendes Unkraut in den Kompost. Dann hat man im nächsten Jahre das Unkraut überall.

Also verbrennen wir lieber das Unkraut und kaufen uns zum Frühjahr ein Fuder Mist! Ja, Verlaß, lieber Gärtner, das ist Unfug!

Durch die Unkrautverbrennung vernichtet die Werte, die Eurem Boden unmöglich ersetzt werden können. 2. Sehr oft wird gerade mit frischen Dünger — vor allem Schweinemist, aber auch durch Hühner- und Kaninchenmist — Unkraut verbreitet. Bekanntlich haben die Unkrautsamen eine große Widerstandskraft, so werden in ihrer Keimfähigkeit eher gefördert, wenn sie durch den Verdauungskanal eines Tieres gegangen sind. 3. Und das ist das Wichtigste: Es gibt jetzt ein Verfahren, das die wirklichen oder auch eingebildeten Nachteile der bisherigen Komposthereitung nicht mehr aufweist. Vergegenwärtigen wir uns doch einmal kurz den Vorgang: Der Komposthaufen! Es sollen Pflanzenteile nicht nur hinein, sondern sie sollen vollkommen vertrocknete Blätter, während die oberen Blätter der Pflanze noch vollkommen ordnungsmäßig arbeiten. Bekannt ist jedem Bauern außerdem die sogenannte Schwarzbeinigkeit, dabei wird der Stengelrand allmählich braun bis schwarz, die Pflanze bleibt kleiner, als gesunde Pflanzen und stirbt auch früher ab. Alle diese Krankheitserscheinungen treten zu der oben angegebenen Zeit auf, und es ist für jeden Anbauer von Kartoffeln wichtig, zu wissen, welche Ursachen diese Krankheiten haben, welche Folgen sich daraus ergeben und was er zur Bekämpfung dieser Krankheiten oder gar ihrer Beseitigung tun kann.

Uns ist bekannt, daß die Ursache dieser Krankheiten bei unseren Kulturpflanzen bestimmte Kleinlebewesen sind. So wird z. B. die Schwarzbeinigkeit von einer Gruppe von Bakterien hervorgerufen. Diese Bakterien befinden sich für gewöhnlich im Boden, so daß gegen sie nur schwer etwas unternommen werden kann. Trotzdem verdient die Schwarzbeinigkeit für uns besondere Beachtung. Die Bakterien, die die Schwarzbeinigkeit der Kartoffelstaude verursachen, dringen auch in die Kartoffelschale ein und sind später bei der Aufbewahrung der Kartoffeln ein gefährlicher Herd für Fäulnis. Wenn also Kartoffeln im Keller oder in der Miete faulen, so liegt das häufig daran, daß einige Kartoffeln von schwarzbeinigen Stauden stammen. Durch sie kommen die Fäulniserreger in die Miete und befallen dann auch die gesunden Knollen. So können durch wenige kranke Knollen große Verluste entstehen. Beim Oeffnen der Mieten und beim Verlesen der Saatkartoffeln muß dann selbstverständlich sehr genau darauf geachtet werden, daß keine faulen Knollen zum Auspflanzen verwendet werden. Aber auch solche Knollen die durch die Fäulnisfähigkeit, die aus den faulenden Knollen ausstritt, nur angefeuchtet sind, haben schon Bakterien an sich. Dadurch besteht die Gefahr, daß aus diesen Knollen wiederum schwarzbeinige Stauden wachsen. So kann also die Schwarzbeinigkeit auch durch das Pflanzgut übertragen werden. Um die geschilderten Folgen der Schwarzbeinigkeit zu vermeiden, gibt es nur eine Möglichkeit: Die saubere und frühzeitige Entfernung aller kranken Stauden. Die Säuberung des Kartoffelfeldes von schwarzbeinigen Stauden muß zu einer Zeit erfolgen, wo die Kartoffel noch keine oder nur sehr kleine Knollen angesetzt hat. Der günstigste Zeitpunkt liegt etwa zur Zeit, Auf diese Art ist es möglich, daß die kranken Stauden keine Knollen liefern, durch die unter Umständen ein größeren Teil der Ernte bei der Aufbewahrung gefährdet werden kann.

Aber auch die Bekämpfung der anderen, im Anfang geschilderten Krankheiten muß energisch in Angriff genommen werden. Während wir über die Ursache und die Entstehung der Schwarzbeinigkeit recht gut unterrichtet sind, trifft dies für jene anderen Krankheitserscheinungen leider nicht zu. Wir kennen hier nicht den oder die Erreger, sondern nur die Folgen der Krankheiten. Sie kommen in einem Rückgang des Ertrages zum Ausdruck. Man nennt diese Erscheinung Abbau und die Krankheiten Abbaukrankheiten. Also sowohl das Rollen und die Mosaikfärbung der Blätter als auch das plötzliche Absterben der unteren Pflanzenteile sind Abbauerscheinungen, die Kartoffeln sind krank. Die Knollen von diesen Stauden dürfen als Saatgut nicht wieder verwendet werden. Denn es ist festgestellt, daß aus Knollen von kranken Pflanzen immer wieder — sogar in verstärkterm Maße — kranke Stauden hervorgehen. Wenn also ein Teil der Ernte eines Kartoffelfeldes zur Saat verwendet werden soll, müssen nicht nur alle

Abbildung 1. Schwarzbeinigkeit
a Kranke Staude, b Ertrag einer kranken und c einer gesunden Staude

Zeichnungen 1—3: Zamboni (M)

Abbildung 2. Blattrollkrankheit
a Rollkrankes und b gesundes Blatt. a¹ Ertrag eines Blattrollzweiges und b¹ Ertrag einer gesunden Staude

Abbildung 3. Mosaikkrankheit
Die hellen Stellen erscheinen beim grünen lebenden Blatt gelblich bis gelb

krautsamen über Winter aufgegangen und durch Erstickung unschädlich geworden sein.

Jedenfalls werde ich im nächsten Jahre, wenn ich wieder Stallmist gehe, dies Verfahren anwenden. Es wäre aber sicher interessant, wenn irgendwelche Erfahrungen auf diesem Gebiet veröffentlicht würden.

Bestimmt liegt in dem Kompostierungsverfahren des Dr. Rippert ein Fortschritt, der gerade auch dem kleinen Besitzer zugute kommen kann. Gerade er soll ja wirtschaftlich handeln und dem Boden möglichst wieder zuführen, was er ihm durch die Ernte entzieht. Wenn wir aber Kartoffelkraut und Unkraut verbrennen, so handeln wie unwirtschaftlich.

„Das schöne Heim"

Das Juniheft dieser Zeitschrift des guten Geschmacks aus dem Verlage F. Bruckmann, München, schließt sich seinen Vorgängern in würdiger Weise an. Mag es sich um anspruchsvolle Wohnräume oder um Wünsche für eine bescheidene aber kultivierte Lebensführung handeln, immer ist „Das schöne Heim" der gute Freund und stets verläßliche Ratgeber des Hauses. Daneben wird aber auch das Schönheitsbedürfnis des Beschauers durch das zahlreiche und vorzügliche Bildmaterial befriedigt. Wir finden reizvolle geschilderte Reiseschilderungen: „Ein Landhaus in Reich am Zuger See" — „Baumkunst an Bord des Dampfers „Oneisenau" von Robert Kain, Bremen — „Ordnung und Eigenbehandlung im städtischen Einfamilienhaus", ferner Aufsätze über Dinge, die der Annehmlichkeit eines jeden Haushaltes dienen. „Spitzel vom Wandschirm", „Gartenscheken und Gartenräume" — „Wieder Stauden im Garten" von Otto Valentien-Stuttgart und „Praktisches". Neuzeitliche Gegenstände des Kunsthandwerks vervollständigen den reichen Inhalt des Heftes. — Preis des Einzelheftes 1,45 RM; vierteljährlich 4,35 RM.)

Krankheitserscheinungen im Kartoffelfeld

Ende bis Anfang Juli und auch noch später sieht man in den Kartoffelfeldern häufig Stauden, die von dem normalen Aussehen einer Kartoffelstaude recht erheblich abweichen. Oft sind die Blätter solcher Pflanzen gerollt oder eigentümlich gekräuselt, auch treten im Blattverfärbungen auf, so daß das Blatt viele kleine hellere Stellen hat, wodurch ein „Mosaik" entsteht. Andere Pflanzen haben an den unteren Stengelteilen verwelkte oder schon vollkommen vertrocknete Blätter, während die oberen Blätter der Pflanze noch vollkommen ordnungsmäßig arbeiten. Bekannt ist jedem Bauern außerdem die sogenannte Schwarzbeinigkeit, dabei wird der Stengelrand allmählich braun bis schwarz, die Pflanze bleibt kleiner, als gesunde Pflanzen und stirbt auch früher ab. Alle diese Krankheitserscheinungen treten zu der oben angegebenen Zeit auf, und es ist für jeden Anbauer von Kartoffeln wichtig, zu wissen, welche Ursachen diese Krankheiten haben, welche Folgen sich daraus ergeben und was er zur Bekämpfung dieser Krankheiten oder gar ihrer Beseitigung tun kann.

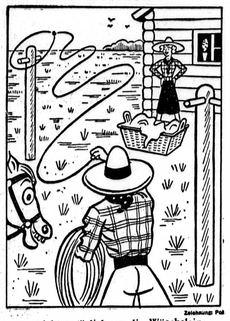
Uns ist bekannt, daß die Ursache dieser Krankheiten bei unseren Kulturpflanzen bestimmte Kleinlebewesen sind. So wird z. B. die Schwarzbeinigkeit von einer Gruppe von Bakterien hervorgerufen. Diese Bakterien befinden sich für gewöhnlich im Boden, so daß gegen sie nur schwer etwas unternommen werden kann. Trotzdem verdient die Schwarzbeinigkeit für uns besondere Beachtung. Die Bakterien, die die Schwarzbeinigkeit der Kartoffelstaude verursachen, dringen auch in die Kartoffelschale ein und sind später bei der Aufbewahrung der Kartoffeln ein gefährlicher Herd für Fäulnis. Wenn also Kartoffeln im Keller oder in der Miete faulen, so liegt das häufig daran, daß einige Kartoffeln von schwarzbeinigen Stauden stammen. Durch sie kommen die Fäulniserreger in die Miete und befallen dann auch die gesunden Knollen. So können durch wenige kranke Knollen große Verluste entstehen. Beim Oeffnen der Mieten und beim Verlesen der Saatkartoffeln muß dann selbstverständlich sehr genau darauf geachtet werden, daß keine faulen Knollen zum Auspflanzen verwendet werden. Aber auch solche Knollen die durch die Fäulnisfähigkeit, die aus den faulenden Knollen ausstritt, nur angefeuchtet sind, haben schon Bakterien an sich. Dadurch besteht die Gefahr, daß aus diesen Knollen wiederum schwarzbeinige Stauden wachsen. So kann also die Schwarzbeinigkeit auch durch das Pflanzgut übertragen werden. Um die geschilderten Folgen der Schwarzbeinigkeit zu vermeiden, gibt es nur eine Möglichkeit: Die saubere und frühzeitige Entfernung aller kranken Stauden. Die Säuberung des Kartoffelfeldes von schwarzbeinigen Stauden muß zu einer Zeit erfolgen, wo die Kartoffel noch keine oder nur sehr kleine Knollen angesetzt hat. Der günstigste Zeitpunkt liegt etwa zur Zeit, Auf diese Art ist es möglich, daß die kranken Stauden keine Knollen liefern, durch die unter Umständen ein größeren Teil der Ernte bei der Aufbewahrung gefährdet werden kann.

Aber auch die Bekämpfung der anderen, im Anfang geschilderten Krankheiten muß energisch in Angriff genommen werden. Während wir über die Ursache und die Entstehung der Schwarzbeinigkeit recht gut unterrichtet sind, trifft dies für jene anderen Krankheitserscheinungen leider nicht zu. Wir kennen hier nicht den oder die Erreger, sondern nur die Folgen der Krankheiten. Sie kommen in einem Rückgang des Ertrages zum Ausdruck. Man nennt diese Erscheinung Abbau und die Krankheiten Abbaukrankheiten. Also sowohl das Rollen und die Mosaikfärbung der Blätter als auch das plötzliche Absterben der unteren Pflanzenteile sind Abbauerscheinungen, die Kartoffeln sind krank. Die Knollen von diesen Stauden dürfen als Saatgut nicht wieder verwendet werden. Denn es ist festgestellt, daß aus Knollen von kranken Pflanzen immer wieder — sogar in verstärkterm Maße — kranke Stauden hervorgehen. Wenn also ein Teil der Ernte eines Kartoffelfeldes zur Saat verwendet werden soll, müssen nicht nur alle gewöhnlichen Knolle zwei kleine zu pflanzen. Unter der Voraussetzung, daß es sich um gesundes Pflanzgut handelt, ist dagegen in Ausnahmefällen nichts einzuwenden. Wenn dagegen kranke und gesunde Stauden das Pflanzgut liefern. so wird stets der Anteil der kranken Pflanzen am Saatgut größer sein, weil sie infolge ihrer Krankheit mehr kleinere Knollen ausgebildet haben als gesunde Stauden. Die rechtzeitige Entfernung aller kranken Stauden ist also für die Erhaltung der Gesundheit des Ertrages von der größten Bedeutung.

Sollte der Bestand so stark mit kranken Stauden durchsetzt sein, daß wesentlich mehr als jede zehnte Pflanze entfernt werden müßte, um einen gesunden Bestand zu schaffen, so empfiehlt es sich, nur die schwarzbeinigen Stauden herauszuhacken. Der Rest wird geerntet, und es muß nun peinlichst darauf geachtet werden, daß diese Kartoffeln nicht mehr als 25 Pflanzgut verwendet werden. Zum Auspflanzen im folgenden Jahre müßten in diesem Falle neue Pflanzkartoffeln bezogen werden. Am besten bezieht man anerkanntes Saatgut. Dabei geht man sicher, daß der Bestand, aus dem die Kartoffeln stammen vollkommen gesund gewesen ist. Die Saatenanerkennung, gerade bei der Kartoffel, ist eine der wichtigsten Maßnahmen des Reichsnährstandes, um den Bauern und Landwirten die Beschaffung von gesundem Pflanzgut zu ermöglichen. Der geringe Mehrpreis, den man für so sorgfältig herausgelesenes Pflanzgut bezahlen muß, sollte niemanden davon abhalten, anerkannte Ware zu kaufen.

Dr. Kohlbach.

Bei Cowboys . . .



. . . zieht natürlich er die Wäscheleine

Sone und solche — Katzen

In der Festung Thorn gab es früher ein Artilleriedepot und ein Proviantamt. Beiden war wegen der Mäuseplage das Halten von Katzen gestattet, die mit militärischer Pünktlichkeit jeden Morgen Milch erhielten. Vierteljährlich leichte oder Auffiehe die Milchrechnung ein.

Eines Tages kam im Artilleriedepot eine Anfrage der Oberrechnungskammer an: „Es ist anzugeben, warum die Katzen des Artilleriedepots im letzten Quartal für zwei Mark mehr Milch verzehrten als die des Proviantamtes!"

Der Zeugfeldwebel berichtete:

„Die Katzen des Artilleriedepots ernähren sich außer von Milch auch von Mäusen; diese aber fristen von den Lederabfällen und Pappresten des Depots ein kümmerliches Dasein. Dagegen ernähren sich die Katzen des Proviantamtes von den Mäusen des Proviantamtes. Diese Mäuse finden eine sehr kräftige und fette Nahrung in den Speisevorräten des Amtes. Demnach brauchen die dort befindlichen Katzen bedeutend weniger Milch als die Depotkatzen."

Das Gesicht

Wally will ihr Gesicht nicht waschen: „Nein, ich tu es nicht", sagt sie zur Großmutter.

Die Großmutter: „Pfui, schäme dich, wie ich ein kleines Mädchen war, habe ich immer mein Gesicht gewaschen."

Wally: „So, und wie sieht es jetzt aus?"

Kindliches Gebet

Fritzi verrät beim Zubettgehen der Mutter, daß sie noch ein ganz besonderes und eigenes Abendgebet sich selbst ausgedacht habe, und sie läßt sich nach vielem Bitten auch herbei, es zu sagen. Sie faltet die Händchen: „Lieber Gott, gib ja recht gut acht, daß meine liebe Mutti und mein lieber Vati nicht unters Auto kommen. Wenn sie aber unters Auto kommen, dann gib mir wenigstens einen ebenso guten Vati und eine ebenso gute Mutti wieder."

Warum eigentlich nicht

Der sehr lebhafte und aufgeweckte kleine Karl soll sein Abendgebet sprechen, aber er macht Ausflüchte. Schließlich platzt es aus ihm heraus: „Warum muß ich nur immer beten: Ich bin klein, mein Herz ist rein, warum kann ich nicht einmal beten: Ich hatt' einen Kameraden."

Neues von Wallenstein

In einem Schulaufsatz soll gesagt werden: Was wißt ihr von Wallenstein? Die Kenntnisse vom kleinen Fritz ergeben sich aus dem Satz: „Wallenstein trug zwar hohe gelbe Lederstiefel und einen weißen Spitzenkragen aber er war trotzdem ein düsterer Charakter."

Kindermund

Die kleine Elisabeth ist zum erstenmal auf dem Land und sieht bei der Hühnerfütterung interessiert zu, wie die Tiere die Körner mit dem Schnabel aufpicken. „Schließlich fragt sie verwundert: „Essen denn alle Hühner mit der Nase?"

Druckfehler

Aus einem Reisebericht: „. . . Nach zweistündigem Aufenthalt in dem paradiesisch schönen Schloßpark schritten wir den mit herrlichen Bronzefiguren reich geschmückten Kiesweg entlang, dem Ausweg zu. Der Wärter öffnete die Pfote."

Die Perle

Minna hat den Dienst gewechselt. Gerade bei Dienstantritt gibt die neue Herrschaft eine größere Gesellschaft, und die Hausfrau instruiert die neue Kraft noch ein bißchen über ihre Pflichten. Zum Schluß sagt sie: „Na. Sie waren ja auch schon bei Kens, da kennen Sie ja den Zauber schon", worauf die Neue meint: „Er heißt aber nicht Zauber, er heißt Schulze."

Je nachdem

Wie ist ihr Mann mit dem Barometer zufrieden, das ich ihm verkauft habe?"

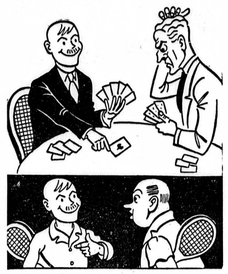
„Mal so, mal so! Wenn's steigt, freut er sich, und wenn's fällt, schimpft er!"

O weh!

„Nun, Adalbert, warum nannte ich dich eben einen kleinen Dummkopf?"

„Weil ich noch nicht so groß wie Sie bin, Herr Lehrer!" („Humorist.")

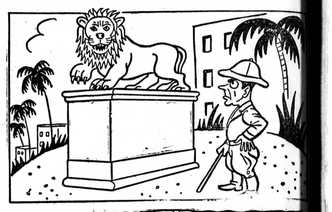
Allerlei Prahlhänse



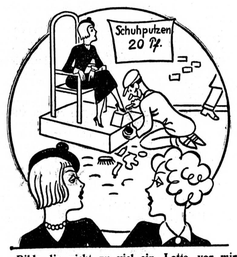
„Sie werden es kaum glauben, gestern habe ich ein Spiel gegen den berühmten Tennismeister Schmetterball gewonnen!"

„Gnädiges Fräulein sind wohl noch Anfängerin im Gesangsstudium?"

„O nein, ich habe schon bei den berühmten Orchestern als Solistin mitgewirkt!"



Ein Weltreisender berichtet: „Ich sah den Löwen scharf an, und er stand wie versteinert da."



„Bilde dir nicht zu viel ein, Lotte, vor mir ist gestern auf offener Straße ein wildfremder Mann niedergekniet."

„Was hast du denn, Bubi?"

„Ach, Mutti, mir ist heute etwas sehr Angenehmes zu Ohren gekommen!"

Auffassungsgabe

Im französischen Unterricht einer Töchterschule fragt die Lehrerin: „Wie heißt auf französisch die Hausfrau?"

Schülerin: „La ménagère."

Lehrerin: „Richtig, und wie heißt der Haushalt?"

Schülerin: „La ménagérie!"

Sicher

A.: „Ich habe immer gefunden, daß rechthaberische Menschen blaue Augen haben."

B.: Sicher, wenn nicht vorher, dann nachher."

Beim Mittagessen

Die junge Frau schluchzt: „Ich glaube, Karl, du hast schon alles vergessen, was uns der Pfarrer bei der Trauung gesagt hat: „Die Liebe glaubt alles, die Liebe hofft alles, die Liebe duldet alles!"

„Ja, aber er hat nichts davon gesagt, daß die Liebe alles ißt"

Kleine Anregung

Sonnenaufgang auf dem Arlberg. Golden funkelten die Spitzen der Berge, das Rot der Wolken spiegelte sich in dem weißgrauen Nebel, der aus den Tälern heraufzog. Dazwischen verstreut hellgrüne Töne der Matten.

Plötzlich eine Stimme: „Fabelhaft! Wundervoll! Unerhört! In diesen Farben lasse ich mir mein neues Abendkleid machen. Otto!"

Praktische Anwendung

„Großmutter, du sagst doch immer, daß man Böses mit Gutem vergelten soll!"

„Gewiß, mein Junge!"

„Kann ich dann eine Mark bekommen —, ich habe deine Brille kaputtgemacht!"

Verkehrt rum . . .

Großmutter hatte sich auf ihre alten Tage einen Bubenkopf schneiden lassen. Als ihr kleiner Enkel sie besuchte, sah er sie lange nachdenklich an, dann meinte er:

„Oma, du siehst jetzt gar nicht mehr aus wie eine alte Frau!"

„So, mein Liebling", sagte Großmutter geschmeichelt, „wie sehe ich denn aus?"

„Wie ein alter Mann", stellte Hänschen mit Genugtuung fest. („Neue I. Z.")

„Fahren wir auf fünf Tage in den Schwarzwald, Kitty?"

Kitty sagte weinerlich: „Ich kann nicht. Ich habe nichts anzuziehen!"

Der Gatte nickte: „Das dachte ich mir, darum habe ich auch nur eine Fahrkarte für mich gekauft." („Neue I. Z.")

Oh, diese Amphibien!

Lehrerin: „Wie heißt man die Wesen, die teils im Wasser und teils auf dem Lande leben?"

Der kleine Karl: „I weiß, Fräulein, ich weiß's: das sind die Sommerfrischler."

(„Fliegende Blätter")

Der Rohrbruch

„Um Himmels willen, was ist denn passiert?"

„Nicht so schlimm, Vati, dafür habe ich Hans-chen das Schwimmen beigebracht!"

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige im 7. Tag bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Vorhangstoff — echte Qualität, mit feinen Wandtreifenfarb. Streifen, 65 cm breit. Meterpreis 19 Pfg. Versand gegen Nachnahme. Umtausch oder Geld zurück. Muster, Wäscheleitg. kostenlos. Textil Wündisch Augsburg 224

Schwindelgefühle? Herzklopfen? Dann lesen Sie bitte unsere Broschüre Ein Weg z. Gesundheit Sie ist kostenlos und unverbindlich. Dr. med. Ubenburg & Co. Heidelberg-B. 102 F.

Messer immer mit Herdfeger putzen. Herdfeger putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

Sommer-Sprossen — Sommersprossen verschwinden durch mehrmal. Waschen mit grün. Steckenpferd-Lilienmilchseife. Bergmann & Co. A.-G. Radebeul-Dresden

Deutsche Marken-Nähmaschinen ab RM 124.—, Zick-Zack ab RM 198.— Ritter, Paderborn, Markt 8 Besichtigung erbeten

Original-Stricker für 47.50 Rm. Herrenrad, Modell 103 L. Hallo- oder Ballon, Aufpreis 6.—. Mitkompl. Lichtanl. Ein Stricker Qual. Rad. Katal. kostenl. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell., Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Inseraten Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" wollen Erfola haben.

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Unsere 3 besten! 3 x 1½ Kilo unserer besten Kaffeesorten. Und doch preiswert. Für die Freunde einer guten Tasse Kaffee! 1½ Kg RM 7.65 Zusendung frisch geröstet am Tage der Bestellung. Nachnahme ohne Nebenkosten Preisliste kostenlos. Seeberg-Konf Großrösterei Bremen-R 135

Hastreiter's giftfreie unschädliche Kräuter-Kuren gegen Kropf Basedow Bei Nichterfolg Geld zurück. Verlangen Sie kostenlos Aufklärungsschrift. Broschüre Nr. 2 Friedr. Hastreiter Gauting München

Heiraten — Inhaber kl. Betrieb, Paderborn, kath., wünscht mit gebild., gut erzog. Mädel aus bes. Kreisen im Alter v. 25—30 J. zwecks Heirat bekannt zu werd. Ang. mit Bild erb. unt. Nr. 7/1104 an „Der 7. Tag", Paderborn.

die neue linie — das Monatsblatt für Menschen von Geschmack. Literatur, Reise, Kunst, Sport, Mode, Architektur. Jedes Heft mit prächtigen Bildern, Beiträgen erster Autoren. Überall für 1 Mark erhältlich. Verlag Otto Beyer, Leipzig C 1

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!

Anzeigenpreise — Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 1534

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn; Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 36: 37 660. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt". G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße